This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

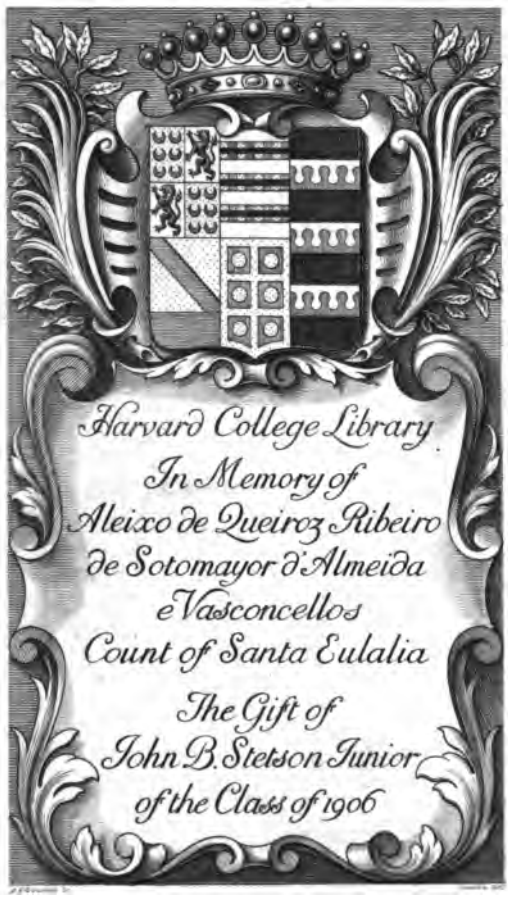
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lit 48.86.10
A


Harvard College Library
In Memory of
Aleixo de Queiroz Ribeiro
de Sotomayor d'Almeida
e Vasconcellos
Count of Santa Eulalia
The Gift of
John B. Stetson Junior
of the Class of 1906

# ROMANISCHES

UND

# KELTISCHES.

GESAMMELTE AUFSÄTZE

VON

HUGO SCHUCHARDT.

BERLIN.
VERLAG VON ROBERT OPPENHEIM.
1886.

Lit 48. 86.10
A
V
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
FERNANDO PALHA
DECEMBER 3, 1928

1869.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

MEINER

# LIEBEN MUTTER

ZUM

GEBURTSTAG.

*Als ich im Schatten der heimischen Anlagen, vor Ungeduld brennend den Libellen nachzujagen oder den Zirbelnüssen nachzusteigen, mit Dir Les Petits Béarnais lesen musste, als jede Bemühung mir die richtige Aussprache von aimable beizubringen, sich als vergeblich erwies, damals war nicht daran zu denken dass ich jemals in den romanischen Studien irgend welche Erfolge erzielen würde. Auf solche die mich wahrhaft befriedigten, kann ich auch jetzt nicht hinblicken; das Meiste und Beste blieb nur gewollt, und zudem hege ich über alle Produktion unseres wissenschaftlichen Kleingewerbes ziemlich pessimistische Ansichten. Nur das ist uns*

*ja wirklich und dauernd werth bei dessen Schaffen unsere Pulse höher geschlagen haben; es verknüpft sich mit unsern theuersten Erinnerungen, ja seine Wurzelfasern verzweigen sich bis in jene Zeit zurück da unser geographischer Horizont nicht weiter reichte als die Stimme der sorgenden Mutter, und kaum in nebelhaften Umrissen ein einziges wunderbares Sonnenland auftauchte, das uns die süssen Apfelsinen und die duftenden Vanillenschoten sandte. Wenn bei dergleichen Aufsätzen wie die hier gesammelten sind, das persönlich Empfundene und Aufgefasste in der Seele Anderer keine mittönenden Schwingungen hervorzurufen vermag, dann besitzen sie kein Anrecht auf die Öffentlichkeit; die Absicht populärer Belehrung würde mit Unrecht und wohl auch vergeblich angeführt werden. Daher habe ich, von ein paar Strichen und Wortverbesserungen abgesehen, in diesen Aufsätzen, die ein Jahrzehnt ausfüllen, Alles belassen wie ich es zuerst*

*niedergeschrieben hatte. Am wenigsten habe ich an gewissen Äusserungen rühren wollen welche seiner Zeit bei manchen meiner Landsleute ernsten Anstoss erregten. Denn sie sind aus dem Bemühen entsprungen in nationalen Dingen gerecht zu urtheilen und unduldsam nur gegen die Unduldsamkeit zu sein; und stets wird von dem Traumbild eines auch noch so fernen allgemeinen Völkerfriedens durch all das Wirrsal hindurch das uns bedrängt oder bedräut, ein Schimmer leitend und erleuchtend zu mir dringen.*

*Graz, den 27. Mai 1886.*

# I.

## Pompeï und seine Wandinschriften.*)

Von den Gestaden des klassischen Alterthums, die wir sonst nur aus weiter Ferne sehnsüchtig betrachten, streckt sich uns eine freundliche Landzunge so nahe entgegen dass wir vermeinen sie mit den Händen zu greifen. Es ist Pompeï. Zwar Vieles und Schönes haben wir von Griechen und Römern überkommen. Aber fast alles dieses war gleich anfangs mehr auf die Nach- als auf die Mitwelt berechnet, ja nicht weniges auf jene allein: ruhmredige Zeugnisse von Haupt- und Staatsaktionen, riesige Auswüchse kindischer Eitelkeit, Denkmäler des Todes und nicht des Lebens. Die Zeit, vom menschlichen Uebermuth herausgefordert, verschonte nichts. Zu Pompeï hingegen empfängt uns die Vergangenheit, nicht versteint und verbeint, sondern lachenden Antlitzes im frischen Dufte der Jugend, nicht in der Nachweltstoilette, der purpurverbrämten Toga, sondern im bescheidenen Alltagsgewande, hie und da sogar im tiefsten Negligé. Sie verschmäht es durch die steife Miene vornehmer

*) *Corpus inscriptionum latinarum. Vol. IV. Inscriptiones parietariae Pompeianae Herculanenses Stabianae, edidit Carolus Zangemeister. Berolini 1871.* Auf dieses Werk beziehen sich die im Folgenden citirten Nummern.

Würde oder gar altväterischer Ehrbarkeit uns in gemessener Entfernung zu halten; gleich einer liebenswürdigen Hausfrau bewirkt sie dass wir uns sofort vertraut und behaglich fühlen. Mit Recht singt der Dichter:

Aber ein lockenumkräuselter Knab' wie der lachende Amor,
Thanatos, scheinst du mir hier in dem flimmernden Schutte Pompejis.

An Bedeutendes reiht sich hier Geringes und Geringstes, und unsere Einbildungskraft braucht nicht, wie zu Rom, zwischen Tempeln und Mausoleen und Triumphbogen ihre Gespinnste zu ziehen, um die Stellen auszufüllen wo „das Volk" wohnte. Gerade in dem Geringen und Geringsten birgt sich das eigentliche Pompeï. Wäre in tausend Jahren unsere neue Kaiserstadt mit Sand zugeweht, und auswärts jede Kunde von ihr erloschen, würden wir dann nicht eher aus einer einzigen unversehrten Litfasssäule — *ex ungue leonem* — „Berlin wie's weint und lacht," zurückkonstruieren als aus den Erzbildern vaterländischer Helden und den Gerippen von Kirchen und Theatern? Mehr als auf allem Einzelnen was uns geboten wird, beruht Pompeïs jugendlicher Reiz auf dem Zusammenhang in welchem es uns geboten wird, wenn auch so Vieles um der eigenen Erhaltung willen aus diesem Zusammenhang herausgerissen worden ist. Durchmustern wir die im napoletanischen Museum aufgespeicherten Schätze, wie bald ermüden wir! Hier werden wir zu einem vergleichenden Studium von Venusstatuen gedrängt, dort machen wir an einer Reihe von Büsten einen Zwangskurs römischer Kaisergeschichte durch; von Mosaiken übersättigt, stürzen

wir uns in das *mare magnum* der Vasen; geschnittene Steine und thönerne Lampen umringen uns in flimmerndem Reigen. Leb- und leibhafte Fülle ist abgetödtet und zergliedert, eingetheilt und verzeichnet, zu Nutz und Frommen dem Künstler und dem Gelehrten, aber dem nur Geniessenden nicht zur Erbauung. Den zieht es nach Pompeï, das ihm des Lebens glänzende Mischung kredenzt, und von diesem Trank zu schlürfen wird er so leicht nicht müde. Haben wir unsere Augen angestrengt, um auf dem rothen Stuck die Krikelkrakel eines pompejanischen Schuljungen zu entziffern, so lassen wir sie auf der anmuthsvollen Gestalt der Tänzerin nebenan ausruhen; über den greifengetragenen Marmortisch blicken wir hinweg zu dem Silen in der mosaik- und muschelverzierten Brunnennische; von den Wagenrillen des Lavapflasters, die uns mit wunderlichen Gedanken über pompejanische Fahrten erfüllen, empor zu einem sinnreichen Gewerbszeichen oder einem eindringlichen Wahlaufruf. Hüben ragt der dampfende Vesuv; der uns diese Kostbarkeiten so sorgfältig verpackt hat; drüben, jenseits der üppigen und belebten Sarnoebene, dehnt sich im bläulichen Scheine die Kette des Monte Sant' Angelo; dort gar schimmert das herrliche Meer, dessen Götter und Göttinnen auf diese Wände verzaubert sind, und droben wölbt sich der leuchtende Himmel, der einst nur zwischen Dächern, Säulen und Laubwerk herniederschaute und diesen Bildern das rechte Licht, den rechten Schatten zutheilte. Natur und Menschenwerk klingen schön zusammen, und wir die wir mitten darinnen stehen, wir erwärmen uns mehr und mehr, wir fühlen mit, wir pompejanisieren

uns. Von dem Gemälde um uns belebt, beleben wir es wiederum, indem wir die Lücken ergänzen und das Verblasste auffrischen. Dabei tauchen wir getrost unsern Pinsel in den Farbentopf der Gegenwart; denn die Zeit ist in diesem Paradiese nur zögernden Schrittes gewandelt. Lassen wir uns durch all das Pusten, Stampfen und Hämmern nicht beirren; das Alte fristet sich mit Zähigkeit nicht nur da wo ein cikadenhaft eintöniger Gesang das Mais- oder Baumwollenaushülsen begleitet, nein, auch in dem städtischen Getriebe von Castellamare und Neapel.

Freilich die Kunst des Alterthums ist erloschen. Die Hellenen Castellamares haben sich heutzutage mit Besserem zu beschäftigen als mit Karniessen und Säulenordnungen. Aus den weissen, oben kissen- oder walzenförmig geschwellten Häuserwürfeln wie sie ringsumher ausgestreut liegen, ist es schlechterdings unmöglich, ein pompejanisches Urbild herauszudifteln. Nur Eines, die ausserordentliche Lichtersparniss, scheint ihnen aufgeerbt, und die viereckige, meist gegitterte Oeffnung über der Thüre, durch welche der Sonne immer der Eingang verstattet bleibt, erinnert an das Taubenschlagfenster im Hause des Labyrinths. Und wie in der pompejanischen Hauskapelle Lampenlicht das natürliche ersetzte, so muss es dem nordischen Fremdling dienlich und erfreulich sein dass an gewissen Tagen das Madonnenbild seiner Stube durch eine Oelflamme geehrt wird, wenn auch den heiligen Strahlen gegen die Nereïden und Mänaden welche seinen Schlaf beunruhigen, keine Macht innewohnt. In den Strassenwinkeln ist die erleuchtete Madonna oft die Nachfolgerin der zwölf Götter, um nachdrück-

licher statt des einfachen Kreuzes und der beiden geringelten Schlangen den Vorübergehenden das *extra meite* einzuschärfen. Diese Reinlichkeitsvorkehrung von zweifelhaftem Erfolge reicht ziemlich weit nach Norden hinauf, ebenso wie die uns befremdlichere Nachbarschaft, oft völlige Verschmelzung von Abort und Küche, von welcher uns schon Pompeï zahlreiche Beispiele bietet.

Vielfach hat sich an Geräthen, wie Lampen, Kohlenbecken, Glasflaschen, alterthümliche Bildung erhalten; auch das so auffallende Pferdegeschirr stammt gewiss nicht von heute und gestern, und jene gefährlichen Gefährte Neapels auf denen kunstgerecht je ein Dutzend Menschen balancieren, sind vielleicht in dem seiltänzerberühmten Pompeï ersonnen worden. Von Anderem zu schweigen. Kein Wunder daher dass manche jungen Misses welche die von den Führern und Arbeitern weggeworfenen Thonpfeifchen zu sich stecken, ihr Gewissen mit der Schuld eines antiquarischen Diebstahls belastet fühlen.

Mehr noch dauert in Hantierung, Gebrauch, Aberglauben das Alterthum fort. An seine dunkelste Seite gemahnt uns diese armselige Gestalt welche die Oelmühle dreht, an seinen heitersten Glanz jene blumengeschmückte, glühende Tänzerin. Dass die Zeichensprache, welche der Napoletaner in einer Weise pflegt als ob seine Lunge nicht die kräftigste der Welt wäre, seit uralter Zeit aus einer Hand in die andere übergegangen ist, könnten wir aus eines napoletanischen Gelehrten Abhandlung mit viel Gründlichkeit erweisen, und gegen die von Alexandre Dumas und Théophile Gautier umdichtete Jettatura diente schon zu Pompeï

der Phallus als Abwehr, welcher nun sich sittsam zum Horn oder Geweih umgewandelt hat. Und wer eine ganz heidnische Scene will, der betrachte L. Roberts bekanntes Bild, ob ihm auf demselben nicht eher geschwungene Thyrsusstäbe und bacchische Freude entgegenleuchten als andachtsvolle Miene und Haltung, wie sie die Gottesmutter von ihren Verehrern verlangt.

Die Wurzel aller dieser Kundgebungen ist natürlich der Volkscharakter. Er zeigt uns die Landschaftsstimmung in das Menschliche übertragen: nichts fehlt ihm, weder der Sonnenschein, noch der frische Seewind, noch das Rollen der Wellen, noch das Toben des Vesuvs. Daher hat er, wie die Landschaft selbst, unverändert so mannigfache Fremdherrschaft überstanden, daher haben sich vielmehr an ihm die Härten und Schärfen ausländischen Wesens erweicht und abgeschliffen. War auch Pompeïs Strassenleben, bei der verschiedenen Bauart der Häuser, nicht einmal verhältnissmässig so rege wie heute das Neapels, sei es auf dem Toledo oder zu Santa Lucia oder in den engen Hafenstrassen oder vor Porta Capuana — es trug ohne Zweifel denselben Stempel. Dieser Menschenschlag wird — heute wie einst — von der Luft und der Witterung und allem Druck von oben so wenig darniedergedrückt, so wenig eingeengt durch der Strassen und Wohnungen Enge und alle Enge der Verhältnisse dass er immer zwanglos und gefällig sich bewegt und seinen Gefühlen in Rede und Gebärde vollen Ausdruck gestattet. Wie auf den Strassen, so in den kleinen Theatern und in den Kneipen, besonders im Jesuitenkeller; so selbst in den Tribunali.

Der Fremde welcher die Tribunali besucht, findet eine unruhige, plaudernde Menschenmenge in Sälen und Gängen sich umherschieben; da werden Cigarren verkauft, da knusperiges Backwerk, da Federn und Papier, und er kann sich an den nächsten Tisch setzen, um nach Hause zu berichten dass hier nichts von jener beklemmenden Luft nordischer Gerichtshöfe zu spüren ist, nichts von jener unheimlichen Stille, deren Eindruck durch das Knirschen der Feder, das Rauschen des Streusands und irgend ein langgezogenes Räuspern wahrlich nicht gemildert wird. Noch besser mag es in den pompejanischen Tribunali — wir meinen nicht die sogenannten Tribunali, sondern die Basilika — zugegangen sein; hundert Spuren von der heitern, ja ausgelassenen Stimmung der hier Weilenden sind uns übrig geblieben, und man möchte fast glauben, Venus, die jenseits der Strasse thronte, hätte bis herüber in den Bereich der Gerechtigkeit ihr Scepter geschwungen. Nur ist zu bedenken dass, wenn das Leben im Castel Capuano dem einer Börse gleicht, die alte Basilika in der That die Bestimmungen einer Börse und einer Gerichtsstätte in sich vereinigte.

Bestimmte volksthümliche Gestalten des heutigen Neapels in Pompeï zu entdecken oder vorauszusetzen hält schwer; aber ohne Zweifel wuchs hier das Holz aus welchem jene geschnitzt sind. Eine Art Lazzaroni hat die alte Stadt entschieden besessen, d. h. Leute die an den Wänden lehnten und sich die Sonne in den Magen scheinen liessen, sich übrigens dadurch vor ihren Nachkommen auszeichneten dass sie nicht bloss in figürlichem Sinne so gerieben und mit allen Wassern gewaschen waren. So war, gegenüber jenem

Kaufmannshause welches das Haus des Siricus heisst, ein beliebtes Plätzchen für süsses Nichtsthun und gaffende Neugier; vielleicht gab es auch dann und wann einen kleinen Dienst zu leisten und einen Sesterz zu erhaschen. Der Apotheker aber vor dessen Haus diese Siesten stattfanden, ärgerlich darüber und wohl besonders für den frischen Glanz seiner Wand besorgt, malte an diese zwei riesige Schlangen an, die jedem Schrecken, geschweige Ehrfurcht, einflössen mussten, und schrieb, weiss auf roth, einen nicht ganz tadelfreien Hexameter darunter, welcher besagt: „Für Müssiggänger ist dies kein Ort; fort, du Herumlungerer!“ Auch camorristische Bestrebungen regten sich schon in Pompeï; wenigstens erfreute sich ein gewisser M. Cerrinius Vatia der Ehre seine Wahl zum Aedilen nicht nur von den sehr ehrbaren Zünften der Obsthändler, der Sackträger und der Salzarbeiter und den minder ehrbaren der Spätkneiper und der Schläfer, sondern auch von den ganz und gar nicht ehrbaren der Spitzbuben und der Dolchbrüder befürwortet zu sehen.

Nur ein Wesen kennen wir das schon Pompeïs bessere Tage erblickt hat und heute noch in kräftiger Gesundheit lebt: es ist unser Freund von San Carlino, Pulcinella. Wir wollen nicht erörtern inwiefern die Commedia dell' arte aus der alten Atellana erwachsen ist, wir wollen nicht untersuchen ob das Urbild von Pulcinellas reizendem Antlitz sich wirklich auf einem pompejanischen Säulenknauf vorfindet; wir lassen uns am unmittelbaren Eindruck genügen: mit seiner Papageiennase, seinem weissen Anzug, seinem spitzen Hut, besonders aber mit seinen Lazzi und seiner ver-

gnüglichen Redeweise, seiner ganzen Art, die ohne Verständniss für eilfertige Neuheit ist, gibt sich uns Pulcinella als den Bürger einer untergegangenen Welt. Man hat Pompeï auf verschiedene Weise verherrlicht, in der erzählenden Dichtung, im Roman, in der Oper, doch immer unter dem Schatten des Todes. Wäre uns Dichterkraft verliehen, wir würden nur das lustige und glückliche Pompeï in einem atellanischen Spiele feiern. Unser Held wäre dann Pulcinella, freilich ein niedriggeborner, etwa der Sklave eines reichen Pompejaners, wie er von diesem am frühen Morgen zu allerlei Besorgungen ausgeschickt würde, wie er vor dem „Elephanten“ des Sittius die Bekanntschaft eines daselbst logierenden Fremden machte und sich ihm als Führer durch die Stadt anböte, wie er ihn dann zu allem Sehens-, Essens- und Trinkenswerthen geleitete und über manches Gläschen „Warmes“, über manchen Blickwechsel mit schwarzäugigen Schönen seine ganze Sklavenschaft vergässe, wie er eine Kette von Verwicklungen und Verlegenheiten anzettelte und schliesslich, zu seinem Herrn zurückgebracht, von diesem — ganz im Geiste der echten Pulcinellkomödie — mit einer weidlichen Tracht Prügel empfangen würde.

Gab es je ein Schlaraffenland, so war es das welches den gefrässigen, dummschlauen Burschen, den Pulcinella, geboren hat. Ja, zu den Füssen des Feuerberges lag und liegt, ohne dass damit dem campanischen Gewerbfleiss zu nahe getreten werde, die wahre Cuccagna; die Römer sagten *Campania felix*. Da hauste ein Menschengeschlecht, kunstsinnig und gebildet, aber zugleich verweichlicht und in üppige Laster versunken. Statt auswärtiger Politik beschäftigten sie

Reibereien und Späne untereinander, die sich gelegentlich in einer blutigen Prügelei, wie der zu Pompeï im Jahre 59 n. Chr., gipfelten. Besonders standen die Pompejaner mit den Nucerinern auf gespanntem Fusse; mit jenen hielten es die Pithecusaner, mit diesen die Puteolaner und die Campanier überhaupt, was nicht sehr zu Pompeïs Gunsten spricht. Vielleicht sangen die Nachbarn damals auf Pompeï einen ähnlichen Spottvers wie man heute auf Scafati singt:

*Scafati, schifeta,*
*Mal' acqua, mala gente,*
*Sino all' erba è malamente,*

indem so ein Ueberfahrtsplatz (von *scafa*) zu einem schmutzigen Ort (von *schifo*) entstellt wird. Wenige Jahre nach gedachter Prügelei thaten sich die ersten Anzeichen eines göttlichen Strafgerichtes über Pompeï und die Nachbarstädte kund. Aber die Leichtsinnigen achteten dieser Warnung nicht gross. Wie jene kleine Pariserin hatten sie auf die Frage: „was ist ein Vulkan?“ die Antwort: „ein Ding auf welchem man tanzt.“ Sie tanzten und schwelgten weiter. „Da liess der HErr Schwefel und Feuer regnen vor dem HErrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra.“ Wie viele Gerechte diesem Feuerregen entrannen, ob Christen darunter waren, wer weiss es! Wohl keimte neben andern morgenländischen Glaubenslehren auch die erhabenste schon zu Pompeï. Der Eindruck der grauenhaften Verödung musste unter den Geretteten und unter den Umwohnenden das rasche Wachsthum dieses Keimes fördern, und so mag pompejanischem Samen das heilige Blut das auf der Höhe von Pozzuoli verspritzt wurde, entstammt sein, und das heidnische

Pompeï sich in dem christlichen Pompeï bei San Gennaro de' Poveri verjüngt haben.

Was nun vor Allem ist es was uns Pompeïs Peccadillen aufdeckt? was uns sein tägliches Trachten und Treiben veranschaulicht? den Charakter dieses Völkchens in das Sonnenlicht rückt? was die rasch verhallenden Rufe und Reden der Strasse im Fluge festhält und uns überliefert? und so die Reihe vieler Jahrhunderte uns zu einer kurzen Spanne Zeit zusammenschiebt? Es ist das Zufälligste, Vergänglichste, Unschönste. Es sind die Wandinschriften, besonders die Kritzeleien, die *tot scriptorum taedia*, wie sie, solchen *scriptores* selbst zufolge, zu Pompeï bezeichnet zu werden pflegten. Erwerben sich „die Narrenhände welche Tisch und Wände beschmieren," wenig Dank bei der Mitwelt, so möchten die Nachlebenden sie herzlich schütteln um dessentwillen was sie gethan haben; ihr Werk wird durch die Zeit geadelt. „Unter deren plastischer Hand werden," wie Washington Irving sagt, „Kleinigkeiten zu Gegenständen von Wichtigkeit; der Unsinn eines Zeitalters wird die Weisheit des andern, die Seichtheit des Witzlings erhebt sich zur Gelehrsamkeit des Pedanten."

* * *

Alles Niedergeschriebene erscheint wesentlich von doppelter Art. Entweder ist es durch keine ihm anhaftende Bedingung in seinem Umlauf unter den Menschen gehindert — wir nennen es Brief oder Buch, je nachdem es auf die Theilnahme Einzelner oder die allgemeine berechnet ist — oder es gehört einem bestimmten Orte fest an, und meistens auch durch eine

innere Beziehung zu ihm; dann nennen wir es Inschrift. Eine Abzweigung der Inschrift ist die Aufschrift auf beweglichen Gegenständen. Diese erniedrigt sich einerseits zum Stempelzeichen, andrerseits, indem ihr Träger mehr zu ihrem Schmuck als sie zu seiner Erläuterung dient, nähert sie sich der erstgenannten Klasse an. Mit diesen äusserlichen Umständen hängt nicht nur die Wahl des Stoffes auf welchem, und desjenigen mit welchem geschrieben wird, sondern auch die Form und der Gehalt des Niedergeschriebenen zusammen, aber keineswegs vermittelst zwingender Nothwendigkeit.

Unter den Inschriften heben sich die eigentlichen Inschriften hervor, die Denkmäler, welche das Andenken an eine Sache oder eine Person, an ein Ereigniss oder eine Verordnung erhalten sollen. Unter allen Völkern haben sich die Römer die Meisterschaft in der inschriftlichen Darstellung erworben. Nicht nur dass sie den Theil der Welt der ihrer Herrschaft unterworfen war, mit Inschriften besäeten, dass sie, soweit nur die Standarten ihrer Legionen vorwärts drangen, steinerne Zeugnisse ihrer Gegenwart aufrichteten; sie erhoben auch die Kunst Inschriften abzufassen zur höchsten Vollkommenheit — das Rednerische und Ruhmredige vereinigte sich mit der scharfen Kürze welche auch der römischen Rechtsformel eigen ist, zum Lapidarstil; dieser ist eine römische Schöpfung. Die Freude am eingegrabenen Buchstaben ist in Italien, besonders in Rom, bis heute lebendig geblieben; die Abfassung von Inschriften bildet ein eigenes Gebiet schriftstellerischer Thätigkeit, und wer hier an Geschmack und Gewandtheit Andere zu überragen meint, beglückt wohl, unsern Hochzeits- und

Geburtstagsdichtern nicht unähnlich, Freunde und Menschheit mit den im Druck gesammelten Früchten seiner epigraphischen Muse. Unser Norden zeigt sich wenig inschriftenlustig; nur der Grabschriften kann die fromme Anhänglichkeit an die Todten nicht entrathen, wiewohl sie meist darauf verzichtet ihnen den Charakter öffentlicher und unvergänglicher Denkmäler zu verleihen. Wo aber unter Deutschen der Katholicismus herrscht, da begegnen wir einem weit regeren Inschriftensinn, den mit manchem andern Stücke Römerthums die Kirche herüber verpflanzte.

Um diesen Kern von disciplinierten und uniformierten Inschriften herum lagert sich unübersehbar ein zuchtloser und buntscheckiger Tross. Jene paradieren vor dem Leser; sie schreiben ihm vor was er sich denken soll. Diese genügen schon ihrem Verfasser; sie verkörpern unmittelbar das was er selbst denkt, und er bedarf keines Stilisten und keines Steinmetzen zur Vermittlung. Doch welch ungeheurer Abstand wiederum zwischen den Buchstaben die der Schulknabe in die Tafel schnitzt, während die Erzählung von Alexanders des Grossen Thaten wie ein dumpfer Lärm an sein Ohr schlägt, und dem „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" welches der Dichter wie eine Beschwörung innerlicher Stürme auf die Bretterwand der Waldhütte aufzeichnet. Dort der unterste und einfachste Gedanke, der des Ichs, oder kaum dieser; denn die Wurzel des Triebes ruht im Reiche des Unbewussten. Auf einem angebornen Bedürfniss ist die stetige Gewohnheit begründet die Gedanken zur sinnlichen Darstellung zu bringen, und daraus entspringt dann und wann das neue Bedürfniss die Mittel dieser Darstellung

ohne jeden Zweck in Wirksamkeit zu setzen, sich der Sprache und der Schrift ganz mechanisch zu bedienen. Die unsichtbare Luft, der zerthauende Schnee, der verwehende Sand verschlingen unzählige solcher gedankenlosen Schreibübungen, die sich auf festerem Stoff in bewusste zu verwandeln pflegen. Am häufigsten wird der eigene Name niedergeschrieben; zunächst keineswegs für die Augen Anderer, vor denen er sich oft geradezu versteckt, für die er oft, bloss durch die Anfangsbuchstaben angedeutet, ein Räthsel bleibt. Wir lieben es uns in den Zeichen welche unsere Person bedeuten, träumerisch zu bespiegeln und wir glauben durch sie eine besondere Beziehung zwischen uns und den Dingen oder Orten herzustellen. Diesen Verewigungen widmet R. Tœpffer in seinen *Nouveaux voyages en zigzag* einige angenehmen und treffenden Betrachtungen. Besonders deutlich nehmen wir dieses Selbstgenügen wahr wo der Gedanke des Ichs in dem Gedanken an das andere Ich aufgeht, wie wenn etwa der einsame Spaziergänger die Buchstaben seines Sehnsuchtslautes mit kräftigen Messerschnitten dem verschwiegenen Busen einer Buche oder einer Tanne anvertraut, unbekümmert darum wie bald diese schlanken, tiefen Züge, in welche sich statt des seinigen das Herzblut des Baumes ergiesst, verknorren und verwachsen werden. „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein, ich grüb' es gern in jeden Kieselstein", singt der Liebende, nicht um Andere sein Glück wissen zu lassen, sondern weil er es irgendwie ausströmen muss. Aber dieser naive Standpunkt wird überwunden. Das Gefühl gelesen zu werden steigert sich zum Wunsche; der Wunsch wird der einzige Antrieb. An Orten

z. B. die der Ruhm geweiht hat, oder deren Besuch mit besonderer Anstrengung oder gar mit Gefahr verknüpft ist, verkündet der geschriebene Name: „auch ich war hier.“ Die Krone dieser Inschriften sind die an irgend einem schwer zugänglichen, aber weithin sichtbaren Felsblock angepinselten, die „Kieselacks“; nichts kann weiter von jenen gemüthvollen Bauminschriften entfernt sein als sie, dafür sehen sie den monumentalen Inschriften zum Verwechseln ähnlich. Diesen Gegenstand, der zwar mit vollstem Recht ein trivialer zu heissen verdient, aber weder des Reizes noch der Bedeutung ermangelt, müssen wir hier abbrechen, denn er ist unbegrenzt. Die Inschriften aus freier Hand können alles Mögliche enthalten, sich in jedes mögliche Gewand kleiden, von jeder möglichen Willensrichtung eingegeben sein. Zuweilen werden solche Gewächse, die wild nur auf lebendigem und todtem Holz, auf Kalk und Stein vorkommen, auf einem eigentlich fremdartigen Boden und in einer gewissen Ordnung angepflanzt; daselbst schiessen sie höher empor, ohne ihre Natur wesentlich zu veredeln; man nennt diese Blumengärten Fremdenbücher.

Die eben besprochene Gattung von Inschriften dürfen wir aller Orten und zu allen Zeiten erwarten, wo und wann immer das Schreiben den Windeln einer mühsam geübten Kunst entwachsen ist. Ihr Vorkommen bei Griechen und Römern lässt sich aus zahlreichen Schriftstellerzeugnissen ermessen; überdies sind uns nicht unbeträchtliche Proben aus dem Alterthum übrig geblieben. Unter diesen sei, als einer besonderen Abtheilung, der *προσκυνήματα*, der Andachtsinschriften, im Vorbeigehen Erwähnung gethan. Wir

begegnen solchen in dem Neptunstempel auf dem Vorgebirge von Santorin und anderswo in Griechenland, in den Bergen Aegyptens und Nubiens, auch auf „Sinas gluthgeborstnen Höh'n"; doch rühren die hier befindlichen zum grössten Theil von christlichen Pilgern her. Z. B. lautet ein griechisches *προσκύνημα* von der Insel Philai in Aegypten: „Ich, Sarapion, der Sohn des Aristomachos, komme zur grossen Göttin Isis auf Philai, meiner Eltern zu ihrem Heile gedenkend." Etwas weniger andächtig mochten jene Inschriften gewesen sein welche, Plinius dem Jüngeren zufolge, die Quelle und den Gott Clitumnus auf allen Säulen und Wänden feierten. Indessen dürfen wir keineswegs glauben dass die epigraphischen Leistungen von Liebhabern sich auf gewisse Gelegenheiten oder Orte beschränkt hätten; vielmehr waren sie weit durchgängiger und gleichmässiger verbreitet als bei uns, wir finden sie nämlich fast überall da wo wir Tünche finden. Für heute bedeutet dies jedoch: nicht allzu häufig; denn wie wenig Wände sind uns in ihrer Bekleidung erhalten! Selbst Rom liefert uns keine grosse Anzahl von Wandkritzeleien oder, wie die Italiener sagen, Graffiti. Manche von ganz geringem Belang, oder nur Spuren von solchen, hat man in den Titusthermen, auf dem Campo di Maccao u. s. w. entdeckt. Die meiste Beachtung verdienen die drei beschmierten Wände auf der Westseite des Palatins, die im Jahre 1855 dem Tageslicht wiedergegeben wurden: das einzige Andenken an die Pagenstreiche welche gegen Ende des zweiten Jahrhunderts diesen Theil des Cäsarenpalastes, das *paedagogium*, belebten. Hier liest man neben einem Esel an der Mühle das:

„Arbeite, Eselchen, wie ich gearbeitet habe, und es wird dir wohl bekommen.“ Von hier stammt jenes jetzt im Museo Kircheriano aufbewahrte Spottbild auf Christus (ein gekreuzigter Esel), das laut beigefügter Inschrift auf den Christen Alexamenos berechnet war, wie vielleicht auch das *Libanus episcopus* ebendaselbst christliche Bedeutung hat. Die Kunst überhaupt ist stark vertreten; hauptsächlich die Begeisterung für die Kampfspiele verlangte nach bildlichem Ausdruck: Siegespalmen, Cirkusrosse, Gladiatoren mit ungeheuren Nasen und Armen wie Topfhenkeln (wofern nur einzelne Gliedmassen zu unterscheiden sind) erregen hier, wie zu Pompeï, das Vergnügen des Betrachters. Die Zeichner hingegen, weit entfernt sich ihrer Werke zu schämen, nennen sich nicht selten, z. B. *pingit Fortunatus Afer*. Als Siegespreise werden uns einmal aufgeführt eine Dalmatika und andere Gewandungen, und es fällt uns dabei das *correre il palio* der heutigen Italiener ein. Einer etwas spätern Zeit gehören ein paar Dutzend von Wandinschriften an (die älteste ist von 215 nach Chr.) welche unter der siebenten Kohorte der Vigules (wie sie sich selbst mit Vorliebe, statt *Vigiles*, nennen) ihre Urheber zu suchen haben. Wir verdanken sie den zu Ende 1866 eröffneten Ausgrabungen von Monte di Fiore in Trastevere. Besonders ist darin von Talglämpchenerleuchtungen (*sebaciaria*) die Rede, die zu irgendwelchen Festen öffentlichen oder privaten Charakters veranstaltet wurden. In die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts (wie man aus den vorwiegend noch griechischen Sklavennamen entnehmen kann) fallen auch die Kritzeleien eines kleinen Gemachs auf dem Aventin, welches an

die alte servianische Umwallung stösst. Hier gelobt z. B. Einer (doch wohl dem Bacchus), käme er heil heraus (*si recte exiero*), so viel Sester Wein als darin sein würden; vermuthlich hatte ihm Theonas diese unfreiwillige Nachbarschaft neben dem Weingewölbe zugezogen, denn scheinbar dieselbe Hand hat hinzugefügt: „Die Pest über den Theonas!“ Doch sind dergleichen Kritzeleien nicht etwa ausschliesslich in der Tünche befindlich; sie zeigen sich z. B. auch auf den Marmorplatten der alten Basilika von S. Lorenzo im Ager Veranus, und die Spitze der Trajanssäule trägt ein griechisches Gebet byzantinischen Stils für einen Constantin, wahrscheinlich den guten Kaiser Constans der im 7. Jahrhundert Roms Denkmälern einen Besuch abstattete, um sie nach Möglichkeit zu plündern. Wollen wir aber überhaupt in eine so späte Zeit herab-, aus dem heidnischen in das christliche Rom herübergehen, so brauchen wir nur unter die Erde zu steigen, und Inschriften wie wir sie suchen, bieten sich unsern Augen in reicher Menge dar. Wir vertrauen uns in dem Labyrinthe dieses unterirdischen Roms der Führung De Rossis an, der alle Winkel desselben mit der hellen Fackel seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes erleuchtet. Ihm zufolge haben wir in den Katakomben drei Klassen von Graffiti zu unterscheiden: erstens diejenigen durch welche die Gräber (*fossores*) auf frischem Kalk ihr Tagewerk bezeugten, z. B. „Iconius brachte es (nämlich die Aushöhlung der Kammer) in zehn Tagen fertig“; zweitens diejenigen welche die bei der Bestattung anwesenden Freunde auf dem trockenen Kalk eingruben — in kurzen Zurufen wird den Todten der ewige Friede

nachgewünscht, z. B. *Leo in pace*; drittens die *προσκυνήματα*, welche von den frommen Besuchern der Gräber stammen. Sobald der Gebrauch der Heiligenbilder aufkommt, ziehen diese vorzugsweise (so das noch anmuthige und nicht allzu byzantinische der heiligen Cäcilia) die *προσκυνήματα* auf sich. Dieselben erscheinen wiederum von dreierlei Art. Es sind entweder nur die Namen der Schreibenden, und zwar zunächst römische (Maximus, Felix, Rufina), später barbarische (Etelred, Ildebrand, Prando), denen dann meistens ein Zusatz, wie „Sünder", „Priester" (abgekürzt *PB* oder *PRB*), „unwürdiger Priester", „Bischof", folgt. Oder es sind Zurufe an Verwandte und Freunde, wie wir sie schon erwähnt haben, und welche grösstentheils eher für Todte als für Lebende zu passen scheinen: „Donatus, Sofronia u. s. w., mögest du in Ewigkeit — im ewigen Leben — im Frieden — in Gott leben!" Endlich sind es Gebete welche an die Märtyrer insgesammt oder an einzelne derselben, auch unmittelbar an Gott gerichtet sind, z. B.: „Heilige Blutzeugen, gedenket der Maria!" — „Bittet, ihr heiligen Seelen, dass Verecundus mit den Seinigen glücklich fahren möge (*bene naviget*)!" — „Sustus, gedenke in den Gebeten des Aurelius Repentinus!" — „Allmächtiger Gott, behüte den Sapricius!" — „Der Priester Eustathius, demüthiger Sünder, Diener des heiligen Blutzeugen Marcellinus; doch du, Bester, bitte für mich, und der Herr sei dein Schutz!" Daran schliesst sich manch eigenthümlicher Erguss, wie der leider abgebrochene: „Du, Jerusalem, Stadt und Zierde der Zeugen Gottes, dessen . . ." Dieses Anschreiben war in der That eine fromme Uebung; nicht überall wo

die Pilger hinabstiegen, liessen sie in gleichem Mass ihre Namen und Gebete zurück, sondern vor Allem nur in den geschichtlichen Grüften (so nennt sie De Rossi, *cripte storiche*), d. h. in den Grüften welche, als die Grabstätten von berühmten Märtyrern oder von Päpsten, im Zeitalter des Friedens der Kirche die Heiligthümer der einzelnen Kirchhöfe wurden. Wie wir hier aus spätern Jahrhunderten hauptsächlich Priesternamen lesen, so enthalten auch die Graffiti der Basilika von S. Clemente (auf den Gemälden des 9. Jahrhunderts) wenig andere Namen; solche Priestergraffiti weist ferner die Gruft von S. Vittorino zu Amiternum, weisen in Frankreich alte und hochverehrte Altäre auf, besonders jener berühmte der Kirche von Minerve (bei Narbonne), der mit unzähligen Namen aus dem karolingischen Zeitalter bedeckt ist. Wohl mit Recht vermuthet De Rossi dass nicht bloss deshalb die Schreiber meist Priester waren weil es damals unter den Laien wenige Schreibkundige gab, sondern dass (insoweit die beschriebenen Stellen Altartafeln oder Nischen und Gemälde sind vor denen der Altar steht) wir die Graffiti als Erinnerungen an daselbst gehaltene Messen zu betrachten haben. Für das spätere Mittelalter, bis zum 15. Jahrhundert, dürfen wir auf Graffiti nicht in den Katakomben fahnden; erst dann erinnerte man sich dieser heiligen Stätten wieder, und ihre ersten neuen Besucher waren darin den alten verwandt dass sie, wenn nicht geradezu von Andacht, doch von frommer Neugier dahin geführt wurden. Einer der ältesten dieser jüngern Namen mag der des „Joannes Lonck 1432“ im Kirchhofe des Kallistus sein; ebendaselbst stehen aus der nächstfol-

genden Zeit herrührende, besonders von Minoritenbrüdern. Aber bald sahen die Katakomben Gäste wesentlich verschiedenen Geistes, solche die rein weltlichem Wissensdrang folgten, nämlich Mitglieder der berühmten Akademie des Pomponius Laetus. Bekanntlich waren dieselben des Heidenthums etwas anrüchig, wurden indessen bei einer unter Paul II. deshalb gegen sie eingeleiteten Untersuchung freigesprochen. Hätte man die Erinnerungszeichen welche sie dort zurückliessen, gekannt, so würde das Urtheil wahrscheinlich anders ausgefallen sein, die Betitelung des Pomponius Laetus als *pontifex maximus* (sowie eines Andern als *sacerdos academiae romanae*), war sie auch mehr ein pedantischer Scherz als eine wirkliche Verhöhnung des Papstthums, würde man doch an betreffender Stelle übel vermerkt haben. Es unterliegt keinem Zweifel dass die Rechtgläubigkeit dieser Gesellschaft durch den Klassicismus stark angefressen war, und die Schatten jener Räume hatten gegründeten Anlass über deren Entweihung zu klagen, die nun heidnischem Wesen vor dem Christenthum, wie einst christlichem Wesen vor dem Heidenthum, ein Zufluchtsort zu sein schienen. Obwohl übrigens alle die Parthenius, Calpurnius, Papirius u. s. w. (unter ihnen auch als *Campanus antistes Precutinus* der bekannte Dichter Giovanni Antonio Campano) sich als „einmüthige Liebhaber des Alterthums“ bezeichnen, so haben doch ihre Spaziergänge in die Unterwelt der Wissenschaft nicht den geringsten Nutzen gebracht. Zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts begaben sich noch Andere in die Katakomben hinab und schrieben ihre Namen mit Kohle an; aber alle

diese Besuche hörten bald auf. Die Inschriften neuerer und neuester Zeit durch welche Romfahrer auf ewigen Denkmälern sich verewigen, bedürfen keiner Besprechung; wie sie (z. B. in den Thermen des Caracalla und zu S. Constanza vor der Stadt) aller Herren Länder vertreten, versinnbildlichen sie die fortdauernde Beziehung zwischen *orbi et urbi*. Ausserhalb Roms treffen wir, von einem einzigen Ort abgesehen, nur sehr spärliche Graffiti aus dem Alterthum. Von diesen sei eines hier angeführt welches sich in einem Grabe vor Pozzuoli auf der campanischen Strasse befindet. Es lautet verdeutscht: „Labeo an Thyrsus: ich bitte dich, schaffe mir eine Herberge; denn aus der welche du mir hier auf der Oberwelt gegeben hast, bin ich vertrieben worden"; (darunter, wohl von anderer Hand:) „Thyrsus an Labeo: komm', Alles ist bei mir bereit." Die Erklärungen die man dazu gegeben hat, befriedigen nicht völlig; wir meinen in diesen Worten einen Hauch des Christenthums, welches ja hierlands früh Wurzel schlug, zu spüren. Heisst es nicht auch im Evangelium: „Kommt, denn es ist Alles bereit" (Luk. XIV, 17)?

Mehr Graffiti nun als sämmtliche übrigen zusammengenommen hat schon die bisherige Ausbaggerung des Vesuvschlammes uns auf den Mauern Pompeïs enthüllt. Aber die mit dem Schreibgriffel oder einem andern spitzen Werkzeug eingeritzten (die Römer sagten *scariphare*) sind hier, wie überhaupt, nicht die einzigen Wandinschriften. Neben ihnen stehen in etwas geringerer Zahl die angemalten, die Dipinti, welche entweder mit rother, schwarzer oder weisser Farbe wirklich angepinselt oder mit Röthel, Kohle

oder Kreide angeschrieben wurden. Ihrem Charakter nach gehören die letztern durchaus zu den Graffiti; jene aber, die eigentlichen Dipinti, bilden, wenigstens in ihrer Hauptmasse, den Mittelstand zwischen dem Proletariat der Graffiti und der Aristokratie der inschriftlichen Denkmäler. Da sie nicht, wie letztere, einem dauernden, sondern nur einem vorübergehenden Zwecke zu dienen pflegen, so stehen sie etwa mit unsern Strassenanschlägen auf einer Stufe. Der öffentliche Zweck unterscheidet sie von den Graffiti; das Dipinto: „Den C. Julius Polybius empfiehlt Vatia zum Duumvir“ (N. 132) ist ein regelrechtes Wahlprogramm; das andere: „Des Aedilen A. Suettius Certus Gladiatorenbande wird am letzten Mai zu Pompeï fechten; dabei Thierhetze und Zeltdach“ (N. 1189) eine regelrechte Schauspielanzeige; aber den Graffiti: „Den C. Julius Polybius empfiehlt Infantio zum Duumvir“ (N. 1226) und „Hier wird am 27. August die Thierhetzerbande fechten, und Felix im Bärenkampf auftreten“ (N. 1989) wohnt durchaus nicht die Absicht einer Beziehung auf das Publikum inne. Wir deuteten schon an dass solche aus Laune erzeugte Inschriften jede beliebige Fassung annehmen; wie in den eben angeführten Fällen die von Dipinti, so anderswo die von Briefen (N. 1684. 1852. 1991) oder die von monumentalen Inschriften (N. 2459: *Ex scito ordinis* u. s. w. in dem Umriss einer gehenkelten Tafel).

Dipinti wie Graffiti erscheinen auch als Aufschriften auf Gefässen in denen meistens Wein, aber auch andere Dinge (wie Fischsaucen, Enthaarungs- und Waschmittel, Oliven u. s. w.) aufbewahrt wurden.

Wie schade doch dass der „Faustianer (beste Sorte des Falerners), Jahrgang 47," und der „alte Lunenser von M. Valerius Abennericus" versiegt sind! Dass diese Amphoren nicht die erhaltende Kraft gewisser heiligen Krüge und Fläschchen besitzen! Doch wird uns, sollten wir auch an der unverminderten Güte des Falerners und der andern einst gepriesenen Weine zweifeln, die Anziehungskraft und die Wirkung des süssen Nasses das unter den Pompejanern kreiste, manch noch bezeugter Umstand vergegenwärtigen: der gewaltige Durst der Suavis, des Glyco und Martialis, des Epaphra und Elea, das ungestüm geäusserte Verlangen nach „noch einem Kelch Setiner", die Weinpreise der Schenke in welcher die schon genannten „Spätkneiper" die Kellnerin Hedone nicht zur Ruhe kommen liessen, die schalkhafte Abänderung zu *Biberius* die der Name des gewiss rothnäsigen Liberius Venustus, gleich dem des Kaisers Tiberius, erfuhr; der treffliche Spruch endlich den die unsichere Hand der lallenden Zunge nachzuschreiben versuchte: „Alles was im — Alles was im Wein geboren wird — Alles was — Alles was im Wein geboren ist —"

* * *

Es verlockt sehr in diesem pompejanischen Garten gemächlich spazieren zu wandeln und dabei einen Strauss epigraphischer Blumen zu pflücken, durch den sich dann alle mögliche klassische Gelehrsamkeit ausduften liesse; wenigstens würde diese kaum auf anmuthigere Weise an den Mann zu bringen sein. Daher gibt Pompeï nebst seinen Inschriften einen beliebten Gegenstand öffentlicher Vorträge und gemeinverständlicher

Aufsätze ab. Wir brauchen aber darum nicht zu fürchten dass uns nichts zu thun übrig bliebe; denn statt nicht weniger Blumen von denen es sich nun erst herausgestellt hat dass sie keine wirklichen *parietariae*, dass sie nicht sowohl auf den Mauern Pompeïs als in irgendeinem modernen Treibhaus, d. h. einem allzu hitzigen gelehrten Kopf aufgeblüht sind, vermöchten wir neue und echte einzubinden. Ganz im Gegentheil fürchten wir dass wir dessen schwer ein Ende fänden. Wir widerstehen also der Versuchung jenen Inschriften Auskunft über alle Besonderheiten des alten Lebens abzudringen. Wir schreiten vorüber an Abcschützenübungen, Haushaltsnotizen, Andenken verliebter Stelldichein u. s. w., als wären sie von heut und gestern, vorüber an den rothen und schwarzen Buchstaben, als ob sie uns einen Parlamentskandidaten empföhlen oder uns zu einer Kunstreitervorstellung einlüden; die *infelicia*, *uncum*, *tabescas*, *suspendere*, *in cruce figaris* sind uns nur die versteinerten *accidenti*, *mannaggia*, *si' ammazzato* u. s. w., die noch heute die italienische Luft durchschwirren; darüber dass Venus, die Beherrscherin und Behüterin von Pompeï, bald ehrfurchtsvoll angerufen, bald Seelenverkäuferin gescholten und mit Prügeln bedroht wird, wundern wir uns so wenig als über das ebenso wechselnde Benehmen der heutigen Napoletaner gegen ihre Schutzheiligen; wir sehen die Arme des *Y* in dem Worte *PSYCE* (Herz!) sich zu jenem Umriss fortsetzen der heute wie damals den Sitz der menschlichen Gefühle vorstellt, und in dem Verse:

*Scribenti mi dictat Amor mostratque Cupido*

erklingt uns Dantes

*quando*
*Amor mi spira, noto, ed a quel modo*
*Che detta dentro, vo significando,*

welches bei andern Poeten sich zu dem Ausspruch verallgemeinert dass Liebe alles Dichtens Ursprung sei.

Nein, wir wollen den sachlichen Werth der pompejanischen Wandinschriften, den wir schon genügend hervorgehoben haben, nicht im Einzelnen auseinandersetzen; wir wollen nur noch von ihrem Werth als des Gegenstandes geistiger Arbeit, von ihrem eigentlich wissenschaftlichen Werthe reden. Denn der Kern der Wissenschaft — dies unterscheidet sie von der Gelehrsamkeit — besteht nicht in dem was wir wissen, sondern darin wie wir lernen (dies ist besser im Fremdwort „Disciplin“ ausgedrückt). Sollte etwa das breit in den Weg gelegte Geschenk des Zufalls, wenn es uns auch auf unserer Weiterwanderung noch so sehr fördert, uns höher gelten als das mit unserer besten Kraft Erworbene? Ist nicht mit dem grösseren Verdienst auch der grössere Genuss? Wenn darum der Herausgeber der pompejanischen Dipinti und Graffiti, K. Zangemeister, am Schluss der Vorrede meint: das Werk welches er in Angriff genommen habe, sei oft so beschaffen *ut inde laboris plus haurire mali sit quam ex re decerpere fructus*, so halten wir ihm zu seinem eigenen Trost entgegen dass die Forschung Selbstzweck ist, und dass wir, mehr als aus irgendeiner Thatsache an sich, aus den Mitteln und Wegen zur Feststellung dieser Thatsache Gewinn ziehen.

Ohne Zweifel machen die Wandinschriften und besonders die Graffiti den schwierigsten Theil der römischen Inschriftenkunde aus. Die Schwierigkeit

der Lesung und Erklärung ist in der Gesetzlosigkeit dieser Gattung begründet, welche sich vor Allem in der Schrift äussert. Die Graffiti (und ebenso die Kohle-, Röthel- und Kreideinschriften) sind meistens in einer Schriftart abgefasst welche im Alterthum noch auf Wachstafeln, kaum auf Stein oder in Büchern vorkommt, aus welcher sich aber dann zu allgemeinerem Gebrauche die laufende Schrift des Mittelalters entwickelt hat. Die Züge der älteren Pinselinschriften sind die steifen der Denkmälerinschriften, die der jüngeren aber nähern sich schon den runden der Graffiti. Zangemeister bietet uns (auf Tafel I) eine sorgfältige Uebersicht der verschiedenen in den pompejanischen Wandinschriften erscheinenden Buchstabenformen (mit ausführlichem Quellennachweis zu den seltneren) und veranschaulicht uns so zum ersten Mal auf urkundliche Weise den Uebergang der lateinischen Geviertschrift in die laufende. Aus dem individuellen Charakter der Graffiti folgt dass die Mannigfaltigkeit der Schrift hier eine ganz ausserordentliche (sogar innerhalb eines und desselben Graffito oft sehr ansehnliche) ist. Nicht nur in den einzelnen Buchstaben, deren manche sich so abändern dass sie sich selbst ganz unähnlich, andern aber dafür zum Verwechseln ähnlich werden, sondern auch in der Aneinanderfügung derselben. Bald stehen sie keck auf festen Füssen da, und gehen gar vor Behäbigkeit fast aus den Fugen; bald stolpern sie ängstlich und hinfällig einher, hocken aufeinander, verwickeln sich ineinander; oder kühn geschweift kreuzen sie, gleich Kometen, fremde Schriftbahnen. Grösse, Abstand, Richtung, Zeilenlänge u. s. w., Alles wechselt aufs willkürlichste. Die Unvollkommenheit des Schreib-

werkzeugs oder besondere Hindernisse im Stuck machen sich ebenfalls geltend; zuweilen erscheinen die Ränder tiefer Einritzungen stark gesplittert. Dazu kommen noch alle die störenden Linien die von der Hand des Schreibers selbst herrühren, entweder ganz unbeabsichtigte oder wenigstens gedankenlose, oder falsche Ansätze, nicht selten wirkliche Verbesserungen des einen Buchstaben in den andern. Welchen Fährlichkeiten ist aber nicht erst die fertige Inschrift ausgesetzt! Mit welchen Versehrungen bedrohen sie nicht die Missgunst der Leser und die Gleichgültigkeit anderer Wandschriftsteller, die Einflüsse der Witterung und alle möglichen Stösse feindseligen Geschickes. Sie kann durchstrichen, ausgekratzt, entstellt, überschrieben werden; die Tünche kann sich abwetzen, Sprünge erhalten, in ganzen Stücken abfallen. Dieser letztere Fall erzeugt Lücken. Wie viel in denselben fehlt, lässt sich besonders dann wenn sie die erhaltene Inschrift an irgendeiner Seite begrenzen, kaum ermessen, während in einer guten monumentalen Inschrift man die Masse des Ausgefallenen ziemlich genau zu berechnen vermag, und so eine sichere Grundlage für die wahrscheinliche Ergänzung des Textes gewinnt. Den Dipinti, obwohl sie durch die regelmässigere Schrift viel vor den Graffiti voraus haben, ist doch wiederum mancher Nachtheil eigenthümlich, wie der dass die Buchstaben ohne irgendeine wahrnehmbare Beschädigung der Wand (also Spur einer Lücke) schwinden, oder der dass zwei sich deckende Inschriften sich zu einer scheinbar einzigen vermischen, indem von der Ueberweissung der älteren, auf welche die jüngere gemalt ist, sich einzelne Theile abbröckeln. Kurz, die

Wandinschriften beider Klassen machen Mühe genug. Zuerst müssen die Augen scharf sein, um Alles zu erkennen was vorhanden ist, dann aber eigens geübt, um sofort das Wesentliche aus allem Beiwerk herauszuheben. Diese Uebung wird durch eine gewisse Begabung gestützt und gefördert; denn auch bei ganz gleichen Anstrengungen eine Inschrift zu lesen, ist der Eine nicht immer so glücklich wie der Andere. Die bei der Wissenschaft so verrufene Einbildungskraft, welche allerdings gerade unter diesen Inschriften, ohne Beschränkung und Aufsicht, übel genug gewirthschaftet hat, mag doch auch Gutes schaffen. Manche der einzelnen uns hier gestellten Aufgaben haben auch insofern wenig Aehnlichkeit mit einem Rechenexempel als sie nur in Unterbrechungen gelöst werden können, als nämlich eine wiederholte Besichtigung erforderlich ist, sei es wegen der verschiedenen Beleuchtung des Gegenstandes, sei es wegen der verschiedenen Stimmung des Untersuchers. Gibt es demnach einen bevorzugten Blick der nicht nur schärfer, sondern schliesslich auch richtiger sieht, ebensowohl für die Räthsel einer Inschrift als für die Eigenthümlichkeit und die Bedeutung eines Menschenantlitzes oder eines Kunstwerkes oder einer Landschaft, so stehen wir nicht an bei Zangemeister einen solchen epigraphischen Blick in hohem Grade vorauszusetzen. Wie viel er zu leisten hatte und geleistet hat, davon erhält schon einen Begriff wer nur die 47 dem Werke beigegebenen Tafeln durchblättert auf denen die merkwürdigsten (etwa ein Drittel) der pompejanischen Wandinschriften, zumeist wahre Krikelkrakel, durch den Steindruck wiedergegeben sind, der grösste Theil nach Abzeich-

nungen, andere nach Durchzeichnungen, Abdrücken oder Photographien.

Hat man eine Inschrift herausbuchstabiert, so gilt es sie wirklich zu lesen; auf das Verständniss der Schrift folgt, oft nach einem ziemlichen Zwischenraum, das Verständniss der Sprache. Dieses wird durch manche Laune und manchen Irrthum der Schreibenden verdunkelt, z. B. durch ungewöhnliche Abkürzungen, oder durch mangelnde oder falsche Worttrennung. Oder ein gewisser Suimilea, welcher an einer Form *iatromea* nur schwachen Anhalt findet, gibt viel zu denken, bis wir den Herrn zufälligerweise im Rücken sehen und ihn als Aemilius erkennen. Oder es werden Buchstaben verwechselt, versetzt, ausgelassen u. s. w. Eine tiefer eingreifende Störung aber verursacht der Gegensatz der Volks- zur Schriftsprache. Eigenthümlichkeiten jener drängen sich massenhaft in die Schrift ein; indessen durchaus unbewusst. Denn man schrieb zwar wie man sprach *ama*, *onore*, *presta*, für *amat*, *honorem*, *praesta* — es sind dies die Anfänge italienischer Schreibung — aber man schrieb umgekehrt wie man sprach, *Helpis*, *pariens*, *opscultat*, für *Elpis*, *paries*, *auscultat* (vgl. *Oscus* = *Opscus*). Ganz in dem gleichen dunkeln Drange wie ihn die letzteren Formen verrathen, bessert der allbekannte Neupompejaner Raffaele Sonntags, gesteigertem Fremdenbesuche zu Ehren, sein Italienisch auf. In seiner heimischen Mundart enden alle Wörter (wenn nicht die letzte Silbe den Ton hat) in einem flüchtigen *e*; nun bemerkt er dass das Toskanische im Auslaut auch die schöneren Vokale *a*, *i*, *o* liebt; folglich heisst es am Sonntag z. B. *il solo tramonta molta rossi* oder *quell' Americani è partita*. Ver-

geblich würde übrigens jemand versuchen aus jenen Schreibweisen die Grundzüge pompejanischer Sprechweise zu entwickeln. Denselben Versündigungen gegen die Rechtschreibung begegnen wir an den verschiedensten Punkten des römischen Bodens. Es soll damit keineswegs pompejanische oder campanische Sprachbesonderheit geläugnet werden; gewiss klang schon damals die Sprache der Zwölftafeln anders in dem Munde der Romanen (d. h. verrömerten Nichtlateiner) von Pompeï und Mailand, Marseille und Sevilla. Bildete man sich denn wohl heutzutag aus den von Schnitzern wimmelnden Briefen eines sächsischen und eines hessischen Ackerknechtes nur eine entfernte Vorstellung von dem Unterschiede zwischen der Rede beider Schreibenden? Immerhin sind wir überzeugt dass, wenn etwa im Norden Italiens eine untergegangene römische Stadt mit gleich vielen Wandinschriften wie Pompeï wieder erstünde, ein gewisser sprachlicher Gegensatz hervortreten würde. Alle die bezeichneten Uebelstände sind bei einem längeren fortlaufenden Texte, wie der Handschrift eines alten Dichters, weniger hinderlich, fallen aber, wo es sich um so viele Bruchstücke und so viel Lückenhaftes, im besten Fall um vereinzelte kurze Sätze handelt, schwer ins Gewicht. Und zwar besonders nach einer Seite hin. Die beiden nämlich auf die Lesung einer Inschrift gerichteten Thätigkeiten, diejenige welche sich auf die Schrift, und diejenige welche sich auf die Sprache bezieht, verschmelzen oft völlig miteinander; ja diese arbeitet geradezu jener vor, so dass entweder die zahlreichen Zusammenstellungen für eine Reihe von Buchstabenresten, deren jedem verschiedene mögliche Werthe entsprechen,

durch die Schranken der Sprache auf wenige oder gar nur auf eine zurückgeführt werden, oder dass eine angestrengte Besichtigung dasjenige dessen Vorhandensein zuerst nur durch eine sprachliche Erwägung wahrscheinlich gemacht wird, als wirklich vorhanden bestätigt. Jedem aber wird es einleuchten dass die Sprache mit um so geringerem Erfolge zur Feststellung der Schrift herangezogen werden kann je weiter ihre eigenen Schranken hinausgerückt sind. Z. B. an der Stelle einer Inschrift an welcher sich Spuren von fünf Buchstaben erhalten haben, könnte dem Zusammenhange nach entweder *habeas* oder *parias* gestanden haben. Nun lässt sich bei genauerer Besichtigung der vierte Buchstabe als *i* noch deutlich ermitteln; die eine Möglichkeit ist dadurch in einer klassisch geschriebenen Inschrift sofort beseitigt, und es bleibt nur die andere. In einem pompejanischen Graffito indessen würde *habias* für *habeas* durchaus nicht auffallen, und hier also würden beide Möglichkeiten fortbestehen. Haben wir aber auch die Klippen der einzelnen Wortformen glücklich umschifft, so passiert es uns leicht dass wir in dem Sumpfe der Wortfügung und Redewendung stecken bleiben, wovon N. 1410 ein gutes Beispiel liefert. Und wiederum kann der sprachliche Sinn ganz unzweifelhaft sein, und wir dringen nur mit Mühe zum Verständniss des Sachlichen durch. Dabei sind uns die Inschriften selbst, indem wir sie untereinander vergleichen, von weit grösserem Nutzen als die alten Schriftsteller; umgekehrt dient gelegentlich eine Inschrift zur Verbesserung eines Schriftstellertextes, wie aus N. 538 der Gladiatorenname Tetraites, statt des handschrift-

lichen *Petraites*, in den Petronius gesetzt worden ist. In einzelnen Fällen kann die Sache ganz so die Sprache aufklären wie die Sprache die Schrift. Ob z. B. in N. 1136 *nongentum* (*tabernae*) Nominativ oder Genitiv, ist mehr eine archäologische als eine grammatische Frage.

Auch beim Sammeln der Inschriften ist manche Vorsicht und Rücksicht nothwendig. Scharfes Umherspähen, damit nichts verborgen bleibe, versteht sich von selbst. Da jedoch oft Inschriften von ganz gleichem oder sehr ähnlichem Inhalt nahe nebeneinander erscheinen, so kann ein Unachtsamer leicht eine von diesen Inschriften entweder gar nicht oder doppelt abschreiben. Ferner hüte man sich möglichst — denn Zweifelhaftes bleibt immer — verschiedene Inschriften zu einer einzigen zu verbinden oder andrerseits eine Inschrift in zwei oder mehrere aufzulösen. Endlich sei einer Gefahr gedacht welche man hier nicht vermuthen sollte, nämlich der: Inschriften als pompejanisch anzusehen welche es nicht sind, d. h. welche nicht einen alten Pompejaner, sondern einen neuen Besucher der Trümmerstadt zum Urheber haben. Dass der Anblick so zahlreicher Kritzeleien auf schon dazu disponierte Fremde und Einheimische ansteckend wirkt, darf nicht Wunder nehmen; ist uns doch im kleinen Theater selbst der Name des Herausgebers der „Pompejana“ zu Gesicht gekommen. Wohl aber dürfte die Verwechslung solcher modernen Graffiti (besonders in den zuerst ausgegrabenen Häusern) mit den Graffiti des Alterthums befremden. Allein der Unterschied springt keineswegs immer scharf in die Augen, und sogar Zangemeisters wachsamem Blick ist ein gewisser

Vincenzo Mojovino oder ähnlich (N. 1592a) in der ehrwürdigen Gesellschaft der Holconier und Popidier hindurchgeschlüpft. Weniger verzeihlich ist es dass folgendes Dipinto, welches im vorigen Jahrhundert ein Engländer auf einer Wand von Herculaneum angebracht hatte:

ὡς ἓν σοφὸν βούλευμα τας πολλὰς χεῖρας νικᾶ,

trotz der nicht einmal fehlerlosen Accentsetzung u. A. von Villoison für alt gehalten wurde. Es soll dieses Citat aus dem Euripides schon 1743 gefunden worden sein; stammte es aus späterer Zeit, so könnte man darin einen ähnlichen Vorwurf erblicken gegen „die vielen Hände" welche die Wände des ausgegrabenen Theaters von Herculaneum beschmiert hatten, wie er in dem bekannten Graffito des Palatins enthalten ist:

πόλλοι πολλ' επεγραψαν εγω μονος ουκ επεγραψα.

Also Arbeit die Hülle und Fülle liegt einem Sammler und Herausgeber der pompejanischen Wandinschriften ob. Aber, wird man fragen, ist nicht ein grosser Theil der Arbeit schon von Andern gethan? Allerdings würde ein erster Versuch nicht von solchem Erfolge gekrönt sein; ein allmählicher Fortschritt hat darauf vorbereitet. Seit geraumer Zeit haben sich Manche mit diesem Gegenstand beschäftigt, obwohl Keiner daran dachte ihn vollständig zu erschöpfen. Allein der Werth des darüber Veröffentlichten steht in keinem Verhältniss zur Masse desselben, und mögen selbst die Fehler und Fehlgriffe der Vorgänger in gewisser Beziehung der Genauigkeit und Sorgfalt des abschliessenden Werkes zugute gekommen sein, so ist doch diese Arbeit dadurch nicht vereinfacht und verkürzt worden, sondern hat im Gegentheil einen

höchst mühseligen und oft verdriesslichen Zuwachs erhalten. Mühselig ist es sich durch eine weit verstreute Litteratur hindurchschlagen, und verdriesslich sich mit Schwierigkeiten abquälen zu müssen die nicht in der Sache selbst, sondern in der Beschaffenheit der Brillen liegen durch welche sie betrachtet worden ist. Denn hätten die früheren Abschriften bloss eine formelle Bedeutung, so würde man sie, wo sie sich dazu geeignet zeigen, als Trittstufen benutzen und nach gethanem Dienste beiseite legen. Aber sie haben vielfach auch eine stoffliche Bedeutung, indem entweder die Inschriften selbst gänzlich untergegangen oder stark beschädigt und verblichen sind, sodass Andere mehr und besser lesen konnten als wir; ja es empfiehlt sich im Allgemeinen da wo bis heute keine zweifellose Lesung erreicht worden ist, die Anmerkung der verschiedenen Lesarten. Um nun wiederum ein Urtheil über die Zuverlässigkeit oder vielmehr über die Transkriptionsweise Anderer überhaupt für solche Fälle in denen wir sie nicht unmittelbar kontrollieren können, zu gewinnen, müssen wir sie an noch vorhandenen Inschriften prüfen. Dabei ist oft das Schwierigste eine Inschriftkopie mit einer andern oder mit der Inschrift selbst zu identifizieren, nicht nur wegen der ausserordentlichen Abweichungen der Lesarten voneinander (sodass zuweilen so gut wie keine Aehnlichkeit besteht), sondern auch wegen des veränderten Umfangs (durch Verschmelzung nicht zusammengehöriger Inschriften), hauptsächlich aber wegen Unterlassung der Fundortsangabe.

Die Dipinti haben von allem Anfang an Beachtung gefunden, und sehr viele jetzt zerstörte sind uns in den verschiedenen Ausgrabungsberichten erhalten, und

insofern auch wirklich erhalten als in diesen von Ungelehrten mechanisch, aber gewissenhaft genommenen Abschriften das Wahre weit deutlicher durchblickt als in denen Anderer welche mehr verstehen wollten als sie konnten. Hingegen wurden die Graffiti lange Zeit hindurch vernachlässigt, und eine grosse Anzahl ist uns spurlos verloren gegangen. Schon 1792 und 1793 hatte Chr. Th. v. Murr, freilich mit wenig Glück, eine Reihe von Graffiti herausgegeben; aber erst fast ein halbes Jahrhundert später (1837) veranlasste ein Engländer, Chr. Wordsworth, durch eine kleine aber geschickte Auswahl solcher, und wohl nicht am wenigsten durch die hübsch geschriebene Erläuterung dazu, dass man von nun an diesen Inschriften eine regere Aufmerksamkeit zuwandte. Leider war der Einzige der in der Folgezeit mit einer umfassenden Sammlung derselben hervortrat, R. Garrucci (1854, 1856), diesem Unternehmen so wenig gewachsen dass er mehr Schaden und Verwirrung als Nutzen stiftete. Im Jahr 1865 erhielt Zangemeister, der gerade in Rom die palatinischen Graffiti studiert hatte, den Auftrag für das *Corpus inscriptionum latinarum* der Berliner Akademie die pompejanischen Graffiti und Dipinti, welche wegen ihrer Eigenart in einem besonderen Band erscheinen sollten, zu bearbeiten. Er brachte vier Monate desselben Jahres mit dem Abschreiben der Inschriften zu Pompeï zu und kehrte, als die Sammlung im Druck schon geschlossen war, 1868 auf kurze Zeit dahin zurück, um nicht nur das neu ans Tageslicht Getretene mit aufzunehmen, sondern auch das Alte nochmals zu vergleichen und Uebersehenes nachzutragen. Die Zahl der von Zangemeister veröffentlichten Inschriften beträgt

nahe an 3000; dazu kommen noch in einer besonderen Abtheilung über 300 auf Thongefässen befindliche, von R. Schöne herausgegeben (mit 7 Tafeln).

Ueber die Einrichtung und Ausstattung dieses Werkes verlieren wir kein Wort. Bekanntlich hat Th. Mommsen, Meister wie er ist, den Veröffentlichungen aus welchen sich das *C. I. L.* zusammensetzt, den Grundriss vorgezeichnet, und in ihnen entfaltet sich etwas wie der Komfort jener grossartigen Gasthöfe in denen jedes nur denkbare Bedürfniss vorgesehen ist. In vorliegendem Band ist aus besonderer Rücksicht noch ein Besonderes geschehen. Freilich schien es auch fast als ob über dem Auf- und Ausbau dieses Inschriftengebäudes Zangemeister dazu kommen sollte die Vorschrift seines Lieblingsdichters zu erfüllen: *nonum prematur in annum.*

Wer den trefflichen Plan des jetzt sichtbaren Pompeï welcher dem Werk angehängt ist, betrachtet und darauf das Forum, die verschiedenen grossen Tempel, die Basilika, die beiden Theater u. s. w. wahrnimmt, möchte glauben dass das Wesentliche gethan sei. Der kleine Seitenplan aber wird ihn überzeugen dass der noch zu hebende Schatz den schon gehobenen an Masse weit übertrifft. Ob auch an Werth, lässt sich nicht voraussagen. Wir müssen in Geduld Spatenstich um Spatenstich abwarten; denn besässen wir auch eine Wünschelruthe die nur auf das Köstlichste hinwiese, der verständige Mann der jetzt die Auferstehung Pompeïs überwacht, würde schwerlich ihren Winken Folge leisten. So bleiben uns nur Wünsche, und um nicht mit vergeblichen zu enden, wünschen wir: es möchte wiederum, neben solchen

Inschriften die dem Vergnügungsplänkler ein offenes und verständliches Willkommen bieten, und neben solchen die nur dem schweren und kunstreichen Angriff der Wissenschaft sich erschliessen, auch eine und die andere ans Licht gefördert werden an welcher der Scharfsinn sich alle Zähne ausbeisst, damit doch etwas Räthselhaftes an diesen zweitausendjährigen Mauern haften bleibe, und unser übermüthiges Jahrhundert nicht (mit dem Syrus im Heautontimorumenos) wähne:

*Nil tam difficile est quin quaerendo investigari possiet.*

## II.

## Virgil im Mittelalter.

Wie ein rosiger Morgen schimmert das alte Heidenthum in tausend lieblichen Farbenübergängen; das Christenthum verschmilzt alle Farben zum blendenden Weiss und legt zwischen das vollkommene Licht und die vollkommene Finsterniss das Schwert der Gerechtigkeit. Nicht Alles jedoch was aus dem einen Zeitalter in das andere fortdauert, wird in die hoffnungslose Nacht gestossen; Manches darf dem neu errichteten Throne nahestehen, dank tiefer Einsicht oder schlauer Berechnung oder neckischem Zufall. Dieser Tempel wird ein Tummelplatz nächtlicher Unholde und jener eine geweihte Stätte der Andacht; dieser heidnische Brauch ein verdammenswerther Unfug und jener eine fromme Uebung; dieser Gott ein böser Geist und jener ein Heiliger des Herrn. Den Menschen der Vorzeit ist es ähnlich ergangen; wo die Kirche irgend einen Anklang an das geheimnissvolle Lied der Weihnacht vernimmt, da sendet sie einen Strahl ihrer Gnade rückwärts in das Dunkel der Zeiten.

Der Zweit' — aus Gnade, die so tiefem Bronnen
Entquollen ist dass nie die Kreatur
Die Quell' erspähen kann wo er begonnen —
Weiht' all sein Leben einst dem Rechte nur;

Drum hob ihn Gott empor zu Gnad' um Gnaden
Und zeigt ihm künftiger Erlösung Spur —

sagt Dante vom Trojaner Ripheus.

Zu diesen vorchristlichen Christen gehört auch Virgil (oder Vergil, wie die gelehrten Pedanten schreiben). Aber wunderbar! an ihm hat sich das doppelte Schicksal alles Heidnischen überhaupt erfüllt. Virgil ist durch die verschiedenen Dunstkreise des Mittelalters gewandelt; hier leuchten seine Züge in edelster Verklärung auf, dort erscheinen sie zur Fratze verzerrt. Die mittelalterlichen Irrfahrten des mantuanischen Dichterschattens haben Manchen zu eingehender Untersuchung angeregt; ihren wahren Geschichtsschreiber haben sie aber erst jetzt in dem bekannten Pisaner Professor Comparetti gefunden, von dessen Kenntnissen, Fleiss und Urtheil uns zwei schön ausgestattete Bände als rühmlichstes Zeugniss vorliegen.*)

Der erste Theil behandelt „Virgil in der litterarischen Ueberlieferung". Virgil war durch seinen Stoff der römischste, durch seine Form der vorzüglichste Schriftsteller. Bei Petronius heisst er *Romanus Vergilius*, und ihm stand, dem Martial zufolge, frei auch auf dem lyrischen und dem dramatischen Gebiete sich den Siegespreis zu gewinnen. Deshalb wurde er nicht bloss gelesen, er wurde auch studiert. Die Schulknaben erlernten an ihm den Prunk lateinischer Rede, an ihm schärften weissbärtige Grammatiker und Rhetoriker ihren Witz; die Sorgen der Einen sind in ein paar pompejanischen Kritzeleien verewigt, die der Andern in einer dickleibigen und langweiligen Litteratur. Die

*) *Virgilio nel medio evo per Domenico Comparetti. Livorno, 1872.*

Verehrung für den Dichter wuchs ins Unglaubliche; sie musste das Verständniss des Dichters überleben. Schon früh fing man an seine Schriften als Orakel zu Rathe zu ziehen, ganz so wie die sibyllinischen Bücher und später die Bibel.

Nachdem in den geistigen Fähigkeiten und Neigungen sich ein gänzlicher Umschwung vollzogen hatte, erschien es dichterischer Kraft als ein bedeutendes Ziel Virgilverse zu Flickgedichten zusammenzusteppen. Auf die *sortes Vergilianae* folgten die *centones Vergiliani*. Und da der Geschmack der Zeit auf das Sinnbildliche und Geheimnissvolle gerichtet war, so konnten die Gelehrten nichts Besseres thun als im Virgil nach verborgenen Dingen suchen. Zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie fanden Viel, ja sie fanden Alles darin. Dem Neuplatoniker Macrobius ist Virgil kaum etwas Anderes als der Hüter jedes menschlichen und übermenschlichen Wissens. Doch den Macrobius übertrifft an Scharfsinn der christliche Philosoph Fulgentius; der entdeckte in den zwölf Büchern der Aeneide ein Gleichniss des menschlichen Lebens: die Worte des ersten Verses *arma, virum, primus* bedeuten die drei Stufen des Lebens, der Schiffbruch des Aeneas die Geburt des Menschen u. s. w. Und das Alles erfährt Fulgentius aus dem Munde Virgils selbst, der sich bei ihm ganz ähnlicherweise in einen mürrischen und hochfahrenden Pedanten verwandelt hat wie bei den bildenden Künstlern von damals der schöne, milde Hirt der ersten Katakomben in einen finstern, herben Richter. Uebrigens blieb die allegorische Deutung des Virgil das ganze Mittelalter über beliebt, bis in die Zeiten des auflebenden Alterthums hinein.

Wie jedoch verhielt sich die Kirche gegen Virgil? Mancher Heisssporn würde gewünscht haben sie mit der Vergangenheit vollständig brechen zu sehen, hätte sie, die darnach strebte sich die Welt zu unterjochen, nicht dieser herrschenden und herrscherischen Sprache bedurft, des Lateins. Das Latein aber musste an der reinen Quelle der Litteratur geschöpft werden; als Volkssprache drängte es schon damals in unzählbare Mundarten auseinander. So kam es dass die alten Autoren, Virgil voran, auf den Schulbänken sich durch die gefährliche Brandung retteten. Zu Leuten mit denen man einmal unter einem Dache leben muss, sucht man sich leidlich zu stellen. Die Diener der Kirche sahen sich jene alten Heiden von allen Seiten an, um Vortheilhaftes an ihnen zu entdecken, und bei Manchem fiel diese Prüfung günstig genug aus. Cicero gibt sich in seinem Buche über die Natur der Götter als einen so schlechten Heiden dass er gewiss ein guter Christ geworden wäre; also nachträglich ein wenig Taufwasser über seine würdige Glatze! *Causa causarum, miserere mei!* habe er sterbend gerufen — so hörte Comparetti in einer römischen Schule erzählen. Auf nachdrücklichere Weise wusste sich Virgil die Gunst der kommenden Zeit zu sichern. In seiner vierten Ekloge spricht er von einer Weltverjüngung, der Rückkehr einer Jungfrau, der Geburt eines Knaben, der Vertilgung einer Schlange — wie unbefangen musste das Jahrhundert sein das hierin nicht eine messianische Weissagung erblickte! So wurde aus dem bukolischen Dichter ein Prophet Christi. Sein Bild schmückt christliche Kirchen; der Apostel Paulus soll Thränen auf seinem Grabe vergossen haben, der

Dichter Statius durch jene Ekloge zum Christenthum bekehrt worden sein.

Der mittelalterliche Virgil ragt als Dichter über Alle weit hinaus; die Allwissenheit theilt er nur mit dem Aristoteles; er verkörpert den höchsten Ruhm Italiens und zugleich die Ahnung des welterlösenden Heils. Musste ein Dichter der mit gewaltiger Einbildungskraft das Jenseits umspannte, von der Liebe zum Vaterland nicht minder durchglüht als von der Liebe zur ewigen Wahrheit, diesen Virgil nicht als sein Ideal betrachten? Konnte Dante sich einen andern Führer durch Hölle und Fegefeuer wählen als ihn? Die göttliche Komödie bezeichnet den Zenith im Nachleben Virgils. Wir wollen den beiden Sängern auf ihrer gemeinschaftlichen Wanderung nicht folgen; wenn es eine Unterlassungssünde ist bei dargebotener Gelegenheit über Dante zu schweigen, so mag sie um ihrer Seltenheit willen verziehen werden.

Das Gegenstück zum Dante'schen Virgil bildet der Virgil in Herbers' Dolopathos. Wer kennt nicht die Geschichte von den sieben weisen Meistern? Der Astrolog der seinen Zögling, den Prinzen, vor ungerechtem Tode errettet, ist Virgil, mit mönchischem Pinsel gemalt. Das romantische Element das sich hier schon einmischt, leitet uns hinüber zum „Virgil in der Volksüberlieferung", dem Gegenstand des zweiten Theiles.

Man begreift leicht wie Virgil nicht als Dichter und nicht überall sich im Andenken des Volkes lebendig erhielt, sondern nur an einem bestimmten Orte zu dem er in gewissen äusseren Beziehungen gestanden hatte. Dieser Ort ist Neapel. Virgil liebte Neapel sehr und

war bei den Napoletanern sehr beliebt; seinem Willen gemäss wurde er dort bestattet. Man wallfahrtete zu seinem Grabe wie zu einem Tempel, sein Name verknüpfte sich aufs innigste mit dem der Stadt; er wurde schliesslich ihr Schutzpatron. Zu diesem Umstand tritt ein anderer, und die Virgilsage ist fertig. Das Volk war der reichen Hinterlassenschaft einer künstlerischen Vorzeit entfremdet worden; es begriff vielleicht noch die Schönheit, aber nicht mehr das Streben nach Schönheit. Wie der Gelehrte in jedem Gedichte einen geheimen Sinn, so sah der gemeine Mann in jedem Bildwerk einen geheimen Zweck. Wem nun sollten die Napoletaner solche Talismane die ihrer Stadt zum Heile dienten, zuschreiben wenn nicht dem Virgil? Der Ruf seiner wunderbaren Weisheit stattete ihn mit der Macht aus die Wünsche die er als Gönner der Stadt hegen musste, in Wirklichkeit umzusetzen. Von Virgil war der Bronzemann der, mit gespanntem Bogen und drohendem Pfeile, den benachbarten Feuerberg in Gehorsam erhielt; von Virgil das Bronzepferd das alle Pferde davor behütete sich das Kreuz zu brechen; von Virgil die Bronzefliege die alle Fliegen aus der Stadt entfernte. Er baute ein Schlachthaus in dem das Fleisch sechs Wochen lang frisch blieb, und er bannte alle Schlangen unter das „eiserne“ Thor. Wer lebend Wunder verrichtet hat, der verrichtet nach dem Tode grössere — das glauben jetzt noch Viele, glaubten einst Alle. Virgils Gebeine ruhten in einem meerumflossenen Kastell; wurden sie der Luft ausgesetzt, dann verdunkelte sich der Himmel und erbebte das Meer in seinen Tiefen.

Gläubigen Sinnes vernahmen die Fremden welche

die Stadt besuchten, diese glaubwürdigen Geschichten und trugen Sorge sie schriftlich und mündlich zu verbreiten. Im Auslande wurde die napoletanische Sage weiter gesponnen, veränderte sich aber dabei wesentlich. Man entführte den Virgil aus Neapel nach Rom, nach dem goldenen Rom, dem Haupt der Welt, das er in dauerndem Liede verherrlicht hatte. Hier fertigt er jenes erstaunliche Werk, das „Heil Roms". In einem Palaste sind sämmtliche Provinzen des Reichs durch Statuen dargestellt von denen jede eine Glocke in der Hand hält; die Gefahr einer Empörung und zugleich ihr Ort verräth sich durch das Läuten einer dieser Glocken. Dann wendet sich, auf der Kuppe des Palastes, ein bronzener Krieger mit geschwungener Lanze nach der betreffenden Gegend; Rom ist benachrichtigt, das heisst gerettet. Wohl möglich dass von jenen Statuen eine Darwin'sche Entwicklungsreihe zu den Gänsen des Kapitols hinaufführt.

Indessen je mehr sich Virgil von seinem geliebten Neapel entfernt, desto mehr erbleicht der lichte Schimmer um sein Haupt, endlich ist er aus einem Weisskünstler ein Schwarzkünstler geworden. Den Nordischen galt er als Einer der in Toledo beim Teufel gehört hatte, der Hölle Kind, der Urahn Klinsors. Dachten die Napoletaner im Genuss der von ihm empfangenen Wohlthaten zu mild über deren Ursprung oder jene aus Missgunst zu streng? Wer weiss es!

Virgil hat Liebesfreud und Liebesleid besungen, sollte die Sage nicht ihn selbst Beides oder Eines von Beiden kosten lassen? Es gibt eine grosse Sippe von Erzählungen welche auf die mannigfachste Weise die

Thatsache veranschaulichen dass Männerweisheit an Weiberschlauheit zu Schanden wird. In einige dieser Erzählungen nun hat man, zur Vermehrung des Effektes, die Namen der berühmtesten Weisen eingeschoben. Aristoteles lässt sich von seiner Schönen als Reitpferd benutzen; Virgil wird eines Morgens von Roms Pöbel entdeckt wie er in einem Korbe, zwischen Erde und Himmel, d. h. dem Fenster seiner Geliebten, schwebt. Es ist wahr, Virgil wusste diese Schmach zu rächen und zwar, kraft seiner geheimen Künste, in einer Weise die kein anständiger Mann billigen wird. Aber der schöne Vortheil ein Zauberer zu sein, um sich einen solchen Korb zu holen! Nein, wenn ich der grosse Schwarzkünstler Virgil wäre, ich würde — halt! das sagt sich besser in den Worten eines Liedchens von Lecce:

*Diu! ci tanissi l'arte da Vargiliu!*
Gott! wär' die Zauberkunst Virgils doch mein!
Ich brächte dir das Meer bis vor das Haus,
Ich machte mich zum Fische, zart und klein,
Du zögst mich dann in deinem Netz heraus;
Ich machte mich zum schmucksten Vögelein,
In deinem Busen baut' ich dann mein Haus,
Und ruhte mich am Mittag, Liebchen mein,
Im Schatten deiner dunklen Haare aus.

In solchen Tönen verhaucht die unteritalische Virgilsage. Sie hatte früh Eingang in die Litteratur gefunden und sich vielfach mit derjenigen Auffassung Virgils vermischt deren Ursprung im Kreise der Schule lag. Um Virgils Statue ist eine üppige, bunte Blumensaat emporgeschossen; wir haben nur versucht einigen Blüthenstaub abzustreifen. Comparetti prüft

genau den Boden und alle Bedingungen dieses Pflanzenwuchses, doch scheint er uns zuweilen etwas ins Breite zu gehen. Gerade je weiter und allgemeiner ein geistiges Gesichtsfeld ist, desto mehr wünschen wir seine Darstellung zusammengedrängt, um es zu beherrschen; nach kurzen und schlagenden Worten sehnen wir uns dann nicht minder als der Schiffer auf hoher See nach Baken und Leuchtthürmen.

Hier und da bricht bei Comparetti als geborenem Römer der er ist, ein gewisses römisches Gefühl gegen die deutschen Barbaren des Mittelalters hervor. Wir geben ihm gern die „Klassiker" Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg u. s. w. preis, wir selbst haben uns schon über diese Anwendung des allerdings so dehnbaren Ausdruckes verwundert. Wir verargen ihm auch nicht seine Abneigung gegen Karl den Grossen. Dieser Fürst, dessen geschichtliche Bedeutung wir keinen Augenblick verkennen, hat in der That einen „widerlichen Sakristeigeruch" an sich; von ihm stammt das römische Kaiserthum deutscher Nation, das für uns und die Italiener gleich unheilvoll gewesen ist. In unserem neuen Kaiserthum, welches jenen Sakristeigeruch mit so scharfen Mitteln vertreibt, können wir die Schwärmerei für den blutigen Sachsenüberwinder wie einen Theaterhermelin ablegen; denn lange war es uns Bedürfniss unsere vaterländischen Hoffnungen in das Gewand von Vergangenheitsphantasien zu kleiden. Allein — hasst Comparetti Karl den Grossen deshalb weil er die weltliche Macht der Päpste so gestärkt hat, warum freut er sich darüber wenn der „rohe germanische König" im Kampfe mit dem Papstthum unterliegt, wenn er „den Nacken unter

dieses Joch beugt und sich zuweilen tiefer in den Staub erniedrigt als wen je ein römischer Imperator unterworfen hatte?“ Warum nennt er dies die „einzige, arme Genugthuung welche uns Lateinern die langen Seiten jener trostlosen Geschichte darbieten?“

## III.

## Boccaccio.

Auf demselben Vehikel wie schon seit längerer Zeit die Götter und Helden der griechischen Sage, dringen neuestens auch die Schriftsteller der italienischen Renaissance in den Vorstellungskreis des minder gebildeten Publikums ein, nämlich auf den Fittichen luftiger, lieblicher Operettenmelodien. Das Textbuch zu Suppés „Boccaccio" ist ein Kapitel Litteraturgeschichte; wir erfahren sofort dass die drei bedeutendsten italienischen Novellisten des vierzehnten Jahrhunderts Sacchetti, Herr Fiorentino und Giovanni Boccaccio heissen; von des Letzteren Novellen werden einige der pikantesten dramatisiert und die Anfänge des italienischen Dramas selbst uns in einer Commedia dell' arte kurz und bündig vor Augen geführt. Auch ein Theil Ollendorff steckt darin, und am Vorabende einer italienischen Reise wird wer keine Zeit zu gründlicher Vorbereitung im Sprachlichen gehabt hat, grossen Nutzen aus diesem Schauspiele ziehen; er wird die Begrüssungsformeln lernen, die wesentlichsten Flüche und Ausrufe, und dutzendfache Wiederholung wird ihm einige der so unentbehrlichen Zahlwörter — „immer zu *undici, dodici, tredici*" — aufs angenehmste einprägen; für Vorgeschrittene sind einige leichteren poetischen Stücke eingelegt. Derlei erbaulichen Be-

trachtungen gab ich mich hin, als ich zum ersten Male den „Boccaccio“ sah; dass mein Denken jählings eine andere Richtung einschlug, daran war die Aeusserung meines Nachbars schuld: „Wie schade dass diese hübsche Musik an ein solches Sujet gewendet worden ist!“ Meine philologische Ader schwoll an — „ein solches Sujet!“ Wenn hier einmal von Herabwürdigung geredet werden soll, so darf sich gerade das Sujet beklagen, nicht der Musik, wohl aber dem Libretto gegenüber. Allerdings zeigt dieses Spuren von ernstem Studium; ich sah in mein Buch, und gleich aus der ersten Bühnenanweisung wehte mich der Geist der Meininger an. „Was man von der Kirche Santa Maria Novella sieht, ist im freundlichsten Stile gehalten; die Wände würfelförmig, mit weissem und schwarzem Marmor bekleidet“; die Worte klingen wie ein Citat aus Gsell-Fels, und die Mahnung, „statt des kirchlichen Ernstes müsse das naiv-fröhliche Behagen der Italiener an derlei Festlichkeiten vorherrschen“, bekundet liebevolles Eingehen auf fremde Volkseigenthümlichkeit. Allein zwischen etwelchem soliden Gemäuer baut sich ein lockeres phantastisches Fachwerk auf, und es werden Zeiten, Orte und Sitten bunt durcheinandergeworfen. Und doch, wem würde es im Ernste beikommen den Textdichtern die Freiheit die sie sich mit der Geschichte nehmen, zu verargen? Nun möge Thalia der Klio einen Gegendienst leisten, es möge die Operette einigem Thatsächlichen über den alten ausländischen Autor den sich ihre übermüthige Laune auserkor, den Eintritt in diesen Raum vermitteln, wo man nur von gegenwärtigen oder lebhaft nachwirkenden Dingen zu lesen gewohnt ist.

Hoffentlich werden die Gelehrten diese Art der Einführung nicht als eine zu frivole ansehen. So aristokratisch sie sind, citieren sie doch oft die grosse Menge, indem sie von „allbekannten", „weltberühmten" Persönlichkeiten reden. Was aber ist der Ruhm auch des Berühmtesten? Das schwache Licht eines Sternes über den nur die Astronomen Näheres zu melden wissen, und meistens ein getrübtes dazu. Wie entscheidend vermag ein Schlagwort, ein Gemälde, ein Bühnenstück auf unsere ganze Vorstellung von irgend etwas Gewesenem einzuwirken. Wird sich nicht denjenigen — wie gross ich mir ihre Zahl denke, will ich nicht sagen — welche von Boccaccio weiter nichts wissen als dass er schlüpfrige Geschichten recht hübsch zu erzählen wusste, wird sich ihnen nicht, unter dem von der Operette empfangenen Eindrucke, das rohe Bild beleben und ergänzen? Die Nichtexistenz eines Herzogs von Toskana zu Boccaccios Zeit bedarf so wenig ausdrücklichen Nachweises wie dass niemals, auch zu Herzog Leontes' Zeit nicht, Böhmen bis an das Meer reichte; aber darzuthun dass Boccaccios Novellen mit seinem Leben nicht in einem solchen Zusammenhange standen, sein Verhältniss zu den Frauen nicht ein solches war wie wir es in dem Stücke dargestellt sehen, das ist vielleicht keine ganz undankbare Arbeit.

„Novelle" bedeutet im Italienischen zunächst die Neuigkeit; es wird das Wort auf Alles angewendet was man Einem auf die Frage „was gibt es Neues?" zu erzählen weiss, Gaunerstreiche, Witzworte, Eheskandale, kurz jede Art des Stadtklatsches. Daher erklären sich manche italienische Redensarten, z. B. *mettere in novella*, „zum Gespött machen". Diesen

ursprünglichen Charakter der Novelle als einer der unmittelbaren Wirklichkeit entnommenen Anekdote hat noch am treuesten die Sacchetti'sche Sammlung gewahrt. Sacchetti selbst sagt uns: „Ich habe mir vorgenommen alle die Novellen zu sammeln welche vor Alters oder neuerdings sich zugetragen haben, und einige insbesondere welche ich mit ansah und erlebte, und gewisse von denen die mir selbst passiert sind.“ Und denjenigen welche meinen würden, das seien Fabeln, erwidert er im Voraus dass sich vielleicht ein paar darunter befänden, aber dass er sich bemüht habe die Novellen der Wahrheit gemäss niederzuschreiben. Es könne wohl sein, wie das häufig vorkomme, dass eine Novelle sich auf den Giovanni beziehe, und Einer sage, „sie hat sich mit dem Pietro zugetragen“; das sei ein geringer Irrthum, deshalb dürfe man nicht behaupten, sie habe sich gar nicht ereignet. Durch einen sehr grossen Theil der Novellen wird uns das was Sacchetti in der Vorrede sagt, auf ausdrückliche und eigenthümliche Weise bestätigt; sie sind nämlich so geschmack- und pointelos dass die einzige Entschuldigung dafür dass sie aufgezeichnet wurden, in ihrer Wirklichkeit liegt, eine Entschuldigung von der wir freilich schwer begreifen wie sie sich die Mitwelt gefallen liess, während ja die Nachwelt für den Mangel ästhetischen Interesses sich an dem kulturhistorischen entschädigt. Der biedere Sacchetti selbst glaubt alle Anforderungen befriedigt, wenn das Wirkliche was er uns auftischt, zugleich etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes ist. Er kündigt zwar hie und da „treffende“ Worte und „ergötzliche“ Streiche an; aber sein Lieblingsausdruck bleibt „neu“: „ein Spassmacher foppt

einen Geizhals mit einer neuen Antwort — Donnellino verkauft einer Frau zwei Gänse um einen neuen Preis — Bonamico lässt seinem Freunde mit einem neuen Kunstgriff vom Hufschmied einen Zahn ausziehen — Carmignano entscheidet durch einen neuen Einfall einen Streit beim Spiele" u. s. w. Nun, die Sacchetti'sche Neuheit gemahnt uns meistens an das wunderliche Kleinleben niederländischer Bilder; wir verspüren nichts von dem frischen Hauch der „Neuzeit", nichts von dem feinen Duft der italienischen Renaissance. Sollte die Novelle zu einer kunstgemässen Entfaltung gelangen, so musste ein anderer Weg betreten, es musste jene Grundbedingung der Wirklichkeit etwas weniger streng genommen werden. Wer des angedeuteten Ursprungs der Novelle eingedenk ist, mag sich das leicht zur Anschauung bringen. Unter denen welche Neues zu erzählen, wie unter denen welche Neues zu hören lieben, wird man zwei verschiedene Richtungen wahrnehmen: den Einen kommt es mehr darauf an dass die Geschichte hier oder dort, heute oder gestern, mit diesem oder mit jenem passiert ist; den Andern, dass sie spanne, überrasche und ergötze. Ein Erzähler der letzteren Art sieht sich oft genöthigt, um seine Waare an einen Hörer der ersteren Art zu bringen, sie mit einer modernen Etikette zu schmücken. „Wissen Sie was dem So und So am vorigen Sonntag begegnet ist?" fragt er uns, und dann folgt eine Geschichte die wir uns dunkel erinnern vor vielen Jahren in einem alten Pergamentband gelesen zu haben. Aehnlich verfuhren die Novellatoren des Mittelalters, wenn sie an langen Winterabenden der Aufgabe walteten ihre hohen Gönner zu zerstreuen und in schenklustige Stimmung zu ver-

setzen. War der Born zeitgenössischer Anekdoten versiegt, dann speiste man ihn aus jenen immer rinnenden Bächen ferner und geheimnissvoller Herkunft. Je mehr, was den Charakter der Novelle anlangt, die blosse Neuheit hinter gewichtigere Eigenschaften zurücktrat, um so mehr sah man auch davon ab ob sie der Zeit nach neu war oder nicht.

Auf dieser Entwicklungsbahn ist die älteste italienische Novellensammlung die wir besitzen, der um ein Jahrhundert jüngeren von Sacchetti bedeutend voraus, obschon in der Form roher und anekdotenhafter. Das Buch soll, wie der Titel sagt, das Andenken an einige „schöne Redeblumen, schöne Höflichkeiten, schöne Antworten, schöne Ritterthaten, schöne Schenkungen und schöne Liebschaften“ fortpflanzen, und dieselben werden allen Ländern und Zeiten, ohne absichtliche Veränderung des Kolorits, entlehnt. Also man ging über das was man erlebt hatte, was Einem durch Augenzeugen mitgetheilt worden war, weiter und weiter hinaus, bis in das Sagenhafte meinetwegen, aber nie bis ins Märchenhafte, nie bis zu dem was sich als Erfindung offenbarte, und noch weniger erfand man selbst; dadurch dass sie als wirkliche gegeben und als wirkliche genommen wurde, unterscheidet sich die altitalienische Novelle von der heutigen und ist höchstens mit unserer „wahren Geschichte“ zu vergleichen. Es verbreitete sich nun der Geschmack an der Novelle nicht nur, er verfeinerte sich auch; zudem mehrten sich die Erzähler und traten in lebhaften Wettstreit; es galt den reichen, gut gewählten Stoff in anmuthigster Form vorzutragen. Die Stimmen sind längst verhallt, und das Lob der Zeitgenossen hat keinen Sinn mehr

für uns; mit der Feder aber errang sich Boccaccio die Palme auf Jahrhunderte hinaus. Er hat zuerst verstanden in Prosa zu schreiben, und mehr noch in Prosa zu dichten, und als Dichter ist er den alten poetischen Grundsätzen, denen die er selbst predigte, untreu geworden: Scholasticismus und Mysticismus, Formel und Allegorie wurden über Bord geworfen, das Wolkenschiff senkte sich zur Erde herab, und lange vor der Erneuerung der eigentlichen dramatischen Kunst wurde der „Griff ins volle Menschenleben" gethan; der Dekameron ist das erste moderne Buch. Dieser Vorzug aber macht es den Heutigen gerade so schwer den richtigen Standpunkt für die Betrachtung und Würdigung Boccaccios zu finden, sodass er Vielen vom Patriarchen der Sonettisten überragt zu werden scheint, Allen aber vor dem fast zu verschwinden der die nie wiederholte Reise durch die jenseitigen Reiche unternahm. Der Glaube an Dantes Weltordnung, die heisse Inbrunst mit der er über die Schranken unserer Erkenntniss hinausdringt, die Wunderkraft Visionen in Fleisch und Bein zu verwandeln. ist der Nachwelt abhanden gekommen; sie bewundert die göttliche Komödie um so mehr, je grösser die trennende Kluft ist. Boccaccios Anfänge hingegen sind sämmtlich mit Fleiss und Glück fortgesponnen worden: die ungebundene Rede hat im Vergleich zur gebundenen erstaunliche Fortschritte gemacht; die Technik der Darstellung ist bis zur Raffiniertheit ausgebildet worden; man ist bis in die innersten Tiefen des Sitzes menschlichen Handelns und Leidens eingedrungen. Daher kann auf den der unter den Schriftstellern seiner Zeit lebt, die Kunst Boccaccios jenen Reiz nicht mehr ausüben der

einst unzertrennlich von ihr war. Allein erbaut euch, ehe ihr den Dekameron aufschlagt, am Besten was das Mittelalter bis dahin auf dem Gebiete der erzählenden Gattung, sei es in Prosa, sei es in Versen, hervorgebracht hatte, und von einem Marionettentheater, wo die verschiedenen Persönlichkeiten sich hauptsächlich durch die Tracht unterscheiden, wo die Stimme des Leiters nur eine beschränkte Nüancierung zulässt und sein Talent nicht ausreicht die Eintönigkeit, die beständige Wiederholung zu vermeiden, wendet ihr euch um zu dem bunten Gewühle eines südlichen Festtages mit seinen tausend Stimmen und tausend Gesichtern.

Boccaccios Realismus muss sein Publikum, wenn es nur halb so empfänglich war wie heutzutage das Émile Zolas, aufs äusserste überrascht und erregt haben. Sacchetti, der durch sein Beispiel wenige Jahrzehnte später zur Herausgabe von Novellen aufgemuntert wurde, ist nur ein sammelnder Antiquar; jener ein wiederschaffender Künstler, der uns ein unerreichtes Denkmal von den Sitten seiner Zeit und seines Volkes hinterlassen hat. Mag ihm die Wirklichkeit des Stoffes dessen er sich bemächtigt, etwas weniger am Herzen liegen, Wirklichkeit durchdringt wie der feinste Aether jedes Atom seines Werkes, sie ist in jedem Antrieb und in jeder Aeusserung, in den Kämpfen des Herzens wie in den Gebärden und Mienen, von dem Vordergrund bis in die dämmernde Perspektive hinein, sie ist überall. Erfunden hat meines Erachtens auch Boccaccio nichts. Marcus Landau, der sich um das Studium unseres Dichters verdienstlich bemüht hat, sagt, es sei uns von einigen Novellen des Dekameron keine Quelle bekannt, und so lange wir keine Spur

einer solchen entdeckt, sei es doch gar zu hart wenn wir ihm nicht die Erfindung derselben zutrauten. Die verhältnissmässig geringe Anzahl dieser Novellen scheint gegen eine derartige Annahme zu sprechen; es ist in Anschlag zu bringen dass so viele Schachte in denen ihrem Ursprunge nachzuspüren wäre, seither verschüttet worden sind. Wollte Boccaccio frei schaffen — die Fähigkeit dazu ist das was wir alle ihm zutrauen — so hätte er das wohl häufiger gethan, nicht in so wenigen und wenig glänzenden Fällen. Denn für die von Landau hieher gerechnete Novelle vom Ritter und Falken, die allerdings von keiner ihrer neunundneunzig Genossinnen verdunkelt wird und an deren Dramatisierung noch jüngst des englischen Poeta laureatus Talent gescheitert ist, führt Boccaccio als Gewährsmann einen Zeitgenossen, den Coppo di Borghese Domenichi an, der in späteren Jahren Gefallen daran gefunden habe „sowohl seinen Nachbarn als auch Fremden von vergangenen Ereignissen oftmals zu erzählen, wie er denn Solches geordneter, mit grösserem Redeschmucke und treuerem Gedächtnisse als irgend ein Anderer zu thun verstand"; unter anderen schönen Geschichten habe er namentlich diese — das spricht für seinen guten Geschmack — zu erzählen geliebt. Auf dieselbe Persönlichkeit beruft er sich unter ähnlichen Bemerkungen in einem gelehrten Werke, dem Kommentar zum Dante. Andrerseits scheint Boccaccio nirgends im Dekameron ein persönliches Erlebniss dargestellt zu haben. Zwar hat man früher geglaubt, die Novelle von der Witwe und dem Studenten enthalte ein solches, aber dieselbe ähnelt allzusehr einer alten indischen Erzählung, und Boccaccio wird wohl

nur einige subjektive Züge hineingewoben haben. Manches fällt wenigstens in seine Zeit, und von jenen lustigen Geschichten deren Mittelpunkt Calandrino bildet, mag er unmittelbare Kenntniss gehabt haben. Anderes gehörte der jüngsten Vergangenheit an und lebte noch in sicherem Andenken.

Die Mehrzahl der Novellen aber hat, um zu Boccaccio zu gelangen, eine mehr oder minder grosse Reise gemacht, und kaum merkt man es der oder jener an. Wie tagesfrisch erscheint der Schwank von der Weintonne, der auch in die Operette eingelegt ist, und 1200 Jahre vorher hatte ihn der Römer Apulejus fast mit denselben Ausdrücken erzählt! Und wer kann sagen ob eine solche alte Novelle — diese Wortverbindung bedeutet nun keinen Widerspruch mehr — nicht schliesslich doch in der Phantasie eines Dichters oder Denkers wurzelt? Gegründeten Verdacht hegen wir besonders gegen die buddhistischen Mönche dass sie ihre Nirwanabetrachtungen mit tendenziös erfundenen Geschichten verschnörkelten. Im Morgenlande hält der Despotismus die freie Rede danieder; jede Lehre der Klugheit oder der Moral welche an hochstehende Personen gerichtet wird, muss sich in irgend ein Gewand vermummen; wo keines fertig ist, wird es aus buntem Stoffe neu zugeschnitten; daher Menschen- und Thierfabel. Mit den Fürstenspiegeln der Buddhisten und der Mohamedaner zeigt sich der Dekameron nicht nur in manchen Stoffen verwandt, sondern auch durch die Rahmenerzählung, welche freilich dort ein steifer goldener Leisten, hier ein grünes und blühendes Gezweig ist. Landau meint dass Boccaccio sich von den Banden solcher mora-

lischer oder politischer Nebenzwecke freigemacht habe wie sie in den älteren Sammlungen mehr oder weniger offen zu Tage treten. Das ist nicht ganz richtig. Die lehrhaften Betrachtungen welche den Novellen vorausgehen und folgen, mögen nicht viel besagen, aber kann man die Vorrede gänzlich übersehen? Seiner bestimmten Erklärung zufolge schreibt Boccaccio sein Werk den verliebten Frauen zur Unterstützung und Zuflucht, Trost und Erheiterung; aus den darin enthaltenen ergötzlichen Dingen sollen sie nicht nur Vergnügen, sondern auch guten Rath schöpfen, indem sie erkennen was sie zu vermeiden, was sie zu erstreben haben. Deshalb ist es auch nicht ganz unmöglich dass die Worte: „zugenamt Fürst Galeotto“ nicht ein späterer Zusatz sind, sondern von ihm selbst herrühren; sie bezeichnen eben den Dekameron als Liebesvermittler. Insoferne hatte auch jener fromme Kartäusermönch der ein Dutzend Jahre darauf dem Boccaccio ins Gewissen redete, nicht durchaus Unrecht wenn er dessen Schriften Werkzeuge des Teufels nannte, die Seelen zur Sinnenlust zu verführen und abzurichten. Der Autor selbst sah dies ein und warnte später einen Freund das Buch seiner jungen Frau in die Hand zu geben, indem er die schlimmen Folgen einer solchen Lektüre mit grellen Farben ausmalte. Das süsse Gift aber hat durch Jahrhunderte fortgewirkt. Bonifazio Vanozzi sagt: „Wer zählen könnte wie viel Frauen durch den Dekameron ihre Ehre verloren haben, würde starr vor Erstaunen sein.“ Es werden sogar bestimmte Thatsachen vorgebracht. Ein angesehener Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, Ortensio Landi, welcher dann später das Werk als

einen Lehrmeister fürs Leben empfohlen hat, weil man unter Anderem daraus lerne sich vor den Listen der Weiber zu hüten, erzählt, ein junges Mädchen zu Mailand, das er persönlich kannte, habe, nachdem sie die fünfte Novelle des siebenten Tages gelesen, ein Loch in die Wand des Vorzimmers gemacht, um mit einem jungen Manne in Unterhaltung zu treten und sich von ihm verführen zu lassen. Aehnliches hat sich in jüngster Zeit auch unter uns zugetragen; doch weiss ich nicht ob Boccaccio dafür verantwortlich gemacht werden kann. Sicherlich sind zu vielen Ränken und Schwänken die Recepte aus den Büchern entnommen worden; ein merkwürdiges Zurückfliessen der Novelle in das grosse Urmeer der Wirklichkeit!

In den Dekameron hat, so viel wir gesehen haben, Boccaccio nichts von seinen eigenen Liebesangelegenheiten eingeflochten, um so mehr in seine andern Werke, indessen in so verhüllter und ausgeschmückter Weise dass seine Biographen wenig davon erbaut sind. Wie Dante und Petrarca hat auch er seine Muse besessen. Es ist ein wunderlicher Zufall dass der Einfluss den die drei Frauen auf die drei Dichter ausgeübt haben, durch die Namen der Ersteren charakterisiert wird. Beatrice, „die Seligmacherin", verklärt sich in Engelsgestalt, ja löst sich in ein Symbol auf und hebt ihren mystischen Alighieri zu den ewigen Wohnsitzen der Seligen empor; Laura schlingt den *lauro*, den Lorbeer, um die Stirn ihres sinnlich-platonischen Verehrers, sodass er mit seinen Huldigungen den Preis davon trägt an welchem ihm, wie die unablässigen Wortspiele verrathen, schliesslich am meisten gelegen war; Fiammetta, „die kleine Flamme" —

ihr eigentlicher Name war allerdings Maria — entzündete in der Brust Boccaccios eine Leidenschaft die trotz rascher Erhörung sich nur langsam abkühlte. Ihr zu Gefallen ward er Schriftsteller. Es wird zwar erzählt dass er als napoletanischer Student bei einem Besuche von Virgils Grab zu Piedigrotta, in dessen Nähe er wohnte, den Entschluss gefasst habe die Rechtswissenschaft aufzugeben und sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Das dürfte eine bleiche Reminiscenz an Dante sein, auf dessen Spuren Boccaccio zu wandeln liebte. Weit wahrscheinlicher klingt schon eine andere — ebenso unverbürgte — Nachricht: es sei ihm einstens, als er spazieren gegangen, bei jenem Grabmale plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein holdes Weib erschienen, dessen Anblick ihn gänzlich umgewandelt habe. In Wirklichkeit wird es sich wohl noch einfacher verhalten haben, etwa so wie das napoletanische Volkslied sagt:

*Io la vidi a Piedigrotta*
*Tutta gioja, tutta festa,*
*Dalla mamma era condotta,*
*Perle e gioje aveva in testa,*
u. s. w.

Wenn uns Boccaccio erzählt, er habe seine Geliebte zum ersten Male in einer Kirche erblickt, so entrichtet er wahrscheinlich den Anforderungen der damaligen Konvenienz seinen Zoll; nur in geweihten Hallen, an einem hohen Festtage durfte eine solche Liebe ihren Anfang nehmen die ein Jahrzehnt hindurch dauerte, die sich in Bänden voll Prosa und Versen verewigte. Fiammetta bittet ihren Liebhaber, er möge die Sage von Flor und Blancaflor, die sie ge-

hört hatte, in italienischer Sprache darstellen, und er schreibt den Filocolo; er fällt in Ungnade bei ihr und dichtet, um ihr Herz wiederzugewinnen, die Theseide, indem er sich erinnert welch Gefallen sie in glücklicheren Tagen an Geschichten, besonders Liebesgeschichten, gefunden habe; sie begibt sich aufs Land, wohin er ihr nicht folgen kann, er sucht einen alten Stoff der seinem geheimen Liebesschmerze als Einkleidung diene, und es entsteht der Filostrato; endlich löst er selbst die Bande die ihn solange gefesselt haben, und schildert dann in der Fiammetta das Seelenleiden einer von ihrem Geliebten Verlassenen. Der Dekameron ist nicht mehr der einen Frau gewidmet, sondern allen verliebten Frauen; der Name der Fiammetta ist darin nur wie eine Erinnerungstafel angebracht. Wir wissen dass Boccaccio vor wie nach der einzigen entschiedenen und entscheidenden Neigung seines Lebens manche Verhältnisse gehabt hat. Doch dürfen wir ihn uns keinesfalls als einen renommistischen, ausgelassenen Don Juan vorstellen; es liegt dies weder in seinem Charakter noch in den Sitten seines Landes und seiner Zeit. Er ist kein Freund von allzu leichten Eroberungen; er sagt einmal dass eine Frau welche nicht aus Liebe, sondern um schnöden Gewinnes willen sich preisgebe, des Feuers werth sei. Und dann sind die Italiener, wenn ich nicht irre, von jeher in allen Liebeshändeln nicht nur dringlicher und erfinderischer, sondern auch beständiger und diskreter gewesen als die Nordländer, wozu beitragen mag dass dort bei der Art der Eheschliessungen das unerlaubte Bündniss nicht so tief unter dem rechtmässigen steht wie hier. Vorsicht und Verschwiegenheit werden in den altitalie-

nischen Novellen als die ersten Tugenden eines Liebhabers gepriesen. Von neueren Zeugnissen fällt mir gerade kein besseres ein als das jenes italienischen Kellners der uns einst zu früher Morgenstunde — auf einem Balle im Oberengadin war's — einen Vortrag über die Kriegführung gegen das schöne Geschlecht hielt und, frei nach Montecuccoli, damit schloss, es gehörten drei Dinge dazu um Glück in der Liebe zu haben: erstens *silenzio*, zweitens *secreto*, drittens *mistero*. Die Anweisung scheint doch nicht ganz ausreichend zu sein, wenigstens hat Boccaccio, der sie streng zu beobachten pflegte, nicht immer Glück in der Liebe gehabt. Von einer Witwe wurden seine Bewerbungen schnöde abgewiesen, und als Rache verfasste er eine bittere Schmähschrift gegen sie und das gesammte weibliche Geschlecht; auf die *Ars amandi* folgen die *Remedia amoris*, auf den Dekameron der Corbaccio. Später, als er sich bekehrt und der Sinnenlust Valet gesagt hatte, schrieb er sein lateinisches Werk „über die berühmten Frauen"; da tritt er uns als ein strenger Moralist entgegen, in welchem wir kaum den Schöpfer des Dekameron wiedererkennen würden, wäre ihm nicht ein Geschichtchen wie das von Anubis und der Paulina zwischen den Fingern hindurchgeschlüpft. Den in süssen Nachtwachen erworbenen Schatz von Kenntnissen hatten Motten und Rost gefressen, die liebenswürdigen oder komischen Schwächen der Frauen, einst mit unerschöpflicher Mannigfaltigkeit geschildert, wurden nun in Einem weg als Todsünden gegeisselt, ein frommer Kirchenvater hätte mit nicht geringerer Weisheit und mit nicht grösserem Eifer über diesen Gegenstand gepredigt — nur vielleicht in milderem Tone.

Mit so wenigen Worten lässt sich aber nicht erledigen was Boccaccio von den Frauen gedacht hat, wie er zu verschiedenen Zeiten gegen sie gestimmt gewesen ist. Hierüber und über sein weibliches Schönheitsideal, sowie über die Toilettenkünste der damaligen Florentinerinnen handelt ausführlicher ein Kapitel in einem prächtig ausgestatteten tausendseitigen Quartbande der die lateinischen Schriften Boccaccios zum Gegenstande und den gelehrtesten Triestiner, Attilio Hortis, zum Verfasser hat. Mit dem Buche und mit der Operette wurde ich ziemlich zu derselben Zeit bekannt, und ich gestehe dass der Kontrast zwischen beiden stoffverwandten Werken mich wunderlich berührte und den Wunsch in mir erregte etwas, wenn auch von geringstem Umfange, hervorzubringen was denselben Titel trüge und zwischen jenen schweren, monumentalen Massen und diesen emporschiessenden und zerplatzenden Feuerkugeln an Dichtigkeit und Bewegungsfähigkeit die Mitte hielte. Dem launenhaften Triebe gesellte sich ein berechtigterer zu: die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf die ernsten und gediegenen Studien hinzulenken welche am Gestade der Adria blühen. Wir bekümmern uns um das Geistesleben unserer Nachbarn wenig, weniger denn sonst, und das mag wohl zum Theile daran liegen dass sich Faktoren trennend und trübend einmischen die mit dem Höchsten und Besten, mit der Kultur, nichts zu schaffen haben. Allein es ist unmöglich dass wir uns nicht verständigen und herzlichst begrüssen sollten, wenn wir uns in die Atmosphäre jener Zeit erheben zu deren Kenntniss gerade Hortis mit unermüdlichem Fleisse Beitrag um Beitrag liefert, jener ruhmvollsten

Periode italischen Blutes da es, uneins und ohnmächtig, Europa unterwarf, da die „arme Magd“ Lehrmeisterin und Erzieherin der Völker wurde. Man möchte glauben, der Karst wäre ein unübersteigliches, mit ewigem Eis bedecktes Gebirge. Aber führt nicht die Bora den frischen Duft unserer Fichtenwälder zum blauen Meere? Gibt uns nicht der würzige Scirocco einen Vorgeschmack des dort schon herrschenden Lenzes?

---

## IV.

## Die Geschichte von den drei Ringen.

Dass die nachfolgenden Worte über die berühmteste aller Parabeln durch irgend etwas wie Trauverweigerung oder Grabredenverbot, infallibilistische Anathemata oder oberkirchenräthliche Erlasse angeregt worden seien, dagegen verwahren wir uns mit Entschiedenheit. Die Veranlassung ist vielmehr eine ganz harmlose. In diesem Sommer hat A. Tobler aus einer Pariser Handschrift ein altfranzösisches Gedicht von ein paar hundert Versen, *Li dis dou vrai aniel,* herausgegeben und es mit litterarischen Nachrichten und sprachlichen Erläuterungen verziert. Wir vermissen in der sorgfältigen und gefälligen Arbeit nur eine Geschichte des Stoffes; doch vertröstet uns der Herausgeber derentwegen auf einen ungenannten Freund. Bis nun von dieser Seite den Sachverständigen durch Erfüllung eines schon lange gegebenen Versprechens Genüge geleistet wird, mögen hier die Fernerstehenden in kurzen Andeutungen an die verschiedenartigen Gestaltungen der Geschichte von den drei Ringen und an einiges ihr ideell Verwandte erinnert werden.

Je schwerer das Verhältniss der einzelnen Glaubensbekenntnisse zueinander durch eine Formel auszudrücken ist, desto eher und öfter hat man es in einem Bilde

zu veranschaulichen gesucht. Wir haben dabei drei Hauptfälle des Urtheils zu unterscheiden:

1. Die Religionen sind in Wirklichkeit von gleichem Werthe. Und zwar: entweder taugt eine so wenig wie die andere. Dahin zielt jener Ausspruch von den drei Betrügern der Menschheit, Moses, Jesus und Mohamed, welchen man als Anklagepunkt gegen die Freidenker aller Jahrhunderte, von Kaiser Friedrich II. abwärts, willkommen geheissen hat. Oder eine taugt so viel wie die andere; Jeder kann, um mit dem alten Fritze zu reden, auf seine Façon selig werden. Diese Auffassung spiegelt sich in einem Gleichniss ab welches wir dem neueren Persien verdanken. Den Dichter Kemal Ibn Gajass lässt der Sultan Mirsa zu sich rufen und frägt ihn (wir bedienen uns der Worte Rückerts):

In vier verschiedne Sekten theilt
Sich alles Volk der Muselmanen;
So sage nun mir unverweilt:
Wer geht davon auf rechten Bahnen?

Worauf jener erwidert:

Du thronest hier in einem Saal
Zu dem geöffnet sind vier Thüren,
Und deinen Thron sieht allzumal
Wen du durch eine lässest führen.

Dass ich des Weges nicht geirrt,
Des musste mir dein Bote frommen,
Und nun weiss ich, vom Glanz verwirrt,
Nicht welches Weges ich gekommen.

Diese Antwort, welche vom Sultan reich belohnt wird, ist eine sofiistische (nicht eine sophistische); denn die Sofi beten Gott nur in der Liebe an und

verhalten sich gegen alle äusseren Formen gleichgültig, kennen daher keine Rechtgläubigen und keine Ungläubigen.

2. Die Religionen sind nur scheinbar von gleichem Werthe, in der That ist eine einzige die wahre, aber welche, weiss Gott allein. Auf dem menschlichen Standpunkt vollkommener Ungewissheit befindet sich Saladin kurz vor seinem Tode. Von all seinem Reichthum ist nur ein kostbarer Tisch übrig; er lässt ihn mit einem Beil in drei gleiche Theile zerhauen und widmet dem Mohamed, dem Judengott und dem Christengott je einen Theil; wer der stärkste sei, der möge ihm helfen. Der biedere Jansen Enenkel (ein Wiener Dichter des 13. Jahrhunderts) erzählt es in seinem Weltbuche. Dem Judenthum als der unterdrückten und doch so ausserordentlich zähen Religion war es vorbehalten für diesen hienieden unlösbaren Zweifel ein sinnreiches Bild zu entdecken, um sich nach aussen, wenn nicht das Vorrecht, so wenigstens die Möglichkeit des allein göttlichen Ursprungs zu wahren. Die Darstellung der verschiedenen Bekenntnisse als vererbter Kleinode liegt ganz innerhalb der jüdischen Gedankenreihe. Die Einkleidung in Frage und Antwort ist auch dem persischen Gleichniss eigen (obwohl es hier entlehnt sein mag); aber dass sich die Frage als Fallstrick, die Antwort als listige Auskunft erweist, das verräth jüdischen Ursprung. Indessen ist uns die in Rede stehende Parabel als jüdische erst aus später Zeit bekannt. Salomo Ben Verga (Ende des 15. Jahrhunderts) theilt uns nämlich an der Stelle seines Schebet Jehuda welche von den Judenverfolgungen in Spanien handelt, eine

Unterhaltung zwischen König Pedro dem Aelteren von Aragonien (1094—1104) und dem Juden Ephraim Sanchus mit. Letzterer erzählt dem König auf dessen Frage welche Religion die wahre sei, die christliche oder die jüdische: sein Nachbar habe vor einer Reise jedem seiner beiden Söhne einen Edelstein zurückgelassen, und er, Ephraim, sei über die Eigenschaften und den Unterschied dieser Edelsteine befragt worden. Er habe gerathen die Entscheidung bis zur Rückkehr des Vaters, der ja Juwelier sei, aufzuschieben, und da habe man ihn geschmäht und geschlagen. Diese rabbinische Ueberlieferung hat ohne Zweifel ein hohes Alter; sie ist ein erster Versuch oder nicht weit davon entfernt. In wesentlich anderer und besserer Gestalt, die sie aber gewiss noch innerhalb des Judenthums empfangen hat, begegnen wir ihr als der altitalienischen Novelle von den drei Ringen: zunächst unter den hundert alten Novellen, dann im *Avventuroso Ciciliano* des Busone da Gubbio (eines Freundes von Dante), endlich im Dekameron Boccaccios. Es lässt sich nicht läugnen dass diesem Edelstein, welcher unter den Raritäten des Novellenbuchs wegen seiner Unansehnlichkeit noch leicht zu übersehen ist, erst von Boccaccios Künstlerhand Glanz und Glätte zu Theil ward; aber seine symbolische Kraft bewährt sich am reinsten und stärksten bei Busone. Hier liebt der Vater den einen Sohn am meisten und hat ihm von Anfang an den Ring zugedacht (dem ältesten — eine Anspielung auf die Erstgeburt des Judenthums); die Werthlosigkeit der beiden nachgeahmten Ringe wird nachdrücklich hervorgehoben. Bei Boccaccio liebt der Vater seine Söhne ganz in gleicher Weise, und in gleicher Weise

sucht er sie zufrieden zu stellen; von dem verschiedenen Werth der Ringe wird nicht gesprochen. In der That ist ja der Werth, d. h. der äusserliche, ziemlich gleichgültig. Die eigentliche Bedeutung des alten Ringes beruht auf der Verordnung des Ahnherrn; durch den letzten Willen des Vaters der drei Söhne aber, nicht nur den ausgesprochenen, sondern auch den wirklich gehegten, erhalten die nachgefertigten Ringe dieselbe Bedeutung wie jener: es sind für das worauf es ankommt, für die Erbfolge, alle drei Ringe von gleichem Werthe, und Monsignor Bottari hat sicher nicht viel Ursache einen Beleg für den katholischen Sinn Boccaccios in dieser Novelle zu erblicken. Versuchen wir andrerseits sie jenem Grundgedanken von welchem wir zuerst sprachen, anzupassen, so bleibt wiederum das Zweideutige und Störende des echten und rechten Ringes. Kurz, das Bild schwebt auf der Spitze einer gewölbten Fläche; der leiseste Druck daran, der einen oder der andern Unvollkommenheit abzuhelfen, bringt es zum Rollen nach vorn oder hinten. Boccaccio will besser begründen warum das Benehmen des Vaters gegen alle Söhne das gleiche ist, und das Bild rollt rückwärts; wollte Jemand besser begründen warum der eine Ring so hohe Ehren geniesst und seines Gleichen nicht findet, so würde es vorwärts rollen.

3. Die Religionen sind von ungleichem Werthe, nur eine ist die wahre, und sie gibt sich auch als solche den Menschen zu erkennen. So sagt das Christenthum. Wozu sonst seine Blutzeugen und seine Wunderzeugnisse? Petri Fischerring ist der echte Ring. Wir deuteten schon an wie leicht die Abänderung des Gleichnisses vor sich

geht: die Wunderkraft des Christenthums wird durch die Wunderkraft des einen Ringes versinnbildlicht. Von Alters her laufen viel Geschichten um von Ringen mit übernatürlichen Kräften; so die eine von dem Ringe Fastradas, welcher Liebe zu erwerben vermochte. Ein derartiger Zauberring ist in unserer Parabel angebracht wie die Gesta Romanorum sie erzählen. Der jüngste Sohn schlägt die Zweifel der Brüder an der Echtheit seines Ringes durch die Thatsache nieder: er heilt mit ihm alle Krankheiten, während die beiden andern Ringe keine Wirkung ausüben. Nicht nur dieser jüngeren Fassung, sondern der Geschichte von den drei Ringen überhaupt älteste bekannte Aufzeichnung ist (aus dem 13. Jahrhundert) Toblers *Li dis dou vrai aniel.* Daselbst ist die eigentliche Parabel durch einen nicht sehr geschickten Zusatz erweitert, zu welchem die zeitgenössische Geschichte die Veranlassung gegeben hat; der echte Ring bedeutet zuerst die christliche Lehre, dann das den Christen geraubte heilige Land oder vielmehr Beides zugleich. Es heisst von ihm dass er

*— iert quasses et debrisies*
*Et estoit mis en noncaloir,*
*Dont on se devoit bien doloir,*

bis Gott drei Fürsten (Philipp III. oder IV. von Frankreich, Robert II. von Artois, Guido von Flandern) dazu beruft dem Ringe zu seinem rechtmässigen Besitzer und zu seinen alten Ehren zu verhelfen. — Jahrhunderte später zersprang der echte Ring in viele Stücke; bei welchem Stücke ist die Wunderkraft verblieben? Und wie äussert sie sich? Die Wunderquelle der alten Zeit ist versiecht, und pochen wir auf die augenfällige

besondere Wirkung gerade unserer Lehre, so räumt man uns dies nicht ein, entgegnet uns vielmehr: wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Lessing, an der berühmten Stelle seines Nathans des Weisen, begnügt sich nicht mit Einem; in einer Musik von schönen Uebergängen reiht er Verschiedenes aneinander und schliesst mit einem vollen, ergreifenden Accord aus seinem innersten Herzen. Mir ist unbekannt was die so reiche Nathanlitteratur darüber berichtet; auf die Gefahr der Wiederholung hin sei dieses Wenige gesagt. Zuerst wird die Geschichte von den drei Ringen nach Boccaccios Lesart vorgetragen; dann aber ausführlich die Verhandlung vor dem Schiedsrichter geschildert. Dieser spricht, nachdem er den Fall angehört hat:

> Wenn ihr mir nun den Vater
> Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
> Von meinem Stuhle.

Ganz wie bei Salomo Ben Verga. Der Richter fährt fort:

> Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
> Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
> Vor Gott und Menschen angenehm.

Der Ring ist wunderthätig (die Erwähnung dieser Eigenschaft findet sich allerdings schon gleich im Anfang eingeschaltet), aber nicht wie in dem *Dit dou vrai aniel* und den Gesta Romanorum, indem er Krankheiten heilt, sondern indem er, wie Fastradas Ring, Liebe erwirbt. Als aber keiner der Ringe diese Probe besteht, ruft der Richter aus:

> O so seid ihr alle drei
> Betrogene Betrüger! Eure Ringe
> Sind alle drei nicht echt.

Siehe das Buch *de tribus impostoribus*. Und endlich jene versöhnende Mahnung welche so nah an die „vier Thüren“ des Mewlana anklingt:

Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
u. s. w.

Aus der Geschichte von den drei Ringen schöpfte Swift die Idee zu seiner Geschichte von den drei Röcken, dem *Tale of a tub*; aber wie weitschweifig und wie engherzig ist diese Satire! sie dient, wie er selbst eingesteht, der Verherrlichung der englischen Hochkirche. Lessing blickte höher und weiter, vielleicht zu weit. Bald (1879) sind es hundert Jahre dass sein Nathan erschien; wie werden wir die Jubelfeier begehen? Natürlich durch Aufführungen auf unseren Schaubühnen. Aber werden dann auch auf der grossen Bühne des neuen Reichs die Spieler die in der Heldentragödie so reiche Lorbeeren pflückten, im bürgerlichen Schauspiel der drei Ringe die „Sanftmuth“ und „herzliche Verträglichkeit“ zu zeigen wissen welche in ihren Rollen vorgeschrieben ist? alle Spieler, auch die der Hauptpartien? oder werden — doch

*Plus n'en dirai a cheste fois.*

## V.

## Ariost.

Da Ariost am 8. September 1474 geboren ist, so hätte man sein vierhundertjähriges Geburtsfest im September 1874 begehen müssen. Man hat aber diese Feier aufgeschoben. Warum, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen; vielleicht dass das gewaltige Rauchopfer welches man im Juli 1874 auf dem Altar Petrarcas angezündet hatte, erst verdampfen sollte ehe man ein anderes — weit kleineres, wie es scheint — auf dem Altar Ariosts darbrächte. Wie dem auch sein mag, man hat das Ariostfest von Ferrara in den Mai 1875 verlegt, und zwar mit der Einweihung des *Concorso agrario regionale* verbunden. Es ist wahr, Ariost schwärmte für den Landsitz Mauriziano und entwirft von dessen Reizen eine begeisterte Schilderung; es ist wahr, Ariost spricht hie und da von Ochsen, Furchen und Ackerwerkzeugen mit mehr oder weniger Anerkennung; es ist endlich wahr, Ariost hat eine Ekloge gedichet. Aber musste deshalb seine Jubelfeier ein landwirthschaftliches Gepräge erhalten, musste die Woche in welche sie fällt, mit der Eröffnung des besagten *Concorso agrario* beginnen und mit der Preisvertheilung an die Aussteller schliessen? Zu wessen Ehren die dreifache Aufführung der „Aïda“

stattfindet, das Feuerwerk auf der Piazza d'armi, der Wohlthätigkeitsball, die Wettfahrten, zu Ehren der Ceres oder der Musen, das Programm sagt es uns nicht. Laut diesem wird übrigens am 23. Mai das Standbild des Ferraresen Savonarola enthüllt, der nur darum mit Boccaccios und Petrarcas Schriften nicht auch die Ariosts verbrannte weil sie noch nicht geschrieben waren. Ein buntfarbiges Fest, nicht wahr? Und die Einladungen dazu erst drei Wochen vorher in die Welt zu senden! Das heisst doch geradezu sich alle Ariostischen Festschriften verbitten. Nun, da bleibt nichts übrig als wir stammeln in Eile aus unfertigen Betrachtungen, rasch aufgegriffenen Bildern und ein paar Citaten einen Gruss zum Geburtstag des Dichters zusammen, zu dem welchen ihm die gute Stadt Ferrara aufgenöthigt hat.

Doch nein; an die Stelle des scheinbar so bescheidenen „wir" trete das wirklich bescheidenere „ich"; der Gruss soll ein rein persönlicher sein. Wie könnte ich auch z. B. im Namen derjenigen reden welche mit dem Donnerkeil des „sittlichen Ernstes" die Welt regieren? Ach, nicht einmal sittliche Heiterkeit darf ich für Ariost in Anspruch nehmen, nein, Heiterkeit und nichts weiter, aber diese in vollstem Mass, und deswegen ist Ariost so gross. Wie viel leichter ist es dem Dichter, dem Wort- wie dem Tondichter, unser Blut in Sturm zu peitschen und unser Herz mit ungelösten Räthseln zu ängstigen als die Wellen in uns zu beschwichtigen und uns mit dem Gefühle vollkommenen Einklangs, hellen Jubels zu erfüllen? Wie viel dankbarer müssen wir nicht denjenigen sein denen das Letztere gelungen ist? Die

Verse Ariosts wirken wie die Melodien Mozarts. Unter unsern Dichtern ist nur einer der in olympischer Heiterkeit mit Ariost wetteifert: Goethe.

Goethe und Ariost weisen überhaupt manche sehr verwandte Züge neben den allerverschiedensten auf. Der träumerische, zerstreute Ariost, der nur auf der Landkarte zu reisen liebte, und Goethe mit seiner starken Theilnahme an der Aussenwelt, seiner scharfen Beobachtungsgabe, seinem lebhaften Reisedrang, Beide sind aristokratische Naturen, Hofleute, der grossen Menge wenig geneigt; bei Beiden tritt die Liebe zum Vaterland kaum, um so stärker die zum andern Geschlechte hervor. „Lieben und lieben lassen" war Ariosts Wahlspruch:

*Ch' io per me voglio al capel nero e al bianco*
*Amare ed esortar che sempre s'ami.*
(Elegie XV, 40 f.)

„Der Urquell alles Dichtens ist die Liebe," das haben die Dichter selbst von jeher unzählige Male behauptet. Kein Dichter kann das

*Scribenti mi dictat Amor mostratque Cupido*

mit grösserem Rechte von sich sagen als Ariost. Zwar hält der kleine Amor der auf seinem Schreibzeug angebracht ist, den Zeigefinger auf den Mund, als ob er zum Schweigen mahne. Aber es handelt sich hier offenbar nur um die Verschwiegenheit in Prosa gegenüber dem rohen Ausplaudern von Thatsachen; mit Liebesduft (und nicht mit künstlich gewonnenem, wie dem von Vater Wieland) sind Ariosts Verse stark genug geschwängert. Ueber seine früheren Geliebten wissen wir nichts Bestimmtes; ihre Zahl scheint eine beträchtliche gewesen zu sein. Wenigstens rühmt sich

Ariost selber seiner Unbeständigkeit. Wollen Sie wissen wie Goethes

Heut lieb' ich die Johanne
Und morgen die Susanne,
Die Lieb' ist immer neu

in Ariostischem Latein lautet?

*Est mea nunc Glycere, mea nunc est cura Lycoris,*
*Lyda modo meus est, est modo Phyllis amor.*
(*De diversis amoribus*, Anf.)

Später indessen liess sich Ariost in dauernde Bande schlagen. Am Johannisfest zu Florenz 1513 hatte er die schöne Alessandra Strozzi zum ersten Mal als Witwe gesehen; das schon glimmende Feuer loderte hoch empor und erlosch nie wieder. Von ihrem prächtigen goldenen Haare, das so schön gegen die schwarze Kleidung abstach, singt Ariost öfters; er bricht in schmerzliche Klagen, in Vorwürfe gegen den Arzt aus, als es ihr bei einer schlimmen Krankheit abgeschnitten wurde. Berenikes Haar wurde unter die Sterne versetzt; Alessandras Haar wallt in üppigen Locken um den Nacken der Ariostischen Heldinnen.

Es ist unbegreiflich wie Ruth hat behaupten können, in Ariost sei der Mensch vom Dichter verschieden. Als ob dies überhaupt möglich wäre, als ob dieser Widerspruch nicht immer ein nur scheinbarer sein müsste! Sind etwa Ariosts Elegien, Canzonen, Sonette, Madrigale nicht in demselben Sinne Gelegenheitsgedichte zu nennen wie die Lieder Goethes? Welch ein Feuer rinnt in diesen marmornen Elegien! Wie verschmilzt der Nachklang genossener Freuden in Catullische Erinnerungen! Eine Liebesnacht die so beschrieben wird wie es in der sechsten Elegie ge-

schieht, muss erlebt sein; eines so ungesuchten, unmittelbaren Ausdrucks ist keine ersonnene Seligkeit fähig. Die Elegie schliesst, gleich den „Morgenliedern" der alten Provenzalen und Franzosen, mit einer Klage über den anbrechenden Morgen — aber in antiker Formel:

Warum verliessest, neidische Aurora,
Du deinen alten Tithon, ach, so früh
Und brachtest mir so früh die Trennungsstunde?
Wenn du des greisen Gatten müde bist,
Was suchst du dir nicht einen jüngern Freund,
Und lebst in Freuden, lässt in Freuden leben?

Was die Satiren anbelangt, eine Gattung in welcher Ariost sich nicht minder auszeichnete als in der der Elegien, so sind sie geradezu die wichtigsten Quellen für seine Lebensbeschreibung.

So bedeutend Ariost auch als Elegiker und Satiriker sein mag, als Gestirn ersten Ranges leuchtet er nur auf zwei Entwicklungsbahnen der italienischen Dichtung, am Anfang der einen, am Ende der andern. Mit ihm beginnt das Lustspiel, schliesst das romantische Epos; auf beide fallen die Strahlen des wiedererwachten Alterthums, dort als Morgenröthe, hier als Abendröthe. Ich will nichts über Ariosts Lustspiele sagen, da die Ansichten über sie nicht sehr auseinandergehen, und über seinen „Rasenden Roland" nur wenige Worte.

Nie ist ein Werk so verschieden gewürdigt worden wie dieses. Ich möchte es einem schillernden Stein vergleichen der von der einen Seite roth, von der andern grün, von der dritten blau erscheint, und dessen Färbung nur als schillernde richtig bezeichnet wird. Aus den verschiedenartigen Urtheilen geht die Wahr-

heit von selbst hervor. „An Ariost bewundern wir", heisst es an einer Stelle, „nicht das Ganze, sondern das Einzelne; nicht den Stoff, sondern den Stil." An der andern heisst es: „Ariost hat nichts erfunden; er hat dem Bojardo und wem sonst noch die Erzählung, die Personen, die äussere Form des Gedichtes gestohlen, seine eigene Zuthat ist gering." Aus Beidem schliessen wir: was Ariost von Andern hat, ist das Unwesentliche; das Wesentliche gehört ihm zu. Aeusserlich genommen ist allerdings Ariosts Zuthat gering, unwägbar fast, wie Duft und Farbe der Blumen; aber je schwieriger seine Kunst zu begreifen und auseinanderzusetzen ist, um so höher steht sie. Oder denken wir uns eine byzantinische Maria von der Hand eines Rafaels in eine bezaubernd anmuthige und milde Maria verwandelt; werden die Kenner nicht um so lauteren Beifall spenden je wenigere, je leichtere Striche es den Maler gekostet hat? Werden die Gläubigen nicht um so inbrünstiger zu dem neuen Bilde beten je grössere Aehnlichkeit, trotz der Verschiedenheit des Ausdrucks, ihm mit dem alten verblieben ist?

Die Einen sagen, Ariost habe das Ritterthum verspotten, die Andern, er habe es im Ernst verherrlichen wollen. Diese, die befremdlichere Ansicht wird z. B. von dem bekannten Dichter B. Zendrini vertreten (*Commemorazione di L. Ariosto, Ferrara 1866*). Ihr zufolge „fühlt und denkt Ariost wie seine Helden" (S. 11), erzählt er jene durch die volksthümliche Ueberlieferung geheiligten Ereignisse mit der Einfachheit eines Chronisten der sie aus zuverlässigen Urkunden schöpft (S. 9); in Bezug auf die scherzhafte Färbung

mit welcher zuweilen die ernstesten Dinge gegeben werden, vergleicht Zendrini den Ariost mit Homer (S. 8), obwohl doch schon A. W. von Schlegel einen solchen Vergleich als irrig und irreführend zurückgewiesen hatte. Nein, Ariost beabsichtigt, auch da wo er den Wahnsinn Rolands darstellt, keineswegs Schrecken und Mitleiden zu erregen; aber ebensowenig soll sein Gedicht eine Satire auf das Ritterthum enthalten. Die Alternative ist oft eine sehr gefährliche Scylla und Charybdis für die litterarische Kritik. Ariost hatte überhaupt nach dieser Richtung gar keine bestimmte Absicht. Bei ihm haftet der Erzählung keine selbständige Bedeutung an; sie ist ihm das Gewand, mag es von Sammet, Seide oder Tuch sein, auf dem er seine bunte Stickerei anbringt. Deshalb eben wählte er einen im Wesentlichen schon bekannten Stoff damit auf ihn nicht allzusehr das Interesse abgelenkt würde von den neuen Schönheitslinien in welche er ihn einschloss, von den Arabesken seiner heitern Laune mit welchen er ihn umschlang. Deshalb auch wirrte er die zahlreichen Fäden der Handlung so übermüthig durcheinander. Ariost trachtet nicht darnach in dem Leser die Ueberzeugung hervorzurufen dass wirklich geschehene Dinge besungen werden; „ob's wahr, ob's falsch," scheint er ihm in seiner beliebten Formel zu sagen, „was kümmert's dich?"

Eine wunderbare Kette von Wandlungen führt vom Rolandslied auf den „Rasenden Roland". Wie oft ist der Wein aus einem Gefäss in das andere umgegossen, wie viel neue Ingredienzen sind ihm beigemischt worden, wie sehr hat er Geschmack und Wirkung geändert! Das ist nicht mehr der reine, kräftige Trank

den wir aus schwerem Horn schlürfen, um uns zum Kampfe gegen die Feinde Gottes und des Vaterlandes zu begeistern; das ist ein süsser, berauschender Trank aus kostbarer Schale, der uns, den auf dürrer Steppe Wandernden, eine herrliche Fata Morgana vor die Augen zaubert. Rolands und seiner Genossen Waffen liegen rostig am Boden, da schlüpfen schalkhafte Liebesgötter herbei und legen sie an, um miteinander zu kämpfen. Alles prangt wieder in frischem Glanze; Durindana, Balisarda, Fusberta blitzen nieder auf Schild und Rüstung; die Streitrosse sinken in die Kniee, es rinnt das Blut aus den Wunden der Ritter — aber wir lächeln dazu! „Wo habt ihr all den Firlefanz her, Herr Lodovico?“ fragte der Kardinal Hippolyt den Dichter, als dieser ihm sein Werk überreichte. Die Frage war nicht ernsthaft gemeint; doch hat uns Pio Rajna versprochen die Antwort darauf zu geben, die der Dichter schuldig geblieben war.

„Keinem Andern,“ sagt V. Gioberti, „steht Ariost nach als dem Dante, und ihm steht er nahe genug.“ Nicht umsonst, darf ich hinzufügen, hat die Nachwelt nur diesen Zweien das Beiwort „göttlich“ zuerkannt. Petrarca als italienischer Dichter kann sich schwerlich mit Ariost messen; vor Allem fehlt ihm die Mannigfaltigkeit im Schaffen: bei ihm scheint ein einziger, unendlicher Liebesseufzer in Hunderte von Sonetten zerschnitten zu sein. Ein grösserer Gegensatz als der zwischen Dante und Ariost lässt sich übrigens nicht vorstellen: Meister im Reiche der Gedanken der eine, Meister im Reiche der Formen der andere. Dante ist Weltdichter; er erhebt sich auf nationaler Grundlage, aber so ungemein hoch über sie dass ihm fast jeder Zusammenhang

mit seiner Umgebung verloren geht. Er gleicht einer hohen, eisbedeckten Bergkuppe, die mit Mühe zu erklimmen ist; von hier geniesst man die allerweiteste Aussicht, aber das Fernerliegende verliert sich in Dunst und erregt Zweifel. Es lässt sich kaum behaupten dass Dante in seiner Stimmung und Anschauung dem Italiener verständlicher sei als dem Deutschen; wie zu einem der Alpenhäupter führt von jener Seite kaum ein kürzerer und bequemerer Weg zu ihm als von dieser. Welch anderes Bild bietet die Ariostische Dichtung dar! Inmitten Italiens liegt ein mühelos zu ersteigender Berg; er ist von üppigem Walde bedeckt; man hört das liebliche Murmeln der Quellen und das tausendstimmige Gezwitscher der Vögel; die Pfade kreuzen und verschlingen sich; überall eröffnen sich Durchsichten auf die lachende Ebene, in der die Zinnen von Palästen erschimmern. Man athmet hier eine frische und würzige Luft ein, man erfreut sich am köstlichen Schatten; immer aber fühlt man die enge Zugehörigkeit dieser Höhe zu der umgebenden Landschaft. Ich betrachte Ariost als den vorzugsweis italienischen Dichter. Nur in Italien war Ariost möglich, in dem Stammsitze der Schönheit, wo sogar unermesslicher Schmerz nicht, wie bei uns Nordischen, in heiseren, schrillen Schreien hervorbricht, sondern in Wellen des Wohllauts ausströmt. Auch Leopardi war nur in Italien möglich, der, wie ein alter Gladiator, vor den Augen Aller seinem Todeskampf Würde und Anmuth lieh — dem endlosen.

Uns Deutschen wird es nicht leicht dem Ariost den richtigen Platz anzuweisen. Die grämlichen, schwerfälligen Beurtheilungen die er in diesem Jahrhundert

von den Deutschen erfahren hat, beweisen es; die gerühmte Objektivität und ein paar ästhetische Kategorien thun es freilich nicht allein, es ist auch etwas Geistesverwandtschaft nothwendig. Diese besass Goethe, und seine schönen Verse über Ariost wiegen alle jene Urtheile auf. Nun würde gerade uns die Beschäftigung mit dem Dichter frommen bei dem das Was hinter das Wie zurücktritt wie bei keinem zweiten. Denn das Wie ist unsere schwache Seite. Galilei hat, der eigenen Aussage zufolge, sich seinen schönen Stil durch fleissiges Lesen Ariosts erworben; liessen sich doch auch die neunundneunzig Hundertel unserer Schriftsteller eine Dosis Ariost verordnen! Die Verschiedenheit der Sprache würde kein Hinderniss sein; es gälte ja dabei nur jene innere Musik zu wecken und zu bilden aus der jede schöne Kundgebung hervorquillt, und deren Mangel allein die zahllosen Geschmacklosigkeiten erklärt die täglich um uns her auftauchen. Indessen, der „Rasende Roland“ ist ein Gedicht in welchem das Mittel den Zweck gänzlich verdunkelt; wie kann ein solches Gedicht bei uns Anklang finden die wir zwar die Jesuiten verbannt haben, aber — in Dichtung und Kunst, im Politischen und Gesellschaftlichen — eine kleine Vorliebe für den berühmten Grundsatz des Ordens an den Tag legen?

Doch wer auch immer glaubt dass kein Werk unsterblich lebt welches nicht in der Form vollendet ist, der wird nicht müde werden dich zu preisen und zu bewundern, unsterblicher Ariost!

---

VI.

## Camoens.

Dem Dulder dessen Ruhm auf jon'scher Leier
So laut erklang, der, von Poseidons Hand
Mit Tod bedräut, sich den gefeiten Schleier
Der Meeresgöttin um die Hüften band
Und aus der salz'gen Fluth mit solchem Steuer
Den Eingang zum Phäakenstrome fand,
Dem glichst, Camoens, du, nachdem dein Schiff
Gescheitert an Kambodschas Felsenriff.

Dein göttlich Lied trägst du auf deiner Brust,
Drum siehst du Tethys rettend zu dir schweben;
Du sangst ja ihr zum Preise und zur Lust
Und wirst sie noch mit hell'rem Glanz umgeben.
Bist du dir froh der Rettung nun bewusst?
Nein! denn ein Schiffbruch ist dein ganzes Leben,
Und stets hebst du die sehnsuchtsvolle Hand
Vergeblich nach des Glückes grünem Strand.

Du leidest was die Erde Schlimmes kennt,
Verbannung, Liebespein, Gefängniss, Wunden;
Doch hat des Sturms misstönend Element
Das dich umtobt, durchwühlt zu allen Stunden,
In dir, gebenedeites Instrument,
Nur wundersüssen Wiederhall gefunden:
Du bist Odysseus und Homer zugleich,
Und so im Leben arm, im Tod erst reich.

Die ungemeine Befähigung der Portugiesen zur Lyrik hat durch Keinen einen vollendeteren Ausdruck

gefunden als durch Camoens; in jene schwärmerische Sehnsucht, jene *saudades*, die den Portugiesen sind was der *dor* den Rumänen, hat Keiner die Fittiche seiner Seele so tief gesenkt als er, Keiner ausser ihm hat der weichen, melodischen Sprache ihre letzten Geheimnisse abgelauscht, um petrarkische Rhythmen oder volksthümliche Weisen damit zu schmücken. Auf den Boden dreier Welttheile, in die Furche des Tausende von Meilen durchmessenden Schiffes streut er mit voller Hand seine Lieder aus: die Erlen- und Orangenhaine die des Mondego klare Fluthen beschatten, die alten Cypressen welche an der „Liebesquelle“ das Geschick der Ignez betrauern, vernehmen die zärtlichen Ergüsse des Studenten; laut ertönt in den Hallen des Palastes von Cintra, der alten Maurenresidenz, galante Huldigung und witziges Geplänkel, und die Wände geben das *Por bem* Johanns I. als Echo zurück, aber leise steigt beim Mondenschein aus dem Herzen des Dichters ein feuriges Opfer zum Fenster der schönen Katharina empor; von Ceuta, jenem Dorn im Nacken des Mauren, wo so verlockend Spaniens Berge in dunklerem und hellerem Blau herüberschimmern, sendet er Sehnsuchtsseufzer nach Lissabon und stolze Herausforderungen an die goldbespornten, weissbekappten Feinde; das Funkeln des südlichen Kreuzes fällt wie ein Strahl in seine Brust, um alle seine Erinnerungen zu lebendiger Gluth zu entfachen, und er klagt seinen Kummer den Nereïden die sich auf dem Silberschaum der Wellenkämme schaukeln; am Kap der guten Hoffnung, einst „Kap der Stürme“, gähnt ihm der Tod entgegen, und er fleht Amor um seine niedrigste Gunst an, es möge die Geliebte eine Stunde seiner gedenken; auf Afrikas

östlichstem Vorsprung, nahe an einem Berge der der „glückliche“ heisst, „wo kein Vogel fliegt, kein Raubthier schläft, kein Wasser rinnt und kein Zweig rauscht“, durchschneidet die glühende Luft ein glühenderer Wehelaut; Indiens tropische Pracht flösst keinen Balsam in seine Wunden, er geisselt aufs Bitterste die Thorheiten und Unsitten seiner Landsleute, schildert das Leben dort als traurig und unerträglich, mehr und mehr peinigt ihn das Verlangen nach der Heimath und der Geliebten, sein schmerzlichster Klaggesang strebt von den Wassern Babels nach Zion, das heisst nach Lissabon als irdischem Zion, hinter dem aber dem fast Verzweifelnden die leuchtenden, unvergänglichen Zinnen des himmlischen Zions emportauchen. So webt sich uns aus all den Sonetten und Canzonen, Eklogen und Elegien, Oden und Redondilhen ein treues Bild des Ritters zusammen der durch seinen Freimuth, Unabhängigkeitssinn und Mangel an Vorsicht das ihm schon abgeneigte Glück sich völlig entfremdete. Das sah er selbst ein; denn er sagt:

> Mein Irren, meine Liebe und mein Unstern
> Verschworen sich zu meinem Untergang.

Aber wenn Dichter anderer Zeiten ganz in ihrem eigenen Jammer zerfliessen, wenn nur in ihren Thränen sich die Welt trüb und zitternd spiegelt, so gehörte Camoens nicht umsonst zu dem Geschlechte jener Helden welche die iberische Halbinsel im sechzehnten Jahrhundert erzeugte, und welche „in der einen Hand das Schwert, in der andern die Feder“ führten. Er flüchtete sich aus der Empfindung des persönlichen Ungemachs in das stolze, sichere Gefühl einer so ruhmreichen, wenn auch nur so kleinen Nation anzugehören; in der Liebe

zu seinem Vaterland, in dem Bestreben es durch seinen Sang zu verherrlichen, flammten alle Thätigkeiten seiner Seele wie in einem Brennpunkte auf. Von jener Grotte zu Macao schaut er auf die junge, von regem Treiben erfüllte Ansiedlung hinab und fernhin über das inselbesäete Meer, den Schauplatz portugiesischer Heldenkraft, die, ein unaufhaltsamer Pfeil, durch die weitesten Räume hindurch, in Asiens riesige, unbeholfene Massen gedrungen war; zugleich vergegenwärtigt er sich dass die untergehende Sonne, welche die Binsensegel der fremdartigen Dschunken mit rosiger Färbung übergiesst, als Morgensonne den traulichen Stätten leuchtet an denen er seine frohe Jugend verbracht hat und die er mit leiblichen Augen nie wieder zu begrüssen vermeint, und in seiner Brust wird der Chor aller Stimmen lebendig die ihm von der glorreichen Vergangenheit Lusitaniens erzählen. So kommt er auf den Gedanken vom äussersten Westen bis zum äussersten Osten unserer Hemisphäre seinem Volke einen Triumphbogen zu errichten dessen Scheitel an die Füsse des Allerhöchsten rühre; in jener Grotte vollendet er die ersten Gesänge der Lusiaden. Der Einäugige von Ceuta schrieb das portugiesische Epos, wie später der Einhändige von Lepanto den spanischen Roman; Beide, wahrhafte Krieger, kämpften den innern Schmerz nieder, um sich der Nachwelt mit heiterer Stirn und in kühner Haltung vorzustellen. Nur mit dem feinsten Gehör, ich möchte sagen, mit Hülfe von Resonatoren, vernehmen wir den leisen Seufzer des Dichters, wenn Don Quijotes kühn erhobene Lanze an den gemeinsten Wirklichkeiten zersplittert; gegen Ende der Lusiaden gedenkt zwar ihr Verfasser seiner selbst in rührender

Weise, eine und die andere Sentenz ergibt sich als eigene bittere Lebenserfahrung, und des grossen Recanatesen wären die Verse würdig:

> So wird's im heitern Himmel zuerkannt.
> Wir werden zu solch trauriger Bestimmung
> Geboren. Dauer hat das Leiden nur,
> Doch Gutes wandelt schleunig die Natur,

endlich scheint die glühende Apostrophe des „würdigen" Greises der die Unternehmung Vasco da Gamas verflucht, in unendlicher Verstärkung aus einer tief verborgenen Herzensfalte von Camoens hervorzuhallen — aber alles das wird übertönt vom Klange der „harmonischen, kriegerischen Tuba".

Nie hat ein epischer Dichter sich einen grössern Stoff erwählt als Camoens, nie die ganze Geschichte seines Volkes in leuchtenden Zügen unvergänglichem Marmor eingegraben. Die äussere Schwierigkeit welche in einer solchen Aufgabe liegt, hat Camoens meisterhaft und zwar in eigenthümlicher Weise überwunden. Hätte er wie in einer Laterna magica die Ereignisse ihrer zeitlichen Reihenfolge nach vorgeführt, hätte er sich also zur Form einer mittelalterlichen Reimchronik bequemt, so wäre jede Gesammtwirkung verloren gegangen; er musste dem Werke durch perspektivische Vertheilung des Stoffes einen einheitlichen Charakter verleihen. Nun zerfällt die portugiesische Geschichte bis zu Camoens' Tod in zwei grosse Perioden, die etwa durch die Herrschaft der legitimen und die der illegitimen Burgunder ausgefüllt werden. In den drei ersten Jahrhunderten sehen wir die portugiesische Nation wie ihre Mutter, die römische, aus einer kleinen kühnen Abenteurerschaar hervorgehen und durch eine lange

Reihe von Kämpfen bald mit den Mauren, bald mit den Kastilianern ihr junges Reich erweitern und kräftigen; aus freien Stücken schenken wir diesem staatlichen Emporringen unsere aufmerksame Theilnahme, dem Heldenmuth der Einzelnen, der Egas Moniz, der Fuas Roupinho, der Nuno Alvares unsere wärmste Bewunderung. Doch das thatendurstige Volk setzt den Mauren über die Meerenge nach und wird durch den geheimnissvollen Zauber Afrikas angezogen, bespiegelt sich im Ocean und wird hinausgelockt auf die Fluthen welche ferne mit feenhaftem Reichthum gesegnete Küsten bespülen. Zuerst dringen sie langsam, fast zaghaft nach Süden vor; ein meilenweit vorspringendes Riff bildet viele Jahre hindurch ein Hinderniss welches unüberwindlich erscheint; dann aber wird Kap um Kap genommen, immer rascher fliegen die Caravelen dahin, bald verlässt man das Land auf Hunderte von Meilen und sieht viele Wochen nichts als Himmel und Wasser, und endlich werden die Pforten Indiens erreicht. Nachdem die Portugiesen allen Widerstand der Natur besiegt haben, verrichten sie Thaten unerhörter Tapferkeit gegen hundertfach ihnen überlegene Feinde und begründen die Herrschaft über das indische Meer. Die junge Siebenhügelstadt neidet der alten ihre Lorbeern; es scheint

der ganze Himmelsrath entschlossen
Aus Lissabon ein neues Rom zu machen;

Spanien ist das „Haupt Europas", Portugal der „Scheitel dieses Hauptes", und jede Regung im Scheitel durchbebt den ganzen Körper. Den Vordergrund eines Gedichtes das sich den stolz-einfachen Titel „Die Lusiaden", d. h. „die Lusitanier" beilegt, muss das weite Meer, mit

portugiesischen Segeln bevölkert, ausfüllen. Camoens schildert uns was allen Seefahrten der Portugiesen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gemeinsam war, erzählt aber im Zusammenhang nur das was sich auf der zweiten Hälfte von Vasco da Gamas Fahrt zutrug; das Spätere lässt er durch eine prophetische Nymphe verkünden, alles Frühere aber, die mittelalterliche Geschichte Portugals, sowie die Vorbereitungen zur Umsegelung des Südkaps, insbesondere den wunderbaren Traum Dom Manoels, auch den Anfang der eigenen Fahrt legt er dem Vasco da Gama und einen Nachtrag dazu dem Bruder desselben in den Mund. Diese Theile des Epos sind der Form nach allerdings Episoden, aber, wie Jeder deutlich aus den Eingangsstrophen ersehen kann, nicht ihrem Wesen nach; ist doch auf sie die höchste Kunst verwendet, erglänzt doch hier der kostbarste Edelstein, die Liebestragödie der Ignez de Castro. Man hat die Art und Weise getadelt wie sie in das Ganze eingefügt sind; aber wenn uns in einem alten Familiensaal Gemälde denkwürdigsten Stoffes und herrlichster Ausführung gezeigt werden, müssen sie nicht unsere Aufmerksamkeit so in Anspruch nehmen dass wir übersehen ob sie fester oder loser an der Wand befestigt sind?

Camoens wendet sich zu Anfang seines Gedichtes, ohne sie zu nennen, an seine drei Lehrer Homer, Virgil und Ariost und ruft ihnen zu dass nicht nur die Fahrten des klugen Griechen und des Trojaners, sondern auch die erfabelten Wunder Rolands und Ruggieros durch das was die Portugiesen zu Wasser und zu Land vollbracht haben, in den Schatten gestellt werden. Er darf auf seine Wahrhaftigkeit stolz sein;

wir können uns von ihr überzeugen, wenn wir seine Verse mit der Prosa des Geschichtsschreibers Barros vergleichen. Er übergeht auch die dunkeln Stellen der portugiesischen Geschichte nicht, und mit edler, männlicher Offenheit rügt er die Fehler welche den einen und den andern seiner Helden, oder welche die ganze Nation entstellen. Bei alledem ist er dem Meister Ariost, dessen Schalkhaftigkeit er zum Glücke nur ausnahmsweise nachgeahmt hat, ins Fabelreich gefolgt, und Fr. von Schlegel meint sogar, in Farbe und Fülle der Phantasie habe er ihm den Kranz abgewonnen, ein Lob welches besonders schwer neben dem wiegt das A. von Humboldt der lebendigen Treue seiner Naturschilderungen spendet. Camoens hüllt die Begebenheiten seiner leibhaftigen christlichen Helden in eine duftige mythologische Wolke ein; er schwingt seinen Zauberstab, und der Himmel belebt sich mit den alten Göttern. Auf krystallenem Sternenthron sitzt Jupiter, und mit bebendem Busen, auf welchem ungesehen Amor scherzt, mit flammensprühendem Gürtel naht sich ihm Venus, um seinen Schutz für ihre geliebten Lusitanier zu erflehen, wobei ihre Stimme von hervorstürzenden Thränen unterbrochen wird — auf dem Boden des Meeres erstehen glashelle Paläste mit goldenen, perlengeschmückten Pforten, und Bacchus reizt hier die Meergötter auf, seinen Feinden, den Portugiesen, Verderben zu bereiten — aus dem Meere erhebt sich ein Eiland welches an entzückender Anmuth das der Alcina übertrifft und von den Gärten der Armida nicht erreicht wird, und im Arme schöner Nymphen werden den heimkehrenden Seefahrern ihre Mühen auf das Süsseste vergolten. Aber wiederum

schwingt der Dichter seinen Stab, die Wolke zerreisst, und wir erkennen das was uns so greifbar vor Augen getreten war, als eine Allegorie. Diese Einmischung antiken Heidenthums ist ebenfalls dem Tadel nicht entgangen. Man kann Camoens unwiderleglich mit Gründen vertheidigen die seinem Zeitalter entnommen sind, die aber auch heute noch einigermassen stichhaltig sein dürften. Die unendliche Fülle von Schönheit welche der klassischen Mythologie innewohnt, hat sich als belebender Strom in die Kunst und Litteratur des neuen Europas ergossen; er ist manchmal übergeschäumt, aber ist er nun ganz versiegt? Hat nicht Schiller noch seine Zauberkraft verherrlicht? Haben Gegenstände für uns keinen Sinn und Reiz mehr wie eine Aurora die vor dem Wagen des Sonnengottes Blumen ausstreut, ein Amor der seine Pfeile auf die schlummernde Ariadne abschiesst, eine Galatea die, von Tritonen, Nymphen und Liebesgöttern umgeben, in einer Muschel über das Meer getragen wird? Nicht neuerfundene Allegorien, nicht die überirdischen Wesen des Christenthums können und dürfen die alte Götterwelt als episches Beiwerk ersetzen; darin stimme ich ohne Bedenken mit Boileau überein, aber auch darin möchte ich ihm fast Recht geben dass ein Epos eines solchen Beiwerkes überhaupt nicht entrathen kann, und es sind die Lusiaden die mich dazu drängen, vor Allem eine Stelle. Die Portugiesen stehen im Begriffe das Kap der guten Hoffnung zu umsegeln; die Himmelsdecke scheint sich in düsteres Metall zu verwandeln, das Meer in ungewohntem Rythmus zu wogen, eine Menge von unbekannten Schrecknissen zu drohen; es erfasst beim Anblick der

starren Felsmassen die Herzen ein geheimes Grauen, als ob es durch die Thore der Unterwelt einginge. Camoens schildert den Eindruck nicht, er ruft ihn in unserem Gemüthe neu hervor, indem er das Kap in einem sonst ziemlich unbekannten Giganten personifiziert, dem Adamastor, dem „Unbändigen", und ihn als riesige, grauenhafte Gestalt in der Luft erscheinen und mit grässlicher Stimme den Portugiesen Unheil künden lässt. Mit welchem andern Mittel wäre eine nur annähernde Wirkung zu erzielen?

Zweierlei kennzeichnet, wie man allgemein annimmt, den Eintritt der Neuzeit: es wurde, durch die Italiener, die alte Welt wiedergefunden, und es wurde, durch die Spanier und Portugiesen, die neue entdeckt. Niemandem ist unbekannt welchen Umschwung jene Thatsache in dem geistigen Leben Europas hervorgerufen hat; aber haben wir dieser einen entsprechenden zu verdanken? Wenn über dem dunkelblauen Meere wie helle Edelsteine die lang ersehnten Küsten vor den Seefahrern aufblitzten, wenn ihnen der Landwind würzige Wohlgerüche entgegentrug, wenn Pflanzen von ungeheurer Grösse und wunderlichen Formen in gegenseitig sich beengender und erdrückender Fülle ihre Augen überraschten, wenn sie in dem gegen die Sonne abgeschlossenen Urwalde, wie in einer gothischen Kathedrale, unter Deckengewölben von Blumen, durch Kreuzgänge von Riesenfarrenkräutern dahinwandelten, und tausendfaches Geräusch, tausendfache Bewegung, eine unendliche Verschwendung von Farben sie umgab, kurz, wenn ein ungeahntes Leben durch alle Pforten ihrer Sinne einströmte, musste nicht jene süsse Verwirrung und Unruhe entstehen in welcher die Keime aller grossen geistigen

Schöpfungen liegen? Musste nicht der Verkehr mit leiblich und geistig so buntgearteten Völkern, von den allerrohesten an bis zu hochgebildeten, das Verständniss ihrer Sitten, Anschauungen und Ueberlieferungen, die Wahrnehmung dass sie bald in den einfachsten Dingen durchaus umgekehrt verfahren wie wir, bald in höheren Sphären merkwürdig mit uns harmonieren, musste nicht das alles die Vorstellung der Europäer von der Menschheit, deren kleinsten Theil sie bildeten, umformen, sie von Vorurtheilen aller Art bekehren, sie zu den mannigfachsten vergleichenden Studien anregen, ja ihnen selbst dichterische Eingebungen darbieten? Aber erst im achtzehnten Jahrhundert begann die europäische Civilisation von dem Hauch der Tropenwelt berührt zu werden; im sechzehnten nimmt man kaum dergleichen wahr. Damals wurde nur der äussere, nicht der innere Horizont erweitert, und das gilt ebenso für die Wissenschaft wie für die schönen Künste. Wie nahe lag es z. B. dass die gerade auf der Pyrenäenhalbinsel so üppig blühende Schäferdichtung Elemente aus der ost- und westindischen Natur in sich aufnahm oder sich geradezu in sie hineinversetzte; konnte nicht schon damals ein Bernardin de Saint-Pierre erstehen? Die Gründe welche einen solchen befruchtenden Einfluss der andern Welttheile auf Europa hinderten, sind meines Erachtens folgende. Die Leute welche, wie Emilio Castelar so schön sagt, Asien in seinem Grabe aufweckten und Amerika in seiner duftigen Wiege überraschten, waren nicht sowohl Entdecker als Eroberer. „Reich und Glauben auszubreiten", das war eingestandenermassen ihre Absicht; insofern sind sie durchaus Kinder des Mittelalters, grossartige Epigonen

der Kreuzfahrer, und darin liegt auch das Geheimniss ihres Heldenmuthes, der ans Unbegreifliche streift und nicht vorher, nicht nachher seines Gleichen gefunden hat. Schlecht vorbereitet gingen sie unbekannten, aber jedenfalls schrecklichen Gefahren, neuen Tücken der Natur und der Menschheit entgegen; kein Hinderniss zu Wasser und zu Lande pflegte sie aufzuhalten; Magalhaens,

ein Portugiese
Durch seine Thaten, nicht durch seine Treue,

sagte, als in der nach ihm benannten Strasse wegen Mangel an Lebensmitteln Umkehr rathsam erschien, „er würde dem Kaiser sein Versprechen halten die Fahrt auszuführen, und wenn er das Lederzeug vom Tauwerke kauen müsste.“ Es waren Männer von Eisen. Den überwältigenden Eindruck neuer Klimate empfanden auch sie, allein sie hatten keine Zeit sich ihm hinzugeben; sobald sie landeten, begann der harte Kampf mit der Natur und den Menschen, und auch den Besten träumte nur von Gold und Gewürz. Wo später sich ein friedlicheres Verhältniss einstellte, war man theils gegen die fremdartigen Reize schon abgestumpft, theils dauerte der wilde, habsüchtige Abenteurersinn in den jungen Kolonien fort, theils sahen die Europäer als alte Christen mit grösster Ueberhebung auf die ungläubigen oder neubekehrten Barbaren herab. Jedenfalls bestand in allen Sachen des Geschmackes eine vollständige Abhängigkeit vom Mutterland. Die am Golf von Mejico den Jungbrunnen suchten, denen fiel es nicht ein dass ganz Amerika ein Jungbrunnen wäre in welchem sich Europa geistig verjüngen könnte. Nun befanden sich zwar auch zahlreiche

Dichter unter denjenigen die damals in den beiden Indien dienten, allein sie haben sich den eben aufgezählten hemmenden Einflüssen nicht zu entziehen vermocht; sie haben entweder keinen andern Ton angeschlagen als den in der Heimath üblichen, oder sie haben nur die heroische Seite des dortigen Lebens hervorgehoben, wie der biedere Ercilla in seiner Araucana, welcher unsere Phantasie auch nicht im mindesten in jene reizende Zone zu versetzen weiss. Andere Leute aber welche den Entdeckungen ein mehr modernes Interesse, eine innigere Empfindung entgegenbrachten, wie Pomponius Laetus oder Petrus Martyr, waren an die alte Welt gebunden; sie fühlten selige Schauer, ja vergossen Thränen, wenn sie aus jenen Wunderfernen Nachrichten empfingen oder Zurückgekehrte begrüssten oder gar mit leibhaftigen Augen einen Elephanten sahen.

Ich habe das Gesetz darlegen müssen — und man möge entschuldigen dass es in einiger Breite geschehen ist — um von der Ausnahme reden zu können. Diese Ausnahme ist meiner Meinung nach Camoens; ich möchte ihn als Vorläufer jener beredten Bewunderer der Tropenwelt ansehen welche in den neueren Zeiten erstanden sind. Natürlich dürfen wir von ihm nichts in der Art der enthusiastischen Beschreibungen erwarten welche uns so alltäglich geworden sind; ich will nur behaupten dass er mit treuer Beobachtung auch ein tiefes Gefühl für die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der südlichen Himmelsstriche verbunden hat. Man wird A. von Humboldt nicht widersprechen können, wenn er im Einklang mit Sismondi sagt dass das Gedicht keine Spur von etwas Anschaulichem über

die tropische Vegetation und ihre physiognomische Gestaltung enthält und dass nur die Arome und nützlichen Handelsprodukte vorkommen. Der Urwald wird nur durch seine Jungfräulichkeit und Unwegsamkeit gekennzeichnet. Aber wenn Camoens die Bandainseln erwähnt, „die in Farbenreichthum erglänzen, die von der rothen Frucht geziert werden und wo bunte Vögel sich von der grünen Nuss den Zoll nehmen", oder Ternate „mit dem glühenden Gipfel, der wellenförmige Flammen speit und wo es jene goldenen Vögel gibt die nie zur Erde sich senken und nur todt gesehen werden", oder Sumatra, „das ebenfalls zitternde Flammen entsendet und wo sich die Quelle der Oel entströmt, und die wunderbare wohlriechende Flüssigkeit befinden welche der Baumstamm weint", so werden wir nicht in Abrede stellen dass auf den Lusiaden ein tropischer Duft schwebt, wenn er auch unsere verwöhnten Sinne nicht besonders stark berührt. Man muss dabei im Gedächtniss behalten dass zur Schilderung des indischen Bodens weniger Gelegenheit gegeben war, da die Haupthandlung in einer Seefahrt besteht, bei welcher ja nur die Küsten berührt werden, und da wiederum die Bezwingung des Meeres gegen die der Menschen in den Vordergrund tritt. Das südliche Meer aber, das Meer überhaupt hat Camoens ungemein wahr und poetisch zugleich dargestellt; man erinnere sich vornehmlich jener unnachahmlichen Beschreibung der Wasserhose. Humboldt hat durchaus Recht ihn als einen grossen Seemaler zu bezeichnen. Im Vaterland des Camoens hat, was meines Wissens wiederum ganz vereinzelt dasteht, ein tropischer Luftstrom selbst in den festen Massen der Kirchenbauten gewirkt. Nicht etwa als ob aus der indischen oder

gar siamesischen Architektur Motive entlehnt worden wären; doch der manuelinische Stil, den die Spanier unter ihrem plateresken mit einbegreifen, zeigt in der Dekoration eine so eigenthümliche Ueppigkeit als ob er unter der heissesten Sonne emporgewuchert wäre. Affen, Papageien, fremdartige Blumen die herüber gekommen und hier versteinert sind, reden noch deutlicher zu uns, und das symbolische Ornament der Himmelskugel lässt uns keinen Zweifel darüber was im Gemüthe des Baumeisters vorging. So sehen wir besonders im Kloster von Belem, welches Dom Manoel nach Vasco da Gamas Rückkehr an dem Orte seiner Einschiffung errichtete, den tiefen durch das einzige Ereigniss hervorgerufenen Eindruck aufs schönste verewigt.

Was in jenem Uebergangsstil der Gothik zur Renaissance mit seinen maurischen Reminiscenzen und tropischen Anklängen nur versucht war, hat Camoens im vollsten Masse erreicht: die harmonische Verschmelzung der verschiedenartigsten Elemente. Den drei Zeitaltern hat er nicht nur den Stoff zu seinem Epos entlehnt, sondern auch die Quintessenz ihrer Kraft: dem Alterthume das künstlerische Betrachten und Gestalten, dem Mittelalter die inbrünstige, unwiderstehliche Begeisterung, der Gegenwart den freien, klaren Umblick. Auf dem lieblichen Strome seiner Rede dahin gleitend, fühlen wir uns warme Freunde Portugals und Söhne einer grossen, schönen Erde.

Wie Meleagers Leben an das glimmende Holzscheit gebunden war das bei seiner Geburt auf dem Herde flammte, so das von Camoens an den Glanz und die Freiheit seines Landes. Er, der im Todesjahre

Vasco da Gamas das Licht der Welt erblickte und zugleich Portugals Sonne im Zenith, verschied, als die Truppen des spanischen Philipps siegreich über die Grenzen drangen; er sagte auf seinem Todtenbette: „Ich liebe mein Vaterland so sehr dass ich mich nicht damit begnüge in ihm zu sterben, sondern dass ich mit ihm sterbe.“ Die Lusiaden waren der Schwanengesang Lusitaniens. Alle denkbaren Unglücksboten waren vorhergegangen, Pest, Dürre, Hungersnoth, Kriegsunglück, Todesfälle in der königlichen Familie, Stürme, Erdbeben, Kometen, und es lag eine tiefe Beängstigung auf dem Volke. Noch einmal flackerte das Lebenslicht Portugals unheimlich empor. Der König Sebastian unternahm mit der Blüthe seines Reiches jenen Zug gegen die Mauren zu dem auch Camoens in begeisterten Strophen ihn angefeuert hatte, den er sogar in noch erhabeneren Versen zu besingen anhob; aber auf dem Felde von Alkassar wurde jede Hoffnung niedergemäht. So unermesslich schien das Unglück dass man an den Tod des jungen Fürsten nicht glauben wollte, dass man sich einbildete, es hielten ihn maurische Zauberer gefangen, dass noch in unsern Zeiten die Sebastianisten nicht ausgestorben sind, welche auf Lissabons Höhen sich versammeln und über das Meer hin nach einem alterthümlichen Schiffe spähen das den Helden aus der geheimnissvollen Knechtschaft zurückbringe.

Sollte Portugal wirklich *saudades* nach seiner Vergangenheit fühlen? Das Schöne, Treffliche was sie hervorgebracht, vor Allem die Dichtung des Camoens, dauert ja fort, und die Jahrhunderte mindern nicht seinen Werth, sie erhöhen ihn. Aber jene Macht und

jener Reichthum deren Quellen in weiten Fernen lagen, bargen keinen wahren Segen, sondern den Keim zum innern Verfall in sich; was konnten sie dem Vaterlande nützen, wenn dessen bestem Sohne der Antheil daran versagt blieb? Jene Heldenart welche so Ausserordentliches leistete, gleicht der schöngearbeiteten, schweren Rüstung die wir in einem Museum bewundern, die wir aber nicht zu tragen wünschen; sie taugt nicht mehr für unsere Zeit, in welcher die rohe und kindische Meinung allmählich schwindet dass ein Volk um so höher stehe je tiefer es andere Völker erniedrige, während seine wahre Grösse doch nur in seinem Glücke und seiner Gerechtigkeit ruht. An dem Kampf um friedliche Lorbeern kann mit günstiger Aussicht jedes Volk theilnehmen; jedes besitzt in sich und in seinen Wohnsitzen eigenthümliche Vorzüge die es ungestört ausbilden und ausbeuten mag. Nur selten freilich werden diese zu einem Glanze gesteigert der die ganze Welt durchleuchtet; es ist thöricht eine stete Dauer solches Glanzes zu erhoffen oder anzustreben, es könnte höchstens ein derartiger sein der nach aussen blendete und nach innen versengte. Die Natur hat mir dies einmal recht vor die Sinne geführt. Als ich Cintra besuchte, versetzte mich die üppige Pracht des Pflanzenwuchses in Erstaunen und Entzücken; ein Paradies erschien mir in der Mittagssonne das steile Gebirge, dessen Abhänge mit einem so lieblichen Teppich überkleidet waren und das auf seiner höchsten Spitze ein reiches, phantastisches Schloss trug mit Zinnen über Zinnen und Thurm über Thurm. Noch zauberhafter, geradezu wie das Bild zu einem Feenmärchen, stellte sich letzteres dar, wenn es sich langsam aus dem Morgen-

nebel loslöste oder vom Abendnebel erfasst wurde. Durch den andalusischen Himmel verwöhnt, missfiel mir diese, wie ich hörte, regelmässige Trübung der Atmosphäre. Während nun am andern Tage Dom Fernando, der Schöpfer des Castello da Pena, der die Natur und die Kunst mit gleicher inniger und glücklicher Liebe umfasst, mich huldvollst durch seine Riesengärten geleitete und mir die Kamelienhaine, die Alpenrosen, die Palmen, die Dutzende von Eukalyptusarten welche Australien sendet, die wunderlichen, zierlichbelaubten Bäume der Tropen, das nordische Nadelholz, kurz die Auslese aus allen Welttheilen und Zonen zeigte, begannen, zu einer noch frühen Stunde, vom nahen Ocean her niedrige Wolken als Vorläufer der grossen Massen dahinzujagen. Ich konnte eine Bemerkung des Missvergnügens nicht unterdrücken; aber mein königlicher Führer sagte mir: „Glauben Sie denn dass diese Mannigfaltigkeit und Frische der Pflanzen möglich wäre, wenn nicht Morgens und Abends die Wolken des Meeres ihren Thau auf Blatt und Blüthe senkten?“

Nachdem Portugal noch in diesem Jahrhundert schwere Stürme durchgemacht hat, geniesst es nun einen beneidenswerthen Frieden und sammelt sich in stiller Arbeit. Küsten und Inseln sind verloren gegangen, aber wissbegierige Reisende suchen sie wiederum und wirklich zu erobern; man führt keine Kriege mehr mit schwarzen, braunen und gelben Völkern, aber die Anthropologen versammeln sich und rathschlagen über deren Leibesbeschaffenheit, Werkzeuge und Sitten; es lebt heute kein Camoens, aber die Schriftsteller verbinden sich untereinander, um seinem traurigen Ende zu entgehen.

Von Dom Luiz, welcher an der Spitze derer steht die dem grossen Todten ihre Huldigung zollen, und welcher als früherer Seemann für die Kunst des Seedichters gewiss das feinste Verständniss besitzen wird, von dem Herrscher welcher nicht nur der Entwicklung der gleichzeitigen Litteratur die lebhafteste Theilnahme entgegenbringt, sondern auch selbst zu den Schriftstellern zählt, indem er sein Volk mit glücklichen Uebersetzungen Shakspeare'scher Dramen beschenkt hat, von ihm dürfen die Musen jede Aufmunterung und Förderung erwarten. Möge mit dem festlichen Todestag eine neue Lebensperiode für Portugal beginnen! möge aus Camoens' Asche ein Phönix erstehen!

Töne denn, liebliches Glockenspiel Lissabons, zur Ehre deines grössten Bürgers, und töne fort, nie unterbrochen vom Donner der Geschütze. Leuchtet, ihr kriegerischen Jahrhunderte, in poetischer Verklärung, aber jetzt und immer daure das Zeitalter des guten Königs Diniz:

Es blühet glücklich nun sein Reich empor,
Nachdem der gold'ne Friede neu errungen;
Als helle Sterne glänzen weit und breit
Verfassung, Sitte und Gerechtigkeit.

Er lässt, der Erste, in Coimbras Hallen
Den ehrenvollen Dienst Minervas pflegen;
Es zieh'n, auf des Mondego Flur zu wallen,
Vom Helikon die Musen ihm entgegen;
Hier gibt Apoll von jenen Dingen allen
Die nach Athen sonst heissen Wunsch erregen;
Hier theilt von Lorbeer, Bacchuskraut und Gold
Er Kränze aus als des Verdienstes Sold.

## VII.

## Zu Calderons Jubelfeier.

Am 25. Mai bringen in Madrid alle Aemter, Anstalten und Genossenschaften, alle Künste, Wissenschaften und Gewerbe, Alles was in Spanien denkt und schafft, dem grossen Dramatiker Pedro Calderon die feierlichste Huldigung dar. Welch ein Leben wird an diesem Tage in der stets überlebendigen Stadt herrschen! Grossartige Umzüge werden unter den Klängen von Triumphmärschen sich durch die Strassen bewegen, Deputationen mit bunten Bannern, historische Cavalcaden, allegorische Wagen, an jenem Standbilde auf der Plaza de Santa Ana vorbei, und von den Balkonen werden Tausende von „Sonnen“ herableuchten, die Enkelinnen jener Schönen die Calderon in so begeisterten Versen verherrlicht hat. Ueber die Lippen der Redner und Dichter werden sich Feuerströme ergiessen, die Alles entzünden und fortreissen; Preise werden gespendet, Denkmünzen vertheilt, es wird der Grundstein zu einem Mausoleum gelegt werden. Und wie im alten Schauspiele der Gracioso keck seinem Herrn zur Seite schreitet, so werden auch die Clarins, Chichons und Chocolates von heute mit ihren lebhaften materiellen Bedürfnissen nicht zu kurz kommen. Wenn dann das glänzende Blau des Madrider Maienhimmels

sich in ein dunkleres gewandelt hat, werden Raketen, Leuchtkugeln und Feuerräder sich bemühen dem gaffenden Publikum die Calderon'sche Rhetorik zu versinnbildlichen, und schliesslich wird das feurige Bildniss Don Pedros, von Genien umringt, sich von dem nächtlichen Hintergrunde abheben, wie in der That von einem solchen sich seine Dichtung abhob, von der verblichenen Grösse, dem gesunkenen Wohlstande, dem düstern Fanatismus seiner Nation. Ich wüsste keinen Schriftsteller der ein grösseres Anrecht auf eine prunkvolle Gedenkfeier hätte. Wie liebte Calderon festliche Pracht und wie wusste er sie zu schildern! Man lese z. B. in dem Stücke „Hüte dich vor stillem Wasser" die Verse in denen Don Juan die Einholung der östreichischen Prinzessin und spanischen Königin Maria Anna beschreibt; bei ihrem Einzuge in Madrid waren die Triumphbogen nach Calderons Angaben hergestellt worden.

Der laute Jubel der nun bald Madrid erfüllt, wird sich durch das ganze Königreich fortpflanzen und wird auch nicht an seinen Grenzen verklingen. Ganz aus spanischer Erde hat jener Wunderbaum seine Kraft gesogen, kein fernher rinnendes Wasser hat seine Wurzeln bespült, aber seine Wipfel ragen so hoch dass man sie von jedem Winkel der Erde aus erblickt, und wir alle haben uns von seinen Zweigen köstliche Früchte gebrochen. Das Ausland wird es sich angelegen sein lassen die Erinnerungsfeier Calderons würdig zu begehen und damit zugleich jener Nation einen Beweis von Sympathie darzubringen welche in allen Wechselfällen des Glückes eine wunderbare Ausdauer bewiesen hat, in welcher nie die vulkanische Kraft erloschen ist

die ein Saragossa in einen Haufen von Trümmern und Leichen und einen nackten Steinhügel in einen blühenden Parnass umzuwandeln vermag. Die Deutschen werden bei dieser Gelegenheit am wenigsten zurückbleiben, indem von allen romanischen Völkern die Spanier, trotz des fremdartigen Kostüms, ihnen innerlich am verwandtesten sind. Kein Volk hat dem Studium der spanischen Litteratur sich mit solcher Liebe, ja Schwärmerei gewidmet wie das unsere, und gerade das altspanische Drama hat unter uns, besonders wiederum unter den Oestreichern, lebhaften Nachruhm und Anklang geerntet. Grillparzer ging so weit zu sagen: „Ich wollte, Lessing hätte Calderon und Lope de Vega gekannt, er hätte vielleicht gefunden dass ein Mittelweg zwischen Beiden dem deutschen Geiste näher stehe als der gar zu riesenhafte Shakspeare.“ Auch der äusserliche Umstand dass die Kronen Oestreichs und Spaniens im Laufe der Zeiten durch so manche Erz- und Blumenketten miteinander verknüpft worden sind, mag einigermassen die hiesige Theilnahme an spanischen Dingen erhöhen. Zwar waren die Spanier des siebzehnten Jahrhunderts über die Trunksucht deutscher Gardisten und die Herrschsucht deutscher Beichtväter nicht sonderlich erbaut, zwar schauderte es unsere Landsleute vor spanischen Stiefeln und spanischen Praktiken, und ich gestehe mit Bedauern dass der boshafteste Bericht über die Madrider Zustände von damals einen Wiener zum Verfasser hat — allein in der Erinnerung pflegt ja das Unliebsame zu verblassen, und in der Wirklichkeit ist von all jener spanisch-östreichischen Gemeinschaft kaum etwas übrig geblieben, als das „Küss' die Hand“, welches

das *Beso la mano* des Südländers übersetzend erwidert. Was Calderon und Wien anlangt, so hat er es zum Schauplatze eines Stückes gemacht welches den Titel führt: „Es steht besser als es stand“ (beiläufig gesagt, wüsste ich für die Stadt selbst keinen trostvolleren Wahlspruch). Freilich erscheint hier Wien ohne jedes besondere Kennzeichen, es ist ein verallgemeinertes Madrid; aber doch bewährt Calderon den dichterischen, alle Zeit- und Raumfernen durchdringenden Seherblick wenn er Don Carlos ausrufen lässt:

*¡Válgate Dios por Viena,*
*Y cuáles son tus mujeres!*
(Wien, was hast du für Frauen!)

So wird denn auch Wien als würdiges Vorbild der Provinz thätige Theilnahme an dem Jubiläum zeigen. Schon hat eine Reihe von Dichtern, in Oestreich und anderswo, zum Preise Calderons in die Saiten gegriffen, mehr durch die Aussicht auf eine goldene Medaille verlockt als berauscht von dem „rectifizierten Weingeist“ (um mich eines Goethe'schen Bildes zu bedienen) welchen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts die A. W. Schlegel, Tieck, von der Malsburg, Bauernfeld, Seidl u. s. w. in gierigen Zügen getrunken hatten, als sie die Schauspiele des Spaniers mit einem Sonettenkranz umflochten. Es mag Einer die besten Verse von der Welt machen und sehr wenig über Calderon wissen; hat seine Huldigung nicht einen höchst zweifelhaften Werth? Auch Victor Hugo, der am 25. Mai nach Madrid kommen soll, wird dort sicherlich manch schöne und wunderbare Dinge sagen, die aber wahrscheinlich nicht viel mit Calderon zu thun haben werden. Denjenigen ferner welche in Prosa, und zwar für das weitere

Publikum, das Andenken des grossen Mannes aufzufrischen unternehmen, droht die Gefahr in ihrem Urtheile irrezugehen, sobald sie die Hand eines so sicheren Führers wie Adolph v. Schack ist, loslassen. Calderon hat, von seinen Fronleichnamsspielen abgesehen, über hundert Stücke hinterlassen, und selbst von denen welche ausführlicher über Calderon geschrieben haben, hat kaum Einer und der Andere alle diese Stücke gelesen. Die Meisten kennen nur eine geringe Auswahl davon, und sie ist möglicherweise nicht einmal eine glückliche. Denn über die Rangordnung der Calderon'schen Dramen gehen die Ansichten unter den Spaniern wie unter den Ausländern einigermassen auseinander, und zwar ebensowohl mit Rücksicht auf das gegenseitige Verhältniss der einzelnen Klassen in die sie zerfallen, als auch innerhalb dieser Klassen selbst. Wer des Spanischen unkundig ist, der wird gar nicht über eine theilweise noch über eine äusserliche Bekanntschaft mit Calderon hinauskommen. Etwa die Hälfte seiner Stücke, und darunter einige ersten Ranges, sind nicht verdeutscht; die Uebertragungen aber die wir besitzen, sogar die besten, geben nur eine unvollkommene Vorstellung von den Originalen. Ueberhaupt erweist sich unsere Sprache zur Wiedergabe südromanischer Dichtungen weit weniger befähigt als man gemeiniglich annimmt. Es mag sein dass sie an Prokrustesgrausamkeiten schwerer stirbt als andere Sprachen; doch die Verstümmlungen und Verrenkungen sind fühlbar genug, die poetische Anregung wird abgeschwächt oder aufgehoben, und das Verständniss muss sehr oft durch einen Blick in den Urtext erschlossen werden. Es wäre die grösste Un-

gerechtigkeit den deutschen Calderon mit dem deutschen Shakspeare zu vergleichen.

Für die allgemeine Schätzung Calderons sei es mir gestattet Einiges in Erinnerung zu bringen was häufig übersehen wird. Unter den spanischen Dramatikern welche vom Ende des sechzehnten bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts blühten, ist Calderon uns am frühesten bekannt geworden und am meisten bekannt geblieben; vor Allem hat A. W. Schlegels berühmte fünfunddreissigste Vorlesung ihn in ein so glänzendes Licht gesetzt dass neben ihm seine älteren und jüngeren Zeitgenossen sich kaum in ihrem vollen Werthe geltend zu machen im Stande sind. In Wirklichkeit gleicht die Glanzperiode des spanischen Theaters einem Gebirge das allseitig durch sanfte Anstiege zusammenhängt, nirgends durch gähnende Klüfte zerrissen ist; zwischen dem Halbdutzend Gipfeln aber die sich am Himmelsblau abzeichnen, sind die Abstände nicht gross genug dass es einen unter ihnen gäbe der von jedem Standpunkte aus als der allerhöchste erschiene. Wenn wir dann aber das Gebirge in seinem ganzen Umfange bedachtsam umschreiten, dann werden wir wohl zu der Annahme kommen dass jene Spitze welche den Namen Calderon trägt, die anderen überragt und zugleich die charakteristische Gestaltung welche durch die Gesteinsmasse begünstigt wird, am schärfsten ausprägt. Ja, ich halte Calderon für den spanischsten, den wenigst modernen Dramatiker, also den welcher eigentlich für uns am schwierigsten zu verstehen ist. Dadurch scheine ich zunächst einen Tadel zu bestätigen welcher oft gegen ihn ausgesprochen worden ist, dass ihn nämlich in politischer, religiöser und theilweise auch moralischer

Beziehung die ärgsten Vorurtheile befangen hätten. So bezeichnet ihn Sismondi kurzweg als den Dichter der Inquisition — ein zu rundes und schweres Wort um nicht gern und oft wiederholt zu werden. Leicht würde derjenige der sich in Calderon vertieft hat, Stellen anführen können welche für seine milde Gesinnung sprechen. Allein darum handelt es sich ja gar nicht; es musste Calderon auf der Bühne den Ueberzeugungen und Anschauungen seines Volkes gerecht werden. Stören uns die Götterverehrung, die niedrigere Stellung des weiblichen Geschlechtes, die grausame Praxis gegen die Feinde und Anderes bei der Würdigung der altklassischen Dichterwerke nicht, warum sollen uns Dinge die wir jetzt verwerfen oder verabscheuen, in den Dramen Calderons Anstoss erregen? Weshalb findet man das Verhalten des spanischen Othellos, wie man nicht ganz passend den „Arzt seiner Ehre“ genannt hat, auch in poetischem Sinne unannehmbar? Dürften nicht mit gleichem Rechte die Duelle welche auf unserer Bühne so häufig und als etwas durchaus Selbstverständliches vorkommen, von weniger barbarischen Jahrhunderten auf das Sündenregister der Dichter gesetzt werden? Calderon hat wahrscheinlich über die zu seiner Zeit herrschenden übertriebenen Ehrengesetze so gedacht wie er in „Heimliche Rache für heimliche Beleidigung“ den Don Juan denken lässt, der es als „tyrannischen Irrthum der Männer“ bezeichnet

Dass den Diamant der Ehre
Ein geringer Windeshauch
Schmelzen und zerstören kann.

Aber Don Juan handelt wie es das „schmähliche Gesetz der Welt“ gebeut, und Calderon lässt alle seine Helden

so handeln. Nicht allein der Gattin erwiesene Untreue, sondern schon der Verdacht, der Anschein einer solchen entschuldigte die äusserste Massregel des Gatten, und Don Gutierres Thun und Denken war für das Publikum von damals keineswegs befremdlich. Ticknor begeht einen grossen Irrthum wenn er meint die Ehrbegriffe die bei Calderon herrschen, und die daraus hervorgehenden Handlungen die er darstellt, entsprächen seiner Zeit nicht; geschichtliche Urkunden hätten ihn eines Besseren belehren können. Uebertreibungen machen sich allerdings bemerkbar, aber solche wie sie zu poetischen Zwecken zulässig und sogar geboten sind. Wenn wir von der Ehre zu etwas übergehen was sich immer in innigster Verbindung mit ihr zeigt, zur Liebe nämlich, so nehmen wir auch hier die Wirklichkeit als sichere und feste Grundlage der Dichtung wahr. Wie entstand denn und wie äusserte sich die Liebe in jenem Madrid? Ein Kavalier sieht zwischen lose geschlossenen Fensterläden zwei dunkle Augen hervorblitzen oder die feine weisse Hand einer Dichtverhüllten sich in das Weihbecken tauchen; ein elektrischer Funke springt zu ihm über; es beginnt ein unablässiges, aber vorsichtigstes Spähen und Forschen; Diener und Dienerinnen und auch hülfreiche alte Weiber werden in Bewegung gesetzt; verstohlene Zeichen werden gewechselt, Briefe abgesendet; endlich steht der Glückliche Nachts vor dem Gitter hinter dem ihm die Angebetete Gehör ertheilt, aber argwöhnische Verwandte, beunruhigte Nebenbuhler, neugierige Nachbarn gestatten keine bequeme und lässige Unterhaltung; er hat nicht Zeit sich nach dem Befinden der lieben Eltern, wie sich's gebührte, zu erkundigen oder sich von dem

angenehmen Wetter auf Buschwegen zur Andeutung süssen Herzklopfens durchzuschlagen, nein, er wirft gleich mit Sonnen, Sternen, Gold, Diamanten, Rosen und Jasmin um sich und lässt als gelehriger Schüler des Luis Góngora und des Baltasar Gracian seine Geistesgaben im schönsten Feuerwerk leuchten. So geht es in ziemlich gleichem Tempo, da die Eifersucht als Sporn der Liebe mit ihr zugleich geboren wird, bis zu glücklichem oder unglücklichem Ausgange fort. Jene langsam erwachende, träumerisch befangene Liebe des Nordens kann bei so heissem Temperament und so strenger Konvenienz kaum bestehen; und wenn sie auch vielleicht mit dem Auf und Ab, dem Hin und Her der inneren Triebe einer mannigfaltigeren und feineren poetischen Behandlung fähig ist als die südliche Liebe mit dem Abenteuerlichen der äusseren Hindernisse, so ist doch im Grunde genommen diese die vollkommenere, und es lässt sich schwer denken wie ein spanischer Dramatiker, auch wenn er sich inmitten anderer Zeiten und Völker versetzt, aus der hellen Feuersphäre in eine dunstigere und kühlere hinabsteigen sollte. Das Spanien des siebzehnten Jahrhunderts war von dem übrigen Europa durch die Pyrenäen wie durch eine chinesische Mauer abgeschlossen. Die Engländer, Franzosen, Deutschen, Italiener die es bereisten, kamen aus der Verwunderung über die Eigenthümlichkeiten des dortigen Lebens nicht heraus. Man muss dieses Spanien genau kennen um die dramatischen Werke die es hervorbrachte, richtig zu beurtheilen. In einem vor einigen Jahrzehnten erschienenen kleinen Buche über das spanische Drama (und zwar Lope de Vega und Calderon insbesondere) hat der Goethe-

biograph Lewes auf dies Erforderniss ausdrücklich und wiederholt hingewiesen und doch thatsächlich es so ausser Acht gesetzt dass er Calderon nicht als wahren Dramatiker, wie Shakspeare und Racine, sondern nur als „Bauchredner“ gelten lässt, und dass er überhaupt den Spaniern den dramatischen Genius abspricht und sie darüber mit Cervantes und Murillo tröstet. Wie nicht bloss der Gehalt, sondern auch die Kunstform ganz aus dem nationalen Bedürfnisse herauswächst, bleibt hier übersehen, und es wird unbewusst überall der ästhetische Massstab der eigenen Nation angelegt. Nun bitte ich das Wie neben dem Was besonders auch für die obige Bemerkung dass Calderon der spanischste Dramatiker sei, in Anschlag zu bringen. Dass er überall das spanische Leben darstellt, das hat er mit den Anderen gemein; ja, er steht ihnen hierin sogar nach, indem er manche Seiten desselben nicht berücksichtigt und sich stets vom derberen Realismus zurückhält; aber eben in der Art der Darstellung, eben durch den Idealismus welcher uns das Wirkliche in prächtigster Luftspiegelung vorführt, zeigt er sich mehr Spanier denn die Uebrigen. Hier entspringen seine grössten Vorzüge, hier jedoch auch die unleugbaren Fehler welche ihm anhaften.

Allein ich habe schon zu viel gesagt wenn ich nur irrthümlichen Auffassungen vorbeugen, und noch viel zu wenig, wenn ich eine deutliche Vorstellung von dem Wesen der Calderon'schen Poesie erwecken wollte. Eine solche Ausführlichkeit wie sie durch den Umfang und die Vielseitigkeit des Gegenstandes unbedingt erheischt wird, würde den grossen Leserkreis ermüden, dem andrerseits auch mit einer Lebensskizze

und einer Uebersicht von Dramentiteln schwerlich gedient wäre. Einen Punkt gibt es immerhin der allgemeineres Interesse beanspruchen, für den es in Wien weder an sachverständigen und gewandten Rednern, noch an aufmerksamen Zuhörern fehlen würde; ich meine den Einfluss Calderons auf die östreichischen Dramatiker oder die deutschen überhaupt. Zu beherzigen wären dabei besonders einige Seiten in der Vorrede zum dritten Bande von Schacks „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", damit die unbefriedigenden Ergebnisse weniger auf Rechnung der Spanier als die der Unserigen gesetzt würden. Inwieweit neben der Rüge die Ermunterung noch zeitgemäss ist, mögen Andere entscheiden. Es sei hier beiläufig auch an das erinnert was Grillparzer gelegentlich Lope de Vegas sagt: „Freilich, unsere Deutschen würden ihn nachahmen wie die Kinder mit Allem zum Maule fahren; und nachzuahmen ist an ihm nichts. Aber sich mit ihm erfüllen, die Phantasie, das Vorhandene und die Beschauung wieder in ihre Rechte einsetzen, es aber der äusseren Form, ja dem Inhalte nach ganz anders machen als Lope de Vega, das wäre die Aufgabe." Ich für meinen Theil glaube dass unsere Schauspieldichter wenigstens in der Technik ungemein viel von den Spaniern und hauptsächlich von Calderon lernen könnten; schwitzen sie doch Blut und Wasser bei der Arbeit das dramatische Gerüst so aufzuzimmern dass es nur einigermassen die Verhältnisse bewahrt und nicht überall aus den Fugen geht. Wie ungemein praktisch in dieser Hinsicht die Spanier waren, das ergibt sich schon daraus dass sie ausnahmslos das Dreiaktsystem an Stelle des Fünfaktsystems setzten;

mögen es alle die bestätigen welche je an einem fünften Akte gescheitert sind.

Die beste Gedächtnissrede hält sich ein Bühnendichter selbst. Calderon'sche Stücke sind ziemlich oft in Deutschland aufgeführt worden. Es wäre sehr zu wünschen dass ein Theaterfreund uns eine diesbezügliche Zusammenstellung lieferte. Ich theile das Wenige mit was ich weiss. In den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden auf deutschen Bühnen verschiedene Dramen von Calderon mit Beifall gegeben, so „Der Alcalde von Zalamea", der freilich auch einmal in Freiburg ausgezischt wurde, und „Der Versteckte und die Verhüllte" (unter dem Titel „Der Verschlag"). Aber auf welchem Umwege gelangten sie aus dem Spanischen ins Deutsche! Zu Grunde lag das *Théâtre espagnol* von Linguet (1770); hier erscheint der „Alcalde" als *Le viol puni* und wurde 1771 zu Braunschweig ins Deutsche übersetzt als „Die bestrafte Entführung". Den *Viol puni* bearbeitete Collot d'Herbois für die französische Bühne unter dem Titel *Le paysan magistrat*, und hierauf gehen zurück „Der Oberamtmann und die Soldaten" von Stephanie d. Jüng. (Wien 1781) und „Amtmann Graumann, oder: Die Begebenheiten auf dem Marsche" (Mannheim 1781) von Schröder, der den Crespo öfters und glücklich spielte. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte die Vorliebe für Calderon wieder abgenommen. Die Schlegel'schen Uebersetzungen (1803 bis 1809) wurden von wenig Theaterdirektionen berücksichtigt, so von der Holbein'schen in Bamberg; am häufigsten kam die „Andacht zum Kreuze" zur Aufführung, ohne jedoch einem grossen Verständnisse zu begegnen. Das Werk welches zunächst den meisten

Anklang fand, war „Das Leben ein Traum“. Schon vor der Gries'schen Uebersetzung gab es verschiedene Bearbeitungen davon, so eine von v. Einsiedel, welche in Weimar, und eine von einem Schauspieler Keller, welche in Nürnberg, aber mit Misserfolg gegeben wurde. Unmittelbar auf Gries folgte die West'sche Bearbeitung (1816), welche sich allgemein behauptet hat, die Mämminger'sche (unter dem Titel „Das Horoskop“), welche 1816 zum ersten Male in Regensburg aufgeführt wurde, und die v. Zahlhas'sche (1818), welche andere Bühnen annahmen. Schon 1811 hatte Goethe mit ausserordentlichem Erfolg den „Standhaften Prinzen“ in Weimar auf die Bretter gebracht, welchen 1816 auch Berlin kennen lernte. In Weimar wurde später, wenn ich nicht irre, noch die „Grosse Zenobia“ gegeben. Das Düsseldorfer Theater sah von 1835 bis 1837 unter Immermanns Leitung: „Der Arzt seiner Ehre“, „Der Richter von Zalamea“ (Festvorstellung für den Kronprinzen von Preussen, auf den das Stück keinen grossen Eindruck gemacht zu haben scheint), „Das Leben ein Traum“, „Die Tochter der Luft“, „Der wunderthätige Magus“, Von diesem letzten Stücke meint Immermann dass es ein Glück gemacht habe wie nie ein anderes; ein stürmisches Entzücken hätte das Haus erschüttert, die geringsten Leute hätten auf der Strasse davon gesprochen und gesagt, sie würden so oft hingehen als es wieder gegeben würde; aber der hinkende Bote kommt nach: „nicht die Poesie hatte die grosse Wirkung hervorgebracht, sondern der Schiffbruch, der wandernde Berg, der fliegende Teufel, die Engel und die Erzengel im bengalischen Lichte, kurz, alle die Hors d'œuvre die ich anzubringen gewusst.“ Die

Erwähnung Wiens habe ich auf zuletzt verspart. Man darf bei den nahen Beziehungen zu Madrid erwarten dass in Wien schon im siebzehnten Jahrhundert Calderon'sche Stücke dargestellt worden sind; indessen habe ich keinen bestimmten Nachweis dessen ausfindig machen können. Ich will erwähnen, um dadurch vielleicht auf eine Spur zu lenken, dass ich auf der k. Hofbibliothek eine handschriftliche Prosaübersetzung von „Alles geben und doch nichts geben" sah, welche dem Katalog zufolge aus dem siebzehnten Jahrhundert, meines Erachtens aus einer etwas jüngeren Zeit stammt. 1752 verordnete Maria Theresia dass keine andern Stücke gegeben werden sollten als welche entweder der französischen, italienischen oder spanischen Bühne entstammten oder in deutscher Sprache wohl ausgearbeitet befunden würden. Wenige Jahre später, 1760, trat die aus Lessings Leben bekannte Christiane Friederike Huber in dem Stücke „Das menschliche Leben ist ein Traum" (in deutsche Verse gebracht von Julius Friedrich Scharfenstein, aber nach dem Italienischen) auf dem k. k. Stadttheater auf; sie scheint die Hosenrollen geliebt zu haben und dadurch auf die Partie der Rosaura geführt worden zu sein. Ferner enthält der zwölfte und letzte Band (1775) der „Neuen Schauspiele, aufgeführt in den k. k. Theatern zu Wien": „Verwirrung über Verwirrung" (d. i. „Der Versteckte und die Verhüllte"). Weiter wurden im Burgtheater — nach gütiger Mittheilung des Herrn Regierungsrathes Dr. Wlassak — gegeben:

1780—1798 „Der Oberamtmann und die Soldaten" (von Stephanie d. J.), 23mal;

1818—1854 „Don Gutierre, oder: Der Arzt seiner Ehre" (von West), 33mal;

1822—? (1866 nach einer langen Pause wieder) „Das Leben ein Traum“ (von West), 38mal; am 17. Juni 1816 zum ersten Male im Theater an der Wien;

1841 „Dame Kobold“ (von Gries), 3mal;

1847 „Schleife und Blume“ (von Braunau), 3mal;

1854 „Die Liebe im Eckhause“ (von Cosmar nach dem Französischen, d. i. „Ein Haus mit zwei Thüren ist schlecht zu hüten“), 3mal.

Auch sind, weil auf Calderon'schen Stücken beruhend, noch zu nennen:

1781—1808 „Das öffentliche Geheimniss“ von Gozzi (von Gotter), 29mal;

1826—1827 „Die Tochter der Luft“ (von Raupach), 8mal.

Sollten, wie es doch sicher zu erwarten steht, sich Wiener Bühnen an der Calderonfeier betheiligen, so brauchte man durchaus nicht bei dem eben angeführten Repertoire stehen zu bleiben. Wir haben ausserdem eine grosse Anzahl Calderon'scher Dramen in getreuer Uebersetzung und einige in etwas freierer Bearbeitung, wobei fünffüssige Jamben gewählt worden sind. Im Allgemeinen ist diesen Versen, an welche nun einmal unser Ohr gewöhnt ist, der Vorzug zu geben. Indessen würden doch die spanischen Masse und ihre Abwechslung im ernsten Drama recht wohl ansprechen, im heitern allerdings befremdlicher vorkommen. Jedenfalls müssen allzu lange Erzählungen und allzu schwülstige Stellen gestrichen werden. Auch kleine sachliche Aenderungen darf man vornehmen; nur tiefergehende Operationen, wie West eine mit dem „Arzt seiner Ehre“ vorgenommen hat, sind verpönt. Mag der Ausgang dieses Schauspieles uns und ebenso die heutigen Spanier verletzen, von dergleichen Stücken muss das Wort gelten: *sint ut sunt aut non sint.* Die Inscenierung

eines Calderon'schen Lustspiels wird mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein. Die eigenthümlichen spanischen Sitten drängen sich doch gar sehr hervor. Den Meiningern darf es überlassen bleiben dass die Damen, die in jenen Zeiten noch nicht auf Stühlen zu sitzen gelernt hatten, mit türkisch untergeschlagenen Beinen auf den Kissen einer Estrade hocken, dass sie auf der Strasse die hohen Stelzpantoffel, die Chapines tragen, die sie wegen des Schmutzes über ihre Schuhe zogen und in denen sie jeden Augenblick Gefahr liefen zu fallen, dass die Galane Nachts mit dem Broquel, einem kleinen Schild, am Arme sich vor dem Hause der Geliebten einstellen u. s. w.; allein von der damaligen Sitte der Frauen in Verhüllung auszugehen, kann nirgend Abstand genommen werden, denn sie ist für die Intrigue der meisten dieser Stücke von wesentlichster Bedeutung. Nun sind aber hierüber die Zuschauer grösstentheils nicht unterrichtet und werden glauben, es handle sich um einen besonderen Maskenscherz, und die Schauspielerinnen würden daher ihr Bestes zu thun haben das Verhüllen (wobei ein Auge sichtbar bleibt) und das Enthüllen natürlich und graziös vorzunehmen. Auch müssen sie nicht vergessen eine ganz gewöhnliche dunkle Kleidung zu tragen, nicht etwa eine bunte oder kostbare, an welcher sie ja leicht zu erkennen wären. Und derart ist noch manches Andere zu beachten.

Könnte nicht etwa das Burgtheater ein Drama höheren Stils bringen, das Stadttheater eines welches das gesellschaftliche Leben Altmadrids abspiegelt, und zwar an verschiedenen Tagen? Von der ersten Kategorie ist „Das Leben ein Traum“ als allzu bekannt beiseite

zu setzen; „Der standhafte Prinz“ und „Der wunderthätige Magus“ haben heutzutage wenig Aussicht auf Erfolg; vom „Arzt seiner Ehre“ muss aus schon angedeuteten Gründen abgesehen werden; auch die sonst trefflichen Stücke „Der Maler seiner Schande“ und „Drei Vergeltungen in einer“ sind für uns Heutige etwas zu herb; am meisten zu empfehlen wäre „Der Alcalde von Zalamea“ und „Das Liebchen des Gomez Arias“; letzteres Stück ist ausser von Gries noch übersetzt worden von der Verfasserin der „Rolands Abenteuer“ (Gotha 1825), welche zum Theil fünffüssige Jamben anwendet, und neuerdings von Moriz Rapp, welcher sie ausschliesslich anwendet oder vielmehr anzuwenden glaubt; denn seine Verse sind Bastarde von Prosa und Jamben. Vorzügliche Konversationsstücke sind unter Anderem: „Der Versteckte und die Verhüllte“ (auf dem Madrider Standbild Calderons vertritt es die ganze Klasse), „Dame Kobold“ (auch von Baumstark, Wien 1869, und zwar in Jamben übersetzt) und „Hüte dich vor stillem Wasser“ (auch von Rapp, in den bekannten Jamben).

Etwas möge geschehen damit wir uns dessen erinnern von dem doch ein Tropfen Blutes in unseren Adern rinnt. Dem guten Willen wird auf keinen Fall der Erfolg fehlen; entweder steigt das Alte in neuer Frische vor uns empor, um uns zu erbauen und anzuregen, oder es stellt sich uns als historische Merkwürdigkeit dar, um uns mit dem tröstlichen Bewusstsein zu erfüllen wie herrlich weit wir es seitdem gebracht haben.

## VIII.

## Goethe und Calderon.*)

— — — „Goethe und Calderon!“ welch gewichtigere, ehrenvollere Gabe hätten wir nach Madrid senden können als eine mit dieser Aufschrift gezierte? Unser grösster Dichter mit liebevoller Anerkennung den Lorbeer auf das Haupt des Spaniers drückend, dieser in dem gewaltigen, klaren Blick des Olympiers sich uns wiederspiegelnd! Schon Frh. von Biedermann hat in der Abhandlung über das „Trauerspiel in der Christenheit“ den Antheil welchen Goethe dreissig Jahre hindurch an Calderon nahm, an der Hand urkundlicher Belege einleitungsweise verfolgt und sich sodann bemüht darzuthun wie in einem Fall wenigstens Calderon aus Goethes geniessend betrachtender Peripherie in sein schöpferisches Centrum eindrang. Zu jener Aeusserung Goethes dass er Calderon schon vor 1802 „dem Namen nach“ gekannt habe (die hervorgehobenen Worte durfte Biedermann nicht weglassen), sei mir gestattet Folgendes anzumerken. Ihm war die deutsche Bearbeitung wenigstens eines Calderon'schen Stückes nicht fremd, doch scheint er nicht gewusst zu haben wer der ursprüngliche Verfasser desselben war. Am 4. Oktober

*) *Goethe und Calderon. Gedenkblätter zur Calderonfeier. Herausgegeben von Edmund Dorer. Leipzig 1881.*

1786 sieht er in Venedig eine Commedia dell'arte, deren „tolles Sujet“ ihn an dasjenige erinnert „das bei uns unter dem Titel ‚der Verschlag‘ behandelt ist“. „Der Verschlag“ ist Calderons *El escondido y la tapada*, und unter jenem Namen führt es sogar Gries noch an, als er Tieck (29. Mai 1829), der seine Uebersetzung schon handschriftlich kannte, deren baldiges Erscheinen im Druck verhiess (hier ist sie betitelt „Der Verborgene und die Verkappte“). Vielleicht fliesst jenes italienische Stück — in Italien war ja Calderon länger und mehr heimisch als in Deutschland — aus derselben Urquelle. Mit andern Dramen Calderons mochte es sich ebenso verhalten wie mit diesem; sie staken in plumpem deutschem Kostüm, und der Name des fremden Autors wurde bei Druck und Aufführung vielfach verschwiegen. Wissen doch auch heutzutage, um ein Beispiel statt vieler anzuführen, nur Wenige dass manche Lustspiele welche unsere Lachmuskeln in lebhafteste Bewegung setzen, Bearbeitungen nach dem Französischen Labiches sind. Wie hätte sonst Wilhelm von Humboldt am 26. August 1799 an Goethe, damit er und Schiller darüber einen Augenblick lachen möchten, eine Scene aus dem Calderon'schen Stücke „Der wohlverdiente Strick oder der Alcalde von Zalamea“ (ursprünglich nämlich führte es im Spanischen den Doppeltitel *El alcalde de Zalamea y el garrote mas bien dado*) geschickt, da es ja als „Die bestrafte Entführung“ oder „Der Amtmann Graumann“ oder „Der Oberamtmann und die Soldaten“ mehrfach über deutsche Bühnen gegangen war. Noch in dem gleichen Jahre, am 28. November, schrieb W. von Humboldt aus Madrid einen langen Brief an Goethe worin er Betrachtungen

über die spanische Litteratur und Bühne niederlegte. Goethe wurde durch die spanische Reise seines Freundes höchlichst angeregt, und in der Antwort die er etwa einen Monat darauf an Humboldt richtete, findet sich folgende sehr beachtenswerthe und, wie mir scheint, gar nicht beachtete Stelle: „Sogar habe ich mich den spanischen Schriftstellern wieder genähert und neulich das Trauerspiel Numancia von Cervantes mit vielem Vergnügen gelesen.“ Hieran ist nun unmittelbar das erste der Biedermann'schen Citate anzuschliessen, welches einem Briefe Goethes an A. W. Schlegel vom 2. April 1800 entstammt; wenn Goethe die Versicherung, er hätte von Schlegel gern noch mehr von der spanischen Litteratur vernommen, mit den Worten gleichsam begründet: „ein Land das man selbst nicht mehr besuchen wird, hört man so gerne von scharfsinnigen Reisenden beschreiben“, so war das nicht bloss im übertragenen, sondern auch im eigentlichen Sinne gemeint, indem ja zwischen den Beiden sicher auch die Humboldt'schen Reiseeindrücke zur Sprache gekommen waren. In die Reihe der zahlreichen Belege welche Biedermann für Goethes Beschäftigung mit Calderon bietet, lässt sich noch mancher, wenn auch nicht von hervorragender Wichtigkeit, eintragen und ebendaselbst Einiges berichtigen.

Wo eine derartige Uebersicht über die vorhandenen Bausteine gewährt ist, da ist es leicht zu bauen. Dorer indessen gibt uns nichts Eigenes, nichts Neues, nichts Abgerundetes. Was er gibt, vertheilt er in die beiden Abschnitte „Goethes Urtheile“ (wiederum drei Gesichtspunkten untergeordnet: „über Calderon im Allgemeinen“, „über einzelne Dramen“, „über Calderons

Einfluss") und „Calderon und die Bühne in Weimar". Ich will von dem letzteren, welcher mancher Ergänzung fähig wäre, absehen; in dem ersteren ist Alles gefehlt was bei der Einfachheit der Arbeit gefehlt werden konnte. Zunächst werden die Quellen verschwiegen; das mag bei einzelnen irgendwo eingeflochtenen Urtheilen hingehen, aber nicht bei einer Sammlung solcher. Es liegen aus drei Jahrzehnten, mit nicht allzu langen Unterbrechungen, Aussprüche Goethes über Calderon vor, und obwohl sie immer eine lebhafte Bewunderung und eine im Wesentlichen gleiche Auffassung bekunden, so ermangeln sie doch begreiflicherweise der vollständigen Einheitlichkeit. Goethe pflegte nicht auf eine Sache zurückzukommen ohne ihr neue Seiten für die Betrachtung abzugewinnen; nach Stimmung und Anlass trat bald dieses, bald jenes ins Licht; auch war es nicht gleichgültig gegen wen er sich äusserte. Endlich ist zu berücksichtigen dass Goethes Kenntniss von Calderon durch die Uebersetzungen allmählich wuchs und zwar in den späteren Jahren rascher als in den früheren, dass aber andrerseits der erste Eindruck den die fremdartige Grösse ausübte, der stärkste und wohl auch, trotz der Versicherungen immer erneuerten Staunens, der günstigste blieb. Ich meine nicht den allerersten, sondern den im Jahre 1804 durch den „Standhaften Prinzen" empfangenen. Als er dieses Stück einst (im März 1807) bei der Johanna Schopenhauer vorlas, ergriff ihn die Scene in welcher der Prinz als Geist dem herannahenden Heere mit der Fackel voranleuchtet, in so gewaltigem Grade dass er das Buch auf den Tisch warf, sodass es zu Boden fiel. Bei der Aufführung im Jahre 1811 weinte Goethe.

Und doch ist der „Standhafte Prinz“ nur eine mit manchen Mängeln behaftete Jugendarbeit Calderons und überdies ein Werk von streng katholischem Charakter, wodurch hauptsächlich wohl der Unmuth Wielands über die Rührung zu erklären ist welche Charlotte von Schiller während der Vorstellung empfand. Es scheint mir mehr der Drang nach eigener Rechtfertigung als nach Belehrung Anderer welcher Goethe in einem Gespräch vom 31. Jänner 1815 zu der Behauptung verleitete, der standhafte Prinz dulde nicht sowohl für den Glauben als für Portugals Ehre. Es war ihm wohl erst durch die Schrift von Joh. Schulze (1811) zu seinem Missbehagen klar geworden was man alles aus dem „Standhaften Prinzen“ herausfühlen kann. So trugen auch die Erfahrungen welche Goethe an Andern machte, zur Abdämpfung seines Urtheils bei, weniger über den Dichter selbst, mehr über dessen Gedeihlichkeit auf deutschem Boden. Wie ich glaube, nahm anfangs Goethe als möglich und wünschenswerth an dass, wie seiner Zeit Shakspeare in der dramatischen Litteratur Deutschlands eine heilsame Einwirkung ausgeübt habe (später dachte er auch in dieser Beziehung anders), nun eben eine solche von Calderon ausgehe, den er ja, einem Briefe Schellings an A. W. Schlegel (13. Okt. 1802) zufolge, nicht nur dem Britten gleich, sondern fast noch über ihn stellte. Gries entsinnt sich „eine sehr geistreiche Vergleichung des spanischen Dichters mit dem Sophokles von ihm gehört zu haben, infolge welcher er offenherzig gestand, wenn er und Schiller den Calderon früher gekannt hätten, so würden sie in ihren Stücken manche Fehler vermieden haben.“ Schiller

war schon von Chr. G. Körner (26. Juni 1800) auf das spanische Theater hingewiesen worden, in welchem er manchen Stoff zu tragischen Situationen finden würde. Er verhält sich ablehnend zu dem Vorschlag (3. Juli 1800): „Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht so viele Ausbeute daran [an der spanischen Litteratur] finden zu können als du hoffst; weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls als Phantasiespiele lieben.“ Und er setzt hinzu: „Auch die Schlegels geben sich jetzt viel mit der spanischen Litteratur ab, nach ihrer Art; aber durch ihre Einseitigkeit und Anmassung verderben sie Einem gleich die Lust.“ Als der erste Band von A. W. Schlegels „Spanischem Theater“ herausgekommen war, äusserte sich Körner gegen Schiller (9. Okt. 1803) wenig günstig über Calderon. Er sagt z. B.: „Eine üppige und rege Phantasie ist in Calderon nicht zu verkennen, aber was man Gemüth nennt, scheint ihm zu fehlen“ (vgl. Goethe an Gries 1821: „obgleich im Ganzen nicht aufs Gemüth angesehen“). Er setzt Calderon weit unter Shakespeare; so sei dieser kühn, jener aber frech, „und in dieser Frechheit, für die es nichts Heiliges gibt, glaube Mancher das Genialische zu finden“. Nun ist es Schiller (16. Okt. 1803) welcher dem spanischen Dichter grosse Wärme entgegenbringt, die allerdings für den enttäuschten Freund weniger zum Vorschein kommt. Er gibt ihm sogar Recht, um mit einem „Uebrigens“ eine Brücke zu seiner eigenen Meinung herzustellen: „Es ist übrigens recht interessant den südlichen Geist mit einem mehr nördlichen hier zu vergleichen. Sinnlichkeit und Leidenschaft bezeichnet jenen, diesen eine moralische Tiefe des

Gemüths. Indessen ist in Calderon doch eine hohe Kunst und die ganze Besonnenheit des Meisters zu sehen; selbst was als regellos ins Auge fällt, wird von einer grossen Einheit zusammengehalten.“ Rückhaltloser durfte er sich gegen Gries dahin aussprechen, „ihm sei durch die Bekanntschaft mit dem Calderon eine neue herrliche Welt aufgegangen“. In dieses entglimmende Feuer giesst Goethe Oel, indem er (28. Jänner 1804) Schiller die erste Mittheilung von dem „Standhaften Prinzen“ macht, mit den Worten schliessend: „Ja, ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stücke wiederherstellen.“ Schiller zeigt sich begierig auf die Neuigkeit; darüber wie er sie aufgenommen hat, finde ich nichts. Um mich wieder zu Goethe zu wenden, so trug er sich im Jahre 1807 mit dem Plane zu einem „Trauerspiel in der Christenheit“, von dem Biedermann mit etwas zu starkem Ausdruck sagt dass er ein Stück in der Weise Calderons zu schreiben versuchte, das aber allerdings Spuren von der Beschäftigung mit dem spanischen Dramatiker an sich trägt. Die unzweifelhaftesten in den Parallelversen:

Ja, ich bin's zu Deinen Füssen!
Ja, ich bin's in Deinen Armen!
Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn Du staunend zauderst,
Der, und wenn Du fürchtend zweifelst. . . .

In einem Brief an Chr. G. Körner (23. April 1812) empfahl Goethe dem Sohne desselben, Theodor, sich des Calderon'schen Silbenmasses für dramatische Dichtungen zu bedienen. Man vergleiche auch die Stelle

in dem Abschnitt „Uebersetzungen“ zum „West-östlichen Divan“ wo Goethe darauf hinweist „welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakspeare und Calderon als eingedeutschte Fremde uns doppelt und dreifach vorgeführt werden“. Als aber die deutschen Dramatiker wirklich begonnen hatten sich den Calderon anzueignen, allerdings nicht mit der richtigen Diätetik, da gesteht Goethe zu dass Shakspeare und Calderon für uns zu Irrlichtern geworden, dass viele treffliche Deutsche an ihnen zu Grunde gegangen seien, da sieht er nachträglich ein dass Calderon Schiller gefährlich gewesen wäre, dass er zum Glück erst nach dessen Tod in allgemeine Aufnahme gekommen sei, da betont er dass Calderon auf ihn selbst gar keinen Einfluss gehabt habe, weder im Guten noch im Schlimmen. Des „Trauerspiels in der Christenheit“ als eines Conatus brauchte er sich dabei nicht zu erinnern. Ich weiss nicht ob dergleichen Aeusserungen sich schon vor 1825 nachweisen lassen. Am 30. Mai 1824 sprach Goethe mit Eckermann über einige neuere Schauspiele von Platen. „Man sieht“, sagte er, „an diesen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehaltes. Sie sind nicht derart um im Gemüth des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork der, auf dem Wasser schwimmend,

keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird.“ Soll man hier die Einwirkung als eine günstige oder ungünstige betrachten, d. h. nur das zuerst genannte oder alle Merkmale aus ihr ableiten? — Auch in Bezug auf die Bühnenwirksamkeit Calderons im Allgemeinen bewährten sich Goethes Erwartungen nicht. Zum Jahre 1811 berichten die Annalen: „Der standhafte Prinz‘ ward mit allgemeinem Beifall aufgeführt, und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert“; zum Jahre 1814 heisst es von der „Grossen Zenobia“: „Nach diesem letzten Versuch verklang gewissermassen der Beifall der den ersten Stücken so reichlich geworden war.“

So wenig ist sich Dorer bewusst wie viel darauf ankommt Zeit und Gelegenheit eines Goethe'schen Ausspruchs über Calderon zu kennen, dass er sogar verschiedene in einen einzigen zusammenschweisst, nämlich S. 7: Eckermann I, 174 f. und eine Stelle von der ich mich nicht entsinne wo sie sich findet; S. 8: an Schiller 28. Jänner 1804 und an Zelter 28. Februar 1811, wo der Ausdruck „genanntes Stück“ sich sehr gut als Bindeglied benutzen liess; S. 12: Eckermann I, 224 f. (31. Jänner 1827) und ein Aphorismus vom Jänner 1808 (Riemer S. 320 f.), welcher überhaupt von keiner Bedeutung ist, da Calderon nur neben Andern als grosser Dichter der Vorwelt angeführt wird und welcher keinesfalls sich auf den Einfluss Calderons bezieht. Von den Sprüchen in Prosa 768, 769, 770 sind auf S. 13 nur die beiden ersten zusammen gedruckt, der dritte aber gesondert, ohne dass für dieses Verfahren irgendeine Berechtigung vorläge. 768 handelt nicht ausdrücklich von Calderon, schliesst sich aber

eng an 767 („Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt . . . .") an, welcher von Dorer deshalb nicht reproduziert worden ist weil er nicht weiss wie er die Beziehung auf den allerdings gar nicht hieher gehörigen 766 beseitigen soll. Auch sonst lässt es sich der Herausgeber angelegen sein von den Urtheilen alles was ihnen aus ihrem Zusammenhang anhaftet, wie von einer Pflanze die Erdkrume welche den Standort verrathen könnte, abzulösen, und so werden wir um manches bedeutsame Wort verkürzt. Von dem was noch Aufnahme verdient hätte, rede ich nicht.

Wer in abgerundeter Weise Goethes Betrachten und Wirken hinsichtlich Calderons darstellen wollte, der müsste den Nachklang in engeren und weiteren Kreisen verfolgen. Obwohl schon 1811 die Holbein'sche Gesellschaft in Bamberg den „Standhaften Prinzen" auf die Bühne gebracht hatte (bald darauf geschah dies auch mit der „Andacht zum Kreuz" und der „Brücke von Mantible"), so fanden doch diese Anfänge keine Fortsetzung; von Weimar aus wurde der Samen weiter und zunächst nach Berlin geweht. Zelter schreibt Anfang März 1811 an Goethe: „Von Ihrer Aufführung des ‚Standhaften Prinzen' tönt hier jeder Mund wieder"; am 14. April 1812: „Ob wir das Calderon'sche Stück hier gleichfalls sehen werden, möchte ich gern wissen." Erst am 15. Oktober 1816 wurde der „Standhafte Prinz" in Berlin gegeben, nachdem Wolff, der in Weimar das Stück insceniert hatte, am 1. April dorthin gekommen war. Es folgten in Berlin andere Stücke von oder nach Calderon, so „Die schwere Wahl", „Die Tochter der Luft", „Der Arzt seiner Ehre", „Das öffentliche

Geheimniss", „Das Leben ein Traum". Auch wäre zu fragen ob nicht West durch Goethe mittelbar zu seinen beiden Bühnenbearbeitungen angeregt worden ist, wie unmittelbar, ja mit leisem Druck, Gries zu der stattlichen Reihe seiner Uebersetzungen, die dann wiederum Andere zum Nachahmen anspornten. Wer von dem Publikum der Hörenden und Lesenden Lauheit oder Widerstreben verrieth, den brachte die Stimme des *Jupiter altisonus* zum Schweigen oder vielmehr zum Loben, wie ja nach Goethes eigenem Ausspruch die damalige Zeit eine „enkomiastische" war. Der biedere Knebel liess sich auf seinen Lukrez zunächst den Calderon etwas sauer werden „wegen der Verse; sie kommen mir vor wie Filigranarbeit" (13. Oktober 1809 an Goethe). Bei Zelter bricht auch späterhin noch etwas rebellischer Sinn hervor; so hatte sich Goethe über die „Locken Absalons", die in der Griesschen Uebersetzung 1829 herausgekommen waren, sehr lobend geäussert; aber das Lob Zelters (28. Mai 1829 an Goethe) klingt wie Ironie: „Die Sicherheit, die Verwegenheit, die religiöse Politik eines frommen Dichters, im siebenzehnten Jahrhundert, im Lande wo man die Bibel nicht lesen soll — die ekelste Katastrophe der heiligen Geschichte figuraliter vor aller Welt aufzustellen — das nenn' ich Courage, das ist Genie!" u. s. w. Und am 6. April 1831 schreibt er an Goethe: „Ich hatte eben vorher vier Stücke des Calderon gelesen und fühlte mich heute glücklich dass ich ein Deutscher aus meiner Zeit bin"; es ist das eine Parenthese in einem Bericht über eine Aufführung von Goethes „Tasso". Calderon kam ordentlich in die Mode. Wunderbarerweise verglich man z. B. den

deutschen Komponisten J. S. Bach mit Calderon, C. G. Graun mit Tasso (Zelter an Goethe 12. April 1830). Calderon muss dem Staatsrath Schultz sogar einen Beitrag zur Farbenlehre, Abschnitt „pathologische Farben“ liefern. „In der ‚Grossen Zenobia‘ von Calderon ist sehr wahrhaft geschildert wie die Königin, da sie in starker Gemüthsbewegung die Tagesgeschichte niederschreibt, die Schriftzüge des verdächtigen Namens Livius blutig erblickt“ (an Goethe 23. September 1820). Inwieweit die Schilderung Calderons wahrhaft genannt zu werden verdient, stehe dahin. Er war selbst für seine Zeit in allem Naturwissenschaftlichen wenig bewandert, worüber uns vielleicht noch nähere Auskunft wird, wenn eine zum Calderonfest gestellte Preisaufgabe gelöst sein sollte. So glaubt er dass der Blitz entstehe indem der feuchte Dunst der Erde sich an der Sonne entzünde, dass der Donner dem Blitz vorausgehe wie das Wort der That (dieses Gleichniss wird bei ihm sehr oft verwandt), dass die Perlen aus dem Thau der Morgendämmerung erzeugt werden u. s. w. Allerdings zeigt er sich gerade, was optische Erscheinungen anbelangt, merkwürdig aufgeklärt, und insbesondere liesse er sich zu Farbenlehre Did. Th. §. 155 citieren. In „Morgen ist auch ein Tag“ (III, 3) deutet Beatriz darauf hin dass das klare Wasser uns täusche, indem ein gerades Ruder darin gekrümmt erscheine, dass uns das Licht des Tages täusche, welches als Morgenröthe die verschiedenartigsten Reflexe ausstrahle, und dass endlich — doch diese Stelle will ich wörtlich übersetzen:

Nichts fällt heller in die Augen
Als der blaue Himmel droben,

Und er ist doch Himmel nicht,
Sondern nur ein Gegenstand
Uns'res Schauens, an welchem keine
Forschung Farbe je entdeckte;
Nun wenn diesem klaren, blauen
Schleier jede Wahrheit mangelt,
Was gibt's noch was uns nicht täusche,
Da uns selbst der Himmel täuscht?

Und ähnlich noch anderswo. Z. B. wird der Himmel und sein Blau geleugnet von Don Alvaro in „Wohl und Wehe“ III, 6; in „Schlimmer steht es als es stand“ II, 9 nennt Don Juan den Himmel „blauen Trug der Menschen“, und in „Schärpe und Blume“ I, 10 sagt Lisida, der Himmel kenne keine Farbe, die Schönheit seiner Sphäre bestehe aus einem „erlogenen Blau“. Ich bin hier abgeschweift. Aber da Calderon und Farbenlehre sich begegnet hatten, war es mir nicht möglich diese Gewohnheit Calderons zu verschweigen, über die ich immer noch erstaune. Ein *color phantasticus* war für Calderon die Himmelsbläue jedenfalls, wie er sie sich aber erklärte, ob als physiologische oder mit Goethe als physische Farbe, weiss ich nicht; vielleicht theilte er die naive Ansicht von Athanasius Kircher. Irre ich nicht, so sieht man heutzutage die Luft oder das Ozon in ihr als den Träger der blauen Farbe an; ein blaues Himmelsgewölbe würde immerhin eine Fiktion sein. Aber welcher Fiktion würde man sich, und gerade als Spanier, weniger gern bewusst werden, welche verbände sich lieber mit den religiösen Vorstellungen? So viel steht fest, in diesem Falle spielt Calderon um poetischer Zwecke willen den Rationalisten.

Goethe selbst liebt es gelegentlich sich auf Cal-

deron zu beziehen, und nichts beweist besser als solche flüchtige Anspielungen wie sehr ihm der Spanier im Kopf und am Herzen lag. In einem undatierten Briefchen an Frau von Stein (wohl von 1803) sagt er: „Wie sehr ich als ein starrer Deutscher von der spanischen Anmuth entfernt bin, fühl' ich diesmal, da ich unserem Missverständniss gern auf Calderonische Art nachgeholfen hätte. Es will aber nicht gehen, und ich muss also nur geradezu, insofern ich Recht habe, um Nachsicht, insofern ich Unrecht habe, um Verzeihung bitten." Unter den Stücken Calderons welche Goethe 1803 kannte, befindet sich nur ein Konversationsstück, nämlich „Die Schärpe und die Blume", aus dem ihm eine Scene oder eine Rede vorschweben konnte. Zu Anfang des zweiten Aktes z. B. gibt Lisida dem Enrico aus verschiedenen Ursachen ihre Eifersucht zu erkennen; Enrico vertheidigt sich in beredter Weise. Bezog sich Goethe darauf? Oder kam es mehr auf das Galante als das Rhetorische an? Da wäre an das was Enrico in demselben Akte zur Lisida sagt, zu erinnern:

Ich weiss nicht welch einen Zauber
Deine Worte für mich haben
Dass ich wider Wissen glaube.

Dass die Calderon'sche Galanterie auf Goethe Eindruck machte, sieht man aus Eckermann I, 87 f. (26. Februar 1824). Es wird ein Bild beschrieben auf dem mehrere Damen dargestellt sind. „In diesem Augenblick ist ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen sich richten; er scheint die musikalische Unterhaltung unterbrochen zu haben, und, indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen steht, macht er den Eindruck als sagte er entschul-

digende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.“ „Das, dächte ich“, sagte Goethe, „wäre so galant wie irgendein Stück von Calderon.“ Des Graciosos gedenkt Goethe öfter; nach Art kräftig ausgeprägter Volks- und Einzelnaturen überträgt er den fremden Namen auf Erscheinungen innerhalb der eigenen Sehweite. So sagt er von einer Person in Johanna Schopenhauers Roman „Gabriele“: „Dem wunderlichen Vetter verzeiht man Alles, seiner eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Gracioso in dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.“ In den Annalen zu 1820 heisst es: „Auch hätte das Unvereinbare von Vossens und Stolbergs Natur sich früher ausgesprochen und entschieden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Gracioso eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Akte zu mildern gesucht.“ Dazu findet sich in den „Biographischen Einzelnheiten“ mit einer merkwürdigen Zusammenziehung der Vergleiche folgende Variante: „In allen Relationen als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielt sie die Rolle des Engels Gracioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam dass mir die Frage blieb ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte.“ Wenn Biedermann hiezu anmerkt dass Gracioso als „Vermittler“ zu fassen sei, so kann ich ihm ebensowenig beipflichten als wenn er in dem „Treuen“ des „Trauerspiels in der Christenheit“ einen Abglanz des Gracioso vermuthet.

Nach Kenntnissnahme von so vielen Einzelheiten fühlt man sich zu einer allgemeinen Anschauung ge-

drängt; man wünscht das oder, richtiger gesagt, die Urtheile Goethes über Calderon zu beurtheilen. Wenn gesagt worden ist:

*Nul n'est juge des arts que l'artiste lui-même,*

so passt das auf die Dichtkunst nicht vollkommen. Je stärker die Eigenthümlichkeit des Schaffenden, desto schwerer wird er sich in die eines Andern hineinempfinden, und so haben wir merkwürdige Beispiele davon in wie hohem Grad auch grosse Dichter einander verkannt haben. Als Goethe sich über Calderon zu äussern begann, lag allerdings die beste Zeit seiner poetischen Thätigkeit schon hinter ihm, und seitdem lebte er sich mehr und mehr in eine ruhige Beschaulichkeit ein. Um ihn, wie um einen Rigi, breitete sich die Weltlitteratur aus, er mass die Höhe und die Entfernung der sonnigen Gipfel, er fasste das Besondere in der Bildung der ihm zugewandten Seiten auf, während auf den Tiefen wo die Berge wurzeln und miteinander zusammenhängen, grossentheils Schatten oder Nebel lagerten. Indessen gerade bei Calderon war sich Goethe der Beschränktheit seines Erkennens durchaus bewusst, und dies bewahrte ihn davor ungerecht gegen ihn zu werden. Das streng Konventionelle, wie es ihm hier sofort in die Augen sprang, war ihm an sich gewiss nicht zuwider, nur bereitete es dem Verständniss und dem Genuss Hindernisse, insofern es sich auf eine ganz fremdartige Kultur gründete, die Goethe und den meisten seiner Zeitgenossen wirklich ganz fremd blieb. Denn wenn auch Goethe in den Annalen (1816) schreibt: „Gries machte uns in dem Spanien des siebenzehnten Jahrhunderts immer einheimischer", so konnten einige Werke eines einzigen

Dramatikers von jener Kultur um so weniger einen genügenden Begriff geben als ja nach Goethes eigenen Worten sich bei demselben „menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse schon verarbeitet, zubereitet, sublimiert“ finden. Und wenn er andrerseits vom Orient aus über das Meer sich dem Calderon, „der seine arabische Bildung nicht verleugne“, genähert zu haben glaubt, so befängt ihn ein sehr verbreiteter Irrthum über die Beeinflussung des spanischen durch arabisches Wesen. Wie dem auch sein mag, die Hauptsache ist dass Goethe bei der Betrachtung von Dichtern und vornehmlich von Dramatikern auf die Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen volles Gewicht legt. Man erinnere sich im allgemeinen an das was er (3. Mai 1827) gelegentlich Bérangers in seinen Unterhaltungen mit Eckermann aussprach. Indem er Shakspeare und Calderon zusammenhielt, erkannte er es für einen grossen Vortheil des Ersteren als Protestant geboren zu sein („Ueber Kunst und Alterthum“ III, 1822), und wies darauf hin dass, wenn Shakspeare für den Hof zu Madrid geschrieben hätte, er sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theaterform gefügt haben würde (gegen Eck. 26. Juli 1826). Die Lobsprüche welche Goethe dem Spanier ertheilt, werden wir noch heute ohne wesentliche Abänderung unterschreiben; an ihnen hat übrigens ein warmes Gefühl eben so viel Antheil als ein durchdringender Verstand. Es ist schon erwähnt wie tief Goethe von Einzelnem bei Calderon ergriffen wurde. Indem er Calderon'sche Dramen auf die Weimar'sche Bühne brachte, kam er gewiss auch einem inneren Bedürfniss nach, und nicht bloss dem Bedürfniss das er allerdings im Auge hatte, Publikum

und Schauspieler an der lehrreichen Materie zu schulen. Eine Nachwirkung Calderons haben wir in einem Goetheschen Bruchstück wahrgenommen, und Goethe selbst sagt ja dass man nur von denen lerne die man liebe. Auch nicht vorübergehend war sein Interesse an Calderon. Freilich stellt er (gegen Eck. 31. Jänner 1827) das Chinesische, Serbische, Calderon, die Nibelungen nebeneinander, indem er verlangt, man solle bei der Schätzung des Ausländischen nicht an etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Allein wenn er (gegen Eck. 3. Okt. 1828) sagt: „Es ist in der altdeutschen düsteren Zeit eben so wenig für uns zu holen als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man liest es und interessiert sich wohl eine Zeit lang dafür, aber bloss um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen“ — so ist uns doch aufs sicherste bezeugt dass er in gleicher Weise über die Bedeutung Calderons nicht dachte. Kurz, wir haben eine lebhafte und dauerhafte Sympathie Goethes für Calderon zu erkennen, und wir fragen nun wie sie zu erklären sei. Sie kann durch den Reiz des Gegensatzes verstärkt worden sein, aber wurzeln kann sie nur in irgend einer Uebereinstimmung. Eine solche Calderons mit Schiller ist leichter zu entdecken als mit Goethe, wie Letzterer selbst hervorgehoben hat. Die Richtung auf das Theatralische war jenen Beiden gemein, wenn auch, nach Goethe, der Spanier dem Deutschen hier weit voran war. Insbesondere könnte man folgende Worte Goethes über Schiller (gegen Eck. 18. Jänner 1825) auch für Calderon gelten lassen: „Er griff in einen

grossen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von aussen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache.“ Vor Allem sind Schiller und Calderon Vertreter des Idealismus. Die bestimmteste Parallele zwischen Beiden hat Grillparzer (IX, 229) gezogen: „Calderon: der Schiller der spanischen Litteratur, Lope de Vega: ihr Goethe. Calderon: grossartiger Manierist, Lope: Naturmaler. Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein weil sie die philosophische Diskussion geben, diese haben nur die Resultate.“ Worin aber sind sich Goethe und Calderon verwandt? Edmund Dorer hat einen Versuch gemacht darauf zu antworten. Aber nicht in seinem Schriftchen „Goethe und Calderon“; um den dritten Bogen desselben zu füllen, hat er Uebersetzungen Calderon'scher Stellen von Grillparzer und von sich gegeben, sodass wir, was der Titel nicht erwarten liess, hier eine ganze Dichtertrias mit Calderon beschäftigt finden. Die Auslassungen die ich meine, sind in einem Aufsatz Dorers über Calderon („Gegenwart“ N. 21) enthalten. Sie treffen meines Erachtens den Kern nicht, sind auch mehr flüchtig dahingeworfen. Dass Goethe und Calderon ähnliche Stoffe, wie den Cyprian-Faust und den Prometheus wählten, ist äusserlich und zufällig, und ebenso, dass beide ein gewisses Interesse für den Islam an den Tag legten. Inwiefern die hohe Bedeutung der Frauen zur Veredlung und Bildung des Mannes und der versöhnende Geist welcher den

tragischen Abschluss mildert, als eine verbindende Eigenthümlichkeit Beider gefasst werden könne, weiss ich nicht. Ich nehme bei Goethe weder eine Justina, noch eine Rosaura wahr, auf die hier ausdrücklich hingewiesen wird, noch glaube ich dass Goethe sich je zu einem dramatischen Ausgang entschlossen hätte wie wir ihn im „Arzt seiner Ehre", oder in „Eifersucht das grösste Scheusal", oder „Drei Vergeltungen in einer", oder „Geheime Rache für geheimen Schimpf" finden. Endlich sagt Dorer (S. 328): „Bei Goethe wie bei Calderon nahm mit dem Alter die Lust an allegorischer Darstellung einer Idee zu; bei Calderon ging diese Neigung so weit dass er selbst seine früheren, aus dem vollen Leben geschöpften Schauspiele ins Allegorische übersetzte." Die Sache liegt bei Calderon nicht so tief; er trat, älter geworden, in den geistlichen Stand, schrieb daher von da ab sehr viele Fronleichnamsspiele, und diese Gattung ist eben eine allegorische. Wenn hierin aber auch eine Verwandtschaft mit Goethe läge, so doch keine derartige dass sie auf ihn eine Anziehungskraft ausüben konnte, da er ja jene eigenthümlichen Dramen, die noch nicht übersetzt waren, schwerlich kannte, höchstens eine ganz allgemeine Vorstellung von ihnen besass. Um in dieser Angelegenheit auf das Richtige zu stossen, müssen wir etwas weiter ausholen. Goethe erkannte in der Natur und in der Geschichte, im Einzelnen und in der Gesammtheit ein „Dämonisches", was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen sei; er nennt es wo er von der wissenschaftlichen Forschung spricht, das „Unzugängliche", „Problematische", dessen Schranken man nicht zu durchbrechen versuche. Das Dämonische

unseres Innern drückt er in jenen schönen Worten aus:

Was von Menschen nicht gewusst
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Sie erinnern mich an die alte bei Calderon oft wiederholte Letra:

Zeuge meiner Herzensklage
Soll allein das Schweigen sein,
Kaum fasst meine ganze Pein
Alles das was ich nicht sage,

welche Val. Schmidt (S. 311) dahin erläutert „dass das Höchste über alle Worte und über allen Ausdruck erhaben sei, ja dass selbst die nicht in Worte gefassten noch zu fassenden Gedanken eine Region des Gefühls über sich haben in welcher sie nur wie Species im Genus sich befinden.“ „In der Poesie“, sagte Goethe zu Eckermann (8. März 1831), „ist durchaus etwas Dämonisches und zwar vorzüglich in der unbewussten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.“ Und einige Jahre früher (gegen Eck. 6. Mai 1827) hatte er seiner Meinung einen noch bestimmteren Ausdruck gegeben: „je incommensurabler und für den Verstand unfasslicher eine poetische Produktion, desto besser.“ Wie kann nun der Schaffende das Dämonische was auf ihn wirkt, auf Andere wirken lassen? Wie kann er das Unsagbare doch sagen? Goethe deutet es im zwanzigsten Buche seiner Selbstbiographie an, da wo er seine Dämonologie vorträgt: „Ich suchte mich vor diesem fürchterlichen Wesen zu retten,

indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.“ Wir werden das allgemeiner ausdrücken: nur auf symbolischem Wege lässt sich das Erforderniss befriedigen. Die echte Lyrik ist vom Symbolischen innigst durchwachsen; auf ihm beruht ihr Hauptreiz. Im Drama ist es entbehrlicher. Es kann hier zunächst, wie in der Lyrik, dazu dienen Stimmungsreflexe darzustellen — davon ist Calderon weit entfernt, der vielmehr die inneren Zustände mit schärfster Dialektik auseinanderlegt. Wohl aber hat er oft das Dämonische der Begebenheiten zur Anschauung gebracht, von einzelnen flüchtigen Strahlen an bis zur ständigen Beleuchtung. Ich erinnere z. B. an jene zufälligen, vorbedeutenden Antworten welche er so oft anbringt; allgemein bekannt ist die Rolle welche bei ihm sowohl die antike Schicksalsidee als das Jenseits des katholischen Glaubens spielen. Das Symbolische, welches demzufolge vereinzelter oder zusammenhängender, schwächer oder stärker auftritt, durchdringt ein Stück in ganz einziger Weise: im „Leben ein Traum“ wird das Verhältniss einer begreiflichen und einer übernatürlichen Sphäre zueinander, welches die Voraussetzung aller symbolischen Darstellung bildet, selbst einer solchen unterworfen. Goethe hat von jeher die hohe Bedeutung des Symbolischen für das Drama gefühlt, und dieses ist die Seite von welcher Calderon eine besondere Anziehung auf ihn ausgeübt haben wird. Wenn er betont dass was theatralisch sein wolle, symbolisch sein müsse, d. h. jede Handlung an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzielen müsse, und wenn er dafür als Beispiel aus Shakspeare jenen Augenblick anführt „wo dem todt-

kranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolziert“ (Heinrich IV., zweiter Th.), so hat er Recht von Calderons theatralischer Vollkommenheit zu sprechen. Sogar an jenem Orakelhaften bei Calderon worauf ich eben hingewiesen habe, zeigt Goethe Wohlgefallen; er schreibt an Einsiedel (7. Dec. 1807) gelegentlich der „Grossen Zenobia“: „Nur noch Eins zu sagen, so ist es ein ganz stupender Einfall dass die in die Höhle gestürzte Halbprophetin und Trügerin zur wahren Prophetin dadurch wird dass man sie missversteht.“ Es ist befremdlich dass wo Goethe die allgemeinen Merkmale der Calderon'schen Dichtung aufzählt, er nie ausdrücklich des Symbolischen Erwähnung thut; aber wie er doch gerade an dieser Stelle die innigste Fühlung mit dem spanischen Dramatiker hat, das verräth er unwillkürlich. Diejenigen von den ihm zugänglichen Stücken welche sich durchaus innerhalb der Grenzen des Wirklichen und Begreiflichen halten, haben ihn in geringerem Grade beschäftigt, obwohl sich Meisterwerke unter ihnen finden; alle die Stücke die er, und zwar mit lobenden Worten, kurz nennt oder etwas näher beleuchtet oder gar aufführen lässt, ragen in das Gebiet des Wunderbaren, Dämonischen, Ueberirdischen hinein, und doch sind unter ihnen Werke welche aus einer frühen Zeit stammen und daher mit manchen Unvollkommenheiten behaftet sind, ja sogar eines welches, Alles in Allem genommen, auf keiner sehr hohen Stufe steht, nämlich die „Grosse Zenobia“. Goethe selbst hat vielfach das Symbolische in seine dramatischen Dichtungen eingeführt; glänzend und auffällig tritt es uns schon

in einem Jugendwerk, im „Egmont“ entgegen. Man darf nicht sagen, die Erscheinung am Schlusse stelle nur das dar was in dem schlafenden Gemüthe des Helden vor sich gehe. Die Hoffnung dass aus Egmonts Blut eine fruchtbare Saat emporwachse, erscheint, was bei Goethes strengem Motivieren wohl zu beachten ist, äusserlich durch nichts gerechtfertigt; als Symptom von Egmonts sanguinischem Temperament wäre sie übel angebracht gewesen; sie konnte nur eine überirdische Erleuchtung der letzten Stunde sein, und eine solche heischte eine symbolische Veräusserlichung. Wenn man sich der verklärten Gestalt von Egmonts Geliebten erinnert, die ihm ruhmvolles Angedenken und seinem Volke die Freiheit verheisst, dann erst begreift man recht warum die verklärte Gestalt des standhaften Prinzen, welche die Portugiesen noch im Stücke selbst zum Siege führt, auf Goethe einen so wunderbaren Eindruck machte. Und doch war hier nur ein katholisches Wunder dessen Vorkommen oft bezeugt wird, in Scene gesetzt. Scheint hier nicht Goethes Geschmack mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen? Wiederholt preist er Shakspeare glücklich in einem protestantischen Lande geboren zu sein und bedauert den „hoch- und freisinnigen“ Calderon dass er genöthigt sei „düsterem Wahne zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indes die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der ‚Andacht zum Kreuze‘, ‚Aurora von Copacavana‘ gar wohl sein möchte.“ Im „Standhaften Prinzen“ findet er den Gegenstand wie die Behandlung

„liebenswürdig"; aber er stellt (wenigstens später) in Abrede dass dieser Gegenstand ein religiöser ist. Durfte Goethe die Abneigung die er gegen den Katholicismus hegte, vom Leben auf die Kunst übertragen? Musste er nicht das Katholische hinsichtlich seiner poetischen Verwendbarkeit seinem Dämonischen anreihen? Grillparzer ging von einer durchaus richtigen Betrachtung aus, wenn er 1819 bemerkte (IX, 180 f.): „dass es zwar allerdings zulässig, ja — da es sich nicht um Portraitierung, sondern um Idealisierung der Natur handelt — unerlässlich sei in das Sinnliche das Uebersinnliche hineinspielen zu lassen, dass es aber immer auf eine mit der allgemeinen Menschennatur, mit dem allgemeinen Menschengefühl übereinstimmende Art geschehen müsse, die subjektiv wahr bleibt, wenn auch die geträumte objektive Wahrheit längst verloren gegangen wäre, sodass also die Meinungen die immer da waren, die vermöge eines nicht zu deducierenden Grundzuges der menschlichen Natur auch immer da sein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poesie brauchbarer sind als sogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philosophischen oder Religionssystems. — Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholischen Aberglauben gebraucht (der nichts ist als ein maskierter heidnischer oder, kurzweg, menschlicher), kaum einmal den Glauben. Und doch erschüttert dieser Aberglaube im Gedicht Menschen die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir das, ihr alten Neudeutschen." Aber ich denke weder dass bei Calderon Glaube und Aberglaube, die ja überhaupt einen willkürlichen und ewig wechselnden Gegensatz bilden, in

der Weise wie es Grillparzer thut, auseinanderzuhalten sind, noch, dass aller katholische Aberglaube jene allgemeine Färbung trägt und jene allgemeine Wirkung ausübt. Bleiben wir bei den obigen Goethe'schen Beispielen. Die „Andacht zum Kreuze" durchwaltet ein Gedanke der mit gänzlicher Absehung vom Christenthum in einer Schicksalstragödie hätte entwickelt werden können; erscheint er aber hier nicht eingefügt in die Lehre von der göttlichen Gnade, deren Unermesslichkeit mit fast gleichen Worten wie im „Wunderthätigen Magus" gepriesen wird, und die sich durch ein Wunder, die Wiederbelebung des Eusebio, offenbart, oder vielmehr in die Lehre von der göttlichen Gnadenwahl, welche gerade in protestantischen Sekten die strengste Ausbildung erfahren hat? Erschüttert uns in der „Morgenröthe von Copacavana" der katholische Aberglaube, wie der rettende Kreuzesstamm, die Erscheinung der Muttergottes, die malenden Engel? Oder nicht vielmehr die Anschauung einer zur christlichen sich verklärenden heidnischen Sonne? Auf welche besondern religiösen Elemente in Calderons Poesie Goethe hinzielt, indem er von düsterem Wahn und Unverstand, von absurden und beleidigenden Stoffen redet, darüber sind wir im Unklaren. Sollten sich Gefühl, Ansicht, Wort nicht vollständig bei ihm decken? hie und da die Antipathie des Menschen auf das Gebiet des Kunstbeurtheilers hinübergreifen? Auf der Bühne stiess ihn wohl nicht das Dogma an sich ab, sondern nur so weit es einen unberechtigten Druck auf das Moralische ausübt, nicht das Wunder an sich, sondern nur so weit es der künstlerischen Zweckmässigkeit widerspricht, der *Deus ex machina* war ihm in der Gestalt einer heid-

nischen Gottheit nicht annehmbarer als mit den Zügen der heiligen Jungfrau. Goethe war nicht gegen das Katholische als solches; nein, er schätzte vielmehr dessen poetischen Werth sehr hoch, wie u. A. seine Bemerkung gegen Eckermann (21. Juli 1827) zeigt, es sei dem Romandichter Manzoni „die katholische Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art hervorgehen die er als Protestant nicht gehabt haben würde“ (wogegen man die früher angeführte Aeusserung über Shakspeare halte). So dürfen wir schliesslich wohl dahin übereinkommen dass er, wenn er es auch nicht geradezu aussprach, doch die Gewalt des Religiösen bei Calderon empfand und nur gewisse Auswüchse dieses Elementes missbilligte; wie wenig er im Grund an dem Charakter des „Standhaften Prinzen“ als einer *comedia divina* zweifelte, das würde das „Trauerspiel in der Christenheit“ (in dem auch das Märtyrerthum angedeutet wird) darthun, wenn wir mit Biedermann hier eine direkte Beeinflussung durch das Calderon'sche Stück annehmen. Goethe konnte ja auch auf eigene Hand christlich, ja katholisch sein, und wir müssen dabei vor Allem des Schlusses gedenken welchen er dem grössten seiner eigenen Werke gab. Im „Faust“ hat Goethe einen denen ähnlichen Stoff ergriffen wie sie Calderon in einer ganzen Reihe von Stücken bearbeitet hatte, besonders im „Wunderthätigen Magus“. Aber was hier katholisch, ist dort dämonisch; hier dunkler Drang nach dem Christenthum zu, dort von ihm hinweg. Das Grübeln über die Eingangsworte des Evangeliums Johannis ist bei Faust die Abenddämmerung des alten, bei Chrysanthus die Morgendämmerung des neuen

Glaubens. Der erste Theil des „Faust“ zeigt uns demnach Goethe recht als Widerpart Calderons, und der junge Westindier der denselben, noch bei Goethes Lebzeiten, voll Begeisterung ins Spanische übertrug, wird das sicherlich gefühlt, und vielleicht das besonders ihn gereizt haben. Das Ende des zweiten Theils ist ganz katholisch, und nirgends streift die Bahn Goethes so nahe an die Calderons an wie hier. Der Erlösungsakt (welcher trotz seiner Nothwendigkeit uns überraschend berührt, nachdem sich Fausts Selbst seinem Wunsche gemäss zum Selbst der Menschheit erweitert hat) schloss sich im ersten Entwurf enger an den Prolog an und kennzeichnete sich durch die Gestalt des „Reichsverwesers“ als im protestantischen Geschmacke gehalten. Aber mit vollem Recht wurde er katholisiert, es wurde dadurch eine grosse poetische Mannigfaltigkeit und Energie gewonnen, die auch in ein günstiges Verhältniss zum Vorhergehenden tritt; Christus wurde ersetzt durch die Himmelskönigin, „das Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht“, die Verkörperung der errettenden Liebe. Goethe sagte zu Eckermann (6. Juni 1831): „Bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen hätte ich mich sehr leicht im Vagen verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.“ Welche Conceptionen anderer Dichter mit einwirkten, liesse sich ebenso leicht angeben wie aus welchen Blumen eine Biene ihren Honig sammelt. Man hat Dante citiert; mit demselben Rechte könnte ich Calderon citieren, an den schon das erste Auftreten des Thurmwächters Lynceus anklingt:

Lass mich knieen, lass mich schauen,
Lass mich sterben, lass mich leben . . . .

In „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde", wo Tannen und Löwen nebeneinander vorkommen, hat man bald den Athos, bald den Montserrat, bald eine Nillandschaft wieder zu erblicken geglaubt. Mich erinnert Schauplatz wie Situation einigermassen an den Schluss von Calderons „Fegefeuer des h. Patricius" (dessen Uebersetzung von Jeitteles 1824 Goethe wohl in die Hände gekommen sein mochte): aus wilder Felsgegend setzt Ludwig über den See nach der Insel wo das Kloster, mit dem Eingang zum Fegefeuer des h. Patricius im Hintergrunde, sich befindet. Vergl. z. B.:

Woge nach Woge spritzt . . . .

Wie tausend Bäche strahlend fliessen
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth . . . .

Das sind Bäume; das sind Felsen,
Wasserstrom, der abestürzt . . . .

mit:

Wie auch jetzt die Winde schweigen,
Regen sich die Wellen doch . . . .

Dorten stürzen rasch die Bäche
Von dem Felsen grauenvoll . . . .

Das kann aber sehr leicht nur zufällige Uebereinstimmung sein. Ohne Zweifel drücken die Verse des *Chorus mysticus*:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniss

dasselbe aus wie Calderons:

Nur ein Traum ist alles Leben.

Diese Vision emporschwebender Geister drängt sich an die Stelle eines Gedankens der meine Be-

trachtung über Calderon und Goethe abschliesse. Goethe schrieb an Knebel (13. Juni 1821) in Bezug auf Gries: „Ich bin dem Uebersetzer sehr verpflichtet, der Alles so treu und rein wiedergegeben, ich werde nicht ermangeln es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne.“ Wir versuchen nun unwillkürlich uns die in den letzten Worten enthaltene Vorstellung auszumalen. Wie möchten sich die Beiden verständigen, die durch tausenderlei entfremdet waren? Es ist das eine kindliche Frage, aber eben nur deshalb weil sie von der höchsten Weisheit den Schleier zu lüpfen wünscht. Wir können uns bloss mit dem mittelalterlichen Bilde helfen. Die Genien steigen aufwärts durch die neun Himmel, Stück für Stück löst sich das Irdische von ihnen ab. Jeder Planet nimmt seine Gabe zurück: noch unter dem Himmel des Mondes schwindet die schwere Rüstung der menschlichen Sprache dahin, die alles dichterische Streben einzwängt und niederzieht; Venus lässt die bunten Farben der Liebesflammen verbleichen; Mars ertödtet den kriegerischen Sinn der das eine Volk gegen das andere erbittert; Jupiter wischt die Gesetze aus die engen und flüchtigen Bedürfnissen entspringen; im Fixsternhimmel zerfliessen alle Verschiedenheiten des Glaubens, und endlich begegnen sich im Empyreum die reinen Entelechien, unverlöschliche Kräfte auf unverrückbare Ziele gerichtet. Wir aber vermögen solche Feuerströme nicht wahrhaft miteinander zu messen, deren Gluth und Glanz wir ja durch die dichte Hüllen hindurch mehr ahnen als erkennen.

## IX.

## G. G. Belli und die römische Satire.

Roms Denkmäler aus heidnischer und christlicher Zeit werfen einen dichten Schatten über die Menschen welche zwischen ihnen hausen, und deren Denken und Dichten. Nicht als ob das Augenfällige nicht vielfach, sei es durch Pinsel oder Stichel, sei es durch die Feder, festgehalten worden wäre; der Bettler an der Engelsbrücke, der Freitagsprediger im Colosseum, der Schreiber auf dem Campo de' Fiori, der Charlatan auf der Piazza della Rotonda, Campagnolen, Pifferari, Morraspieler, Karnevalsaufzüge, Kirchenfeste — dies sind alles wohlbekannte Bilder. Aber es sind eben nur Bilder; sie bleiben in gewissem Sinne todt, mögen sie auch noch so lebendig gezeichnet sein, wie auf jene Art von Pinelli oder auf diese von Gregorovius; auch sprechend ähnlich, schweigen sie doch immer. Aus Tracht, Haltung, Blick eines Menschen können wir Manches über ihn errathen; aber um ihn wirklich kennen zu lernen, müssen wir ihn reden hören. In diesem Sinn könnten in- und ausländische Romane oder Erzählungen uns weiter führen; indessen spinnen sich solche theils zwischen Personen der höheren und gebildeteren Klassen ab, theils sind sie mit nordischen Anschauungen und Gefühlen durchsetzt, theils arbeiten sie mehr oder

minder offenkundig auf einen bestimmten Zweck hin. So schrieb der talentvolle Jesuit A. Bresciani, übrigens ein Nichtrömer, dessen Name eng mit der *Civiltà Cattolica* verknüpft ist, unter dem Titel „Edmondo oder die Sitten des römischen Volks“ (zuerst in der genannten Zeitschrift gedruckt; dann besonders, Mailand 1864) im wesentlichen eine Bekehrungsgeschichte; es steht darin viel Wahres und Lehrreiches zu lesen, er verschweigt keineswegs die Gebrechen seiner Trasteveriner, und doch kommt es uns schliesslich vor als ob sie alle Heiligenscheine trügen, und ihr Thun und Treiben eitel Weihrauch wäre. Ueber dies alles verlangen wir von jedem Menschen seine eigene Sprache und seinen eigenen Stil; der Römer rede nicht deutsch, noch englisch, noch französisch, nicht einmal italienisch, sondern römisch, seine eigene Mundart, mit ihren eindringlichen Anreden, ihren leidenschaftlichen Ausrufen, ihren kühnen und derben Bildern, ihren treffenden sprichwörtlichen Redensarten und endlich ihren zahllosen *spropositi*, d. h. Vergewaltigungen fremder und fremdartiger Wörter oder Namen. Und darum glaube ich dass wir uns nirgendwie innigere Bekanntschaft mit den Römern, und zwar denen niederen Schlags, erwerben können als durch Vermittlung ihres Landsmannes G. G. Belli; er verfasste gegen 2300 Sonette in römischem Dialekt, von denen allerdings bei weitem noch nicht die Hälfte gedruckt existiert.*)

*) Etwa 800 Sonette, sämmtlich datiert, finden sich in den vier Bänden der *Poesie inedite di Giuseppe Gioachino Belli Romano. Roma, Tipografia Salviucci* 1865. 1866, von denen sie die zweiten Abtheilungen bilden. Diese elegante und sorgfältige Ausgabe hat der Sohn des Dichters, Ciro Belli besorgt.

Jedes dieser Sonette führt uns mitten in eine Volksscene hinein; jedes enthält entweder ein vollständig ausgeführtes Zwiegespräch oder die ungleichmässige Skizze eines solchen, indem zwischen der Rede einer Person die Gegenreden einer (selten mehrerer) andern zu ergänzen sind, oder endlich nur das Bruchstück eines solchen. Dies ist das Gewöhnliche; oft ist der Ansatz an das Vorhergegangene, am liebsten in einer lebhaften Frage, deutlich erkennbar (z. B. „Diese Stiefeletten zu weit? Nun, ich arbeite für so Viele..."), immer aber, auch bei ganz objektiven und abgeschlossenen Mittheilungen, ist die Beziehung auf den (oder die) Zuhörer entweder offen ausgesprochen oder schimmert in den Worten durch, sei es auch nur in einem dem Anfang eingeflochtenen *dunque*. Welche ausserordentliche Mannigfaltigkeit allein in den vorliegenden Sonetten! Wir werden durch ganz Rom geführt, kreuz und quer, Trepp' auf und Trepp' ab; doch wie verschieden ist unsere Wanderung von der des Don Cleofas: wir brauchen keine Magie um in das Innere der Häuser und der Herzen einzudringen, ja umgekehrt, wollten wir ganz diskret sein, so müssten wir uns oft geradezu die Ohren zuhalten. In erster Linie wird das besprochen was im Kreise der Familie, der Nachbarn, der Bekannten, was im täglichen Handel und Wandel vorgeht: Kindererziehung, Heirathen, Rechtsgänge, Krankheiten, Todesfälle; wir werden in die verschiedenartigsten Verhältnisse eingeweiht und mehr mit den Fehlern als mit den Vorzügen der Mitmenschen vertraut gemacht; Essen und Trinken, die Wetterfrage, Vergnügungspartien, Theater, Spiele, besonders das Lotto, welches die Römer in einer beständigen Zahlen-

jagd erhält, erfahren gebührende Berücksichtigung; abergläubische Vorstellungen drängen sich in Rath, Warnung, Deutung vor: der Schrei des Käuzchens auf dem Dach, verschüttetes Salz, Heirath am Freitag, die einer geliebten Person gereichte Stecknadel bringen Unglück, Schlangen verzaubern die Kugeln in den auf sie gerichteten Flinten, Hexen reiten zum Nussbaum von Benevent, Werwölfe treiben sich in regnerischen Nächten ausser dem Hause herum. Etwas spärlich gesäet, neben diesen vielen persönlichen Interessen, ist die Theilnahme an alter und neuer Geschichte, an den Denkmälern der Stadt und an modernen Erfindungen, so den Gänsen des Kapitols und der Einnahme von Algier, dem Standbilde des Mark Aurel und der Elektrisiermaschine, wobei zu den erwähnten *sproposiți* des Ausdrucks sich die *sproposiți* der Anschauung gesellen. Zu einer freieren und höheren Betrachtung findet natürlich kein Aufschwung statt; ein Fuss wenigstens steht immer in dieser römischen Kleinwelt.

Dieses Geplauder, Geklatsch, Gezänk, diese Insinuationen, Jeremiaden, Zornausbrüche, kurz alle die Ausdrücke der verschiedensten Stimmungen hat Belli im eigentlichsten Sinn auf der Strasse aufgelesen; er hat das Volk auf den Plätzen, in den Kneipen, in den Theatern, in den Omnibus belauscht und kopiert. Diese volksthümliche, derbe Prosa aber fügt sich in den Rahmen der künstlichsten Dichtungsform ganz zwanglos ein; kein Wort scheint überflüssig, keines zu fehlen, die Wortstellung ist vollständig natürlich. Belli war sich dessen was er geleistet hat, wohl bewusst; er selbst sagt, Versmass und Reim müssten nur wie zufällig aus der freien Redeverbindung hervorgehen,

dergestalt dass die Verse nicht sowohl Eindrücke zu erregen als Erinnerungen zu wecken schienen. Diese Arbeit wird übrigens unserem Dichter mit ausserordentlicher Leichtigkeit von der Hand gegangen sein; finden wir doch unter den gedruckten Sonetten fünf, sechs, sieben von einem Tage. Wie schwerfällig nehmen sich dagegen die Sonette und Ottaverime aus die vor ihm in römischer Mundart verfasst wurden, von G. Berneri an, dem Dichter des *Meo Patacca*, der, beiläufig gesagt, auch Scenen des römischen Volkslebens in lateinischen Distichen behandelte.

Der kulturhistorische Werth der Belli'schen Sonette ist ein absoluter. Ist darum Bellis dichterisches Verdienst geringer? Sicher nicht. Man wird sagen, er sei nicht original. Aber seine Erzeugnisse erinnern an nichts vor ihm Geschriebenes, sie erinnern nur, und zwar täuschend, an das Leben, und gibt es denn einen besseren Poetenspruch als den: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben"? Hat er denn etwa stenographiert? Es würden schwerlich Sonette herausgesprungen sein. Diese sind aber auch keine Mosaik, nein, aus einem Gusse. Gerade die Treue der Darstellung setzt eine nicht zu unterschätzende Geistesthätigkeit, ein bedingtes Schaffen voraus. Das was Belli wirklich hörte, eröffnete ihm die Perspektive auf das was im Munde des Römers überhaupt möglich war, er erweiterte das Gegebene mit strengster Konsequenz und entwickelte seine eigenen Kräfte, ohne je den Kreis echtrömischer Denk- und Ausdrucksweise zu überschreiten. Eine solche *rudis indigestaque moles* wie das Stimmengeschwirr einer grossen Stadt, zu Kunstgebilden umzugestalten, das erfordert einen Dichter. Ein Dichter ist Belli, und

vielleicht ein bedeutenderer als mancher hochgefeierten Namens; ich kenne keinen der seiner wunderbaren Natürlichkeit nur nahe käme; freilich sind seinem Ruhm enge Grenzen gesetzt durch die Art desselben.

Von den Sonetten ist allerdings das Tragische, das Tiefergreifende ausgeschlossen; eine Ausnahme bilden die drei zusammengehörigen „Die arme Mutter“ (30. Nov. 1832), die auch eigentliche Monologe sind. Allein auch so, bei dem reichen bunten Stoff, erwartet der Deutsche eine stärkere Abwechslung des Vortrags, wenigstens zwischen Erquicklichem und Unerquicklichem; in wie viel Tonarten, der behaglichen, der jauchzenden, der elegischen u. s. w., würde sich nicht eine solche Inscenierung eines Volkstypus auf deutschem Boden abspielen? Diese, wenn wir so sagen dürfen, Eintönigkeit — eine grössere vielleicht noch befremdet den Nordländer im Volksgesang — kommt nicht auf Bellis Rechnung, sondern auf die des römischen Charakters, oder vielmehr sie wurzelt in südlicher Lebensweise. Arbeit und Vergnügen, Ernst und Scherz stechen dort nicht so voneinander ab wie bei uns; die dicken Striche die wir zwischen unsern Tagesstunden ziehen, die innere Umstülpung die wir zugleich mit dem Wechsel der Kleider vornehmen, ist dem Römer unbekannt. Eben diese Janusköpfigkeit, sowie — womit sie eng zusammenhängt — unser hastiger Eifer machen uns dem Römer unbegreiflich und wunderlich; er nennt uns *stravaganti*.

Noch ein anderer Gegensatz romanischer zu germanischer Natur bietet sich uns dar, wenn wir die Fassung der Belli'schen Gedichte erwägen. Welcher Deutsche hätte für einen ähnlichen Zweck durch so

viel hundert Gedichte hindurch den Dialog gewählt? Wir sind reflexiv, die Romanen impulsiv; wir lieben es einsam, jene in Gesellschaft zu denken; wir wollen unsere Kreise nicht stören lassen, jene wollen beständig gestossen sein, als ob schon die blosse Berührung den elektrischen Funken erzeuge; daher Schweigsamkeit bei uns fast, bei jenen durchaus nicht eine Empfehlung ist. Kurz, die Bedeutung des Gesprächs oder, wenn wir den romanischen Ausdruck vorziehen, der Konversation ist eine verschiedene; während bei uns im Gespräch (und nicht am wenigsten in den Calembourgs) die Früchte des Nachdenkens an den Tag zu treten pflegen, pflegt den Romanen vielmehr als Frucht des Gesprächs das Nachdenken zu erwachsen. Sie begünstigen entschieden die mäeutische Methode; eingestandenermassen führen unzählige Werke ihrer Litteraturen auf mündliche Unterhaltung ihren bestimmten Ursprung zurück, und die dialogische Darstellung philosophischer und überhaupt wissenschaftlicher Untersuchungen ist recht eigentlich romanisch. Ja die Litteratur im Grossen und Ganzen spiegelt dieses Verhältniss ab: wie die diesseitige Bodenbeschaffenheit dem Anbau des Romans und des Lustspiels sich nicht besonders günstig erwiesen hat, so ist jenseits die Lyrik nicht gediehen, oder ist doch aus ihrer eigentlichen Art geschlagen. Zur Rede überhaupt sind jene anders befähigt als wir, man vergleiche nur z. B. die frische Innigkeit und altkluge Eindringlichkeit der kleinen Weihnachtsprediger welche in Araceli oder S. Francesco a Ripa ein keineswegs ruhiges Publikum um sich versammeln, mit dem verschämten und weinerlichen Herstammeln oder ausdruckslosen Herleiern

unserer gleichaltrigen Geburtstagsgratulanten. Der rhetorische Charakter des Lateins, *pompa sermonis Romani*, hat sich bis auf den heutigen Tag ungeschwächt erhalten; freilich erscheint er in Spanien, in Italien, in Frankreich verschieden gefärbt, und besonders gross ist der Abstand zwischen dem ernsten Pathos des Kastilianers und dem gallischen Hahnenschrei.

Doch kehren wir von dieser Abirrung auf unseren Pfad zurück. Der Römer (oder allgemeiner der Romane) theilt unsere Freude an Wald- und Feldidylle nicht, er klebt an den Mauern und liebt menschliche Stimmen um sich; er setzt sich beständig zu Andern in Beziehung, und wenn nicht mit Seinesgleichen, so redet er mit der Madonna oder seinem Schutzheiligen, oder lässt sich zu seinem Saumthier herab, wobei die ausgetheilten Prügel als *argumenta ad belluam* gelten, oder endlich er fingiert Zuhörer. Daher musste Belli, wollte er uns den Römer vorführen wie er leibt und lebt, die Form der Darstellung wählen die er in der That gewählt hat. Sie trägt allerdings dazu bei die Uebertragung der Sonette zu erschweren; viele der römischsten sind geradezu unübersetzbar. Dennoch versuchen wir es, indem wir hinter der Energie des römischen Ausdrucks zurückbleiben, im Folgenden einige Proben seiner Manier zu geben; wir wiederholen, er erhebt zunächst nur den Anspruch uns treue Bilder des Lebens zu zeigen.

Die Begegnung mit dem Todtengräber (21. Jänn. 1843). Meister Santi! ..... seh' ich recht? — O Herr Pasquale! — Guten Abend. — Danke schön, guten Abend. — Wie steht's mit deinem Bruder? — Er ist auf der Galeere. — Der arme Teufel!

Und deine Frau? — Im Spital. — Gehen die Geschäfte gut? — Ach, schlecht gehen sie. — Und seit wann? — Seit der Zeit der Cholera. — Ich höre, sie soll wieder kommen. — Man hofft's. — Ein Doktor hat mir's gesagt. — Und mir ein Apotheker. — Wie viele diese Woche? — Ach, kaum zwei. — Und die vorige? — Ist gar nichts gemacht worden. — Und die vorhergehende? — Ein Einziger; dass seine Seele verdammt sei! — Nun, so wechsele doch mit dem Kirchspiel. — 'S ist verlorene Zeit. — Was sagt denn aber der Pfarrer dazu, Meister Santi? — Der sagt wie ich: es geht nicht wie's gehen sollte.

Der beherzte Bürgergardist (25. Apr. 1837). Ich sage dir, wir befinden uns mitten in einem Wald, Caterina, und nicht in einer Stadt hinter den Mauern. Glaubst du wohl dass sie mich gestern Morgen bei San Bonaventura angefallen haben? Ich und Furcht? Wo denkst du hin? Donnerwetter! Ein einziger Kerl sollte mir Furcht machen? Ohne Montur hätte er mich treffen sollen, und dann hätte ich's mit einem ganzen Dutzend aufgenommen. Als er so auf mich loskam, da wurde ich ganz roth vor Wuth; aber was willst du? ich konnte mich nicht vertheidigen. Büchse und Säbel und Bajonett, mit der ganzen Batterie von Hindernissen auf dem Leib, was konnte ich da anfangen, ich bitte dich ums Himmels willen?

* * *

Durch die Sonette weht ein mehr oder minder satirischer Hauch, und manche, wie das letzt übersetzte, das sogar in Falstaffs Munde sich nicht übel

ausnähme, können geradezu als Satiren gelten. Unter den Sonetten aber die Belli überhaupt gedichtet hat, befinden sich eine nicht geringe Anzahl Satiren höherer Ordnung, denen, dank der römischen Censur, die Aufnahme in die Salviucci'sche Ausgabe versagt war. Sie liefen lange Zeit mündlich und handschriftlich um, was eine Menge von Varianten, d. h. meist Entstellungen, nur ausnahmsweise glückliche Abänderungen erzeugte, und wobei viele Sonette anderer Verfasser die Belli nachgeahmt hatten, unter dessen Namen eingeschmuggelt wurden. Ein paar in jeder Beziehung mangelhafte Sammlungen solcher Sonette erschienen ausserhalb Roms, ich denke zu Livorno und Neapel. Neuerdings hat Prof. Luigi Morandi in Spoleto, Dichter und Herausgeber der Rivista *L'Umbria e le Marche*, sich dieser misshandelten Kinder angenommen. Er veröffentlichte zuerst 29 dem Belli zugeschriebene *Sonetti satirici* 1869 zu Sanseverino (Marche), indem er ihnen einen *discorso intorno alla satira a Roma, ai sonetti e alla vita del Belli* vorausschickte (dieser ist auch abgedruckt in der *Rivista contemporanea nazionale italiana* Jahrg. XVII, 1869, Bd. LVI). Dazu wurden im 2. Jahrg. (1869) der *Umbria e le Marche* andere Sonette nachgetragen. Im folgenden Jahr kamen zu Florenz bei Barbèra heraus 200 Sonette Bellis, mit jener verbesserten und erweiterten Abhandlung. Diese elegante und mit dem Bildniss Bellis geschmückte Ausgabe, die wir allen Theilnehmenden empfehlen, enthält zwei Abtheilungen: die erste „Sonette die sich in der Volksüberlieferung erhalten haben", die zweite „Sonette die aus der römischen Ausgabe ausgewählt sind". In Betreff jener sagt Morandi (S. 59): „Ich habe sie fast alle aus

dem Munde von Personen gesammelt welche sie mehrmals vom Verfasser selbst gehört hatten. Doch habe ich deshalb nicht verabsäumt auch viele der kleinen handschriftlichen Sammlungen die durch ganz Italien cirkulieren, und die mehr oder weniger Sinnlosigkeiten enthalten, zu Rathe zu ziehen.“ Unter den 70 Sonetten von Morandis erster Abtheilung begegne ich 19 der römischen Ausgabe mit meist nur unbedeutenden Abweichungen. Die übrigen, deren Kern die 29 der Ausgabe von Sanseverino bilden (nur eines davon tritt hier, XXX, in ganz verschiedener Gestalt auf), haben einige unter sich welche nicht erweislich oder erweislich nicht von Belli sind. Allerdings ist es Morandis Absicht gewesen auch die besten der pseudo-Belli'schen Sonette mitzutheilen. Doch finde ich die Aufnahme der drei letzten, oder wenigstens der beiden letzten, die nach Bellis Tod (1865) und keineswegs in seinem Geiste von F. F. gedichtet sind, durchaus ungerechtfertigt, wenn auch wegen der politischen Tendenz, besonders wegen des rothen Garibaldihemds, begreiflich. Morandi hat sich, von einigen Accenten und Apostrophen abgesehen, in der Orthographie streng an Bellis eigenes, in der römischen Ausgabe befolgtes System gehalten. Es ist das Beste was er thun konnte, solange nicht eine gleichmässige Schreibung aller italienischen Mundarten auf wissenschaftlicher Grundlage eingeführt ist. Er hat auch in gleicher Weise wie Belli den Sonetten sachliche und sprachliche Bemerkungen beigefügt die das Verständniss erleichtern; ausserdem auch Varianten.

Die in Rom nicht zum Drucke gekommenen Sonette waren dort verpönt aus politischen, aus religiösen oder

aus moralischen Gründen. Von denen der letzten Kategorie, die über hundert zählen, gibt Morandi (einige sind freilich überhaupt nicht druckbar) nur wenige. Wir wollen uns hier nur mit denjenigen Sonetten beschäftigen welche gegen Regierung und Glauben gerichtet sind, also, da in Rom Thron und Altar für untrennbar angesehen werden, unter dem einen Namen politischer Satiren zusammengefasst werden können.

In einigen wird ein bestimmter Papst lächerlich gemacht. So wird die klägliche Rolle geschildert die Pius VII. bei der Krönung Napoleons I. spielte (LVIII). Morandi erwähnt in einer der Anmerkungen dass, als der Papst bei seiner Rückkehr die Getreuen Napoleons verfolgte, diese beiden Verse entstanden:

*Ma, santo Padre, in cosa abbiam peccato?*
*Voi l'avete unto, e noi l'abbiam leccato.*

Oefter dient Gregor XVI. zur Zielscheibe; so wird in IV seine Furchtsamkeit verhöhnt (1831 schwebte er in beständiger Angst vor Revolution); über seine Hinterlassenschaft berichtet XXVII und schliesst mit der Angabe dass der Kredenzmeister Seiner Heiligkeit (die gern becherte) allein an leeren Flaschen 26,000 Scudi gewonnen habe; XXVIII führt, als Gegenbeweis gegen die Behauptung dass der Tod Gregors die Römer gleichgültig lasse, alle offiziellen Trauerbezeigungen an, tröstet aber damit dass für den zu erwählenden Papst so viele Gregore in der Pflanzschule sich befänden, d. h. dass jedenfalls der neue Papst seinem Vorgänger vollkommen gleichen werde. Andere Sonette geisseln das Papstthum im allgemeinen, hauptsächlich in seinen Funktionen; bemerkenswerth ist XXXVIII: „Die Beschäftigung des Papstes".

Nicht besser kommt die übrige Geistlichkeit weg. Die Kardinäle erscheinen als rothbekleidete Nullen (XXXII u. s. w.). Vom Conclave wird in XXXV mit Hülfe des Bocciaspiels ein klares Bild entworfen. Den Hochmuth der päpstlichen Palastgeistlichen trifft XLII. *Sicche iture addastra*, d. i. *sic itur ad astra*, ist das Sonett XXX betitelt, welches den hierarchischen Ehrgeiz schildert; jeder denke daran höher zu streben, der Papst aber sich's wohl sein zu lassen. Man vergleiche damit das folgende, welches schliesst: „Jeder Abate, kaum ist er Abate, ist jetzt *ipso facto* Abate und Monsignore."

Ein Punkt der nicht unberührt bleiben konnte, ist der Geldpunkt. Vom Ablass war schon die Rede. Heirathen ist auch nicht immer billig. Tobia Schiatti, der seine Cousine Annamaria heirathen will, bekommt einen sehr begreiflichen Schrecken, als er erfährt dass der Dispens 698 Scudi 46 Bajocchi und 3 Quattrini kostet (XLIV). Ein Sonett „Der heilige Kramladen", welches sich nicht bei Morandi findet, und wohl auch schwerlich von Belli stammt, obwohl es seinen Namen trägt, führt aus dass der Priester bei jeder Gelegenheit seinen Verdienst haben wolle: man müsse zahlen wenn man getauft werde, wenn man heirathe, wenn man sterbe, ja noch im Jenseits um aus dem Fegefeuer ins Paradies zu kommen.

Den Sprung zur päpstlichen Finanzwirthschaft wird man nicht übermässig finden. Während der Regierung Gregors XVI. wuchs die Staatsschuld um 27 Millionen Scudi, und besonders war davon die Unfähigkeit des Schatzmeisters Tosti die Ursache. Er schloss mit Rothschild eine Anleihe von einer Million zu 65 Procent ab. Darauf beziehen sich die Sonette VIII und IX.

Nur das erstere ist sicher von Belli; seine beiden Terzinen lauten auf deutsch: „Es ist wahrlich ein grosses Wunder Gottes dass, um die Kirche zur Rettung zu führen, er das Herz eines Juden gerührt hat. Der Papst hat das Sakrament ausstellen lassen, um dem gütigen, gnadenreichen Jesus zu danken dass er uns zu 61 Proc. gerettet hat."

Drohende Unzufriedenheit mit der Regierung im allgemeinen athmet das Sonett XLVII, dessen Ueberschrift daher mit Recht lautet: *'N odore de rivuluzzione.* Aber in LVI: „Die Verleumdungen gegen die Regierung" kann ich nur eine nach unten gerichtete Satire erblicken. Man messe der Regierung die Schuld bei wenn das Brot theuer sei, wenn man im Winter nichts habe um sich zu wärmen, wenn mit einer Zahl in einer Terne ein Versehen vorkomme, wenn man von einem Hunde gebissen werde, wenn die Musik im Theater schlecht sei, wenn zu Epiphanias zu grosser Lärm gemacht werde, wenn die Leute sich prügeln; schliesslich werde es ein Verbrechen der Regierung sein wenn die Wirthe nichts taugen, oder wenn der Pfannenbäcker das Fritto verbrannt habe.

Ganz allgemein gehalten, etwas im Giusti'schen Geschmack, ist XL: „Der Despotismus"; ein König schickt den Henker mit einem Edikt in welchem das *Car tel est notre plaisir* auf die roheste Weise umschrieben wird, aus, um das Volk um seine Meinung darüber zu befragen, und Alle antworten: „Es ist wahr! es ist wahr!" Daran klingt in seinem Schlusse das Sonett X (aus dem Jahre 1833, vom Grafen G. Giraud, bekanntem Lustspieldichter) an; dem Dom Miguel wird der Rath ertheilt: „Drucke ihm (dem Volk) einen

schönen Amnestieerlass und Tags darauf hänge sie Alle zusammen.“

Einige Sonette betreffen den Missbrauch religiöser Handlungen seitens des Volkes, den absichtlichen wie den naiven. Einem der sich beschwert kein Glück zu haben, wird angerathen fleissig zur Kommunion zu gehen, sodass es der Pfarrer und der Präsident (des Stadtviertels) erfahre, jeden Morgen die Messe zu hören, im Caravita (Oratorium der Jesuiten) Rosenkränze abzubeten und sich ein wenig auf einen gewissen Theil zu geisseln; dann werde er sehen wie er vorwärts komme (XLVI). Ein Diener sendet ein rührendes Gebet zur hl. Jungfrau empor, sie möge seinen Herrn, der ihm in jeder Krankheit versprochen habe einen Gnadensold zu hinterlassen, baldigst zu sich nehmen (XLIX). Noch stärker als hier tritt die Aeusserlichkeit des Christenthums in LX hervor. Ein Trasteveriner gibt seinem Sohne folgende Lehren: sich nicht gegen seinen Vater aufzulehnen, sich nicht unterkriegen zu lassen, einen Schlag sofort mit zweien zu erwidern, wenn jemand ihn hofmeistern wolle, ihm mit derben Worten den Weg zu weisen, wenn er einen Mezzo in Morra oder Boccia ausspiele, ordentlich zu trinken und den Andern keinen Tropfen drin zu lassen und endlich, da es auch ein gutes Ding sei Christ zu sein, in der Tasche immer das Agnusdei, das Messer und den Rosenkranz zu tragen. Allerdings eine hübsch gemischte Gesellschaft! Schliesslich fällt die Schuld dieser Auffassung indes auf die Geistlichen und auf das System zurück; es wird zu wenig auf den Kern und zu viel auf die Schale gegeben. „Im ganzen haltet euch an Worte!“ Und wenn es nur immer

italienische wären, aber dazwischen werden so viele lateinische ausgestreut dass Missverständnisse geradezu nothwendig werden. In einem solchen an sich freilich unschuldigen gipfelt LV: „Gott hat ihn nicht erschaffen um das Evangelium zu erklären, diesen Herrn Pfarrer Don Petronio! Ein bisschen länger, und ich schlief ein, Herr Antonio, trotzdem dass es in der Kirche war, es fehlte nur ein Haar daran. Was weiss ich was er Alles durcheinander gerührt hat! Die Welt, den Himmel, die Hölle, das Fegefeuer, die Ehe, die Pharisäer, die Schafe, den Teufel, das Wasser, den Wind, den Nebel, die Hitze, den Frost .... Und dann, um diesen Salat zu würzen, nach jedem zweiten Worte gehustet, geräuspert, gespuckt und geschrieen: *Serva mandata!* Aber wer ist diese Magd? wer schickt sie her? wohin geht sie? was will sie? wann ist sie gekommen? wie heisst sie: Lia, Stella, Susanna? ..."

Ziemlich unverfänglich ist endlich XLVIII. Fürst Torlonia hat eine Anzahl Kamele kommen lassen, um sie als Lastthiere zu gebrauchen. Der Papst fragt ihn ob es denn dazu nicht Pferde, Maulthiere, Esel gebe? „Ja, heil'ger Vater, gewiss gibt's die (soll er ihm geantwortet haben); aber Gott hat die Kamele für die Wüste erschaffen" (*vvô li camèi pe' bbazzicà er deserto*). Ich weiss nicht ob die Verödung der Campagna und auch Roms auf die hier hingezielt wird, der verwundbare Fleck ist, oder ob man daran Anstoss nimmt den Papst in einem solch scherzhaften Gedichte redend, und noch dazu in römischer Mundart, eingeführt zu sehen.

Wir sind weit davon entfernt alle diese Sonette ihrem Inhalt nach zu billigen; einige davon sind offen-

bare Blasphemien. Belli bereute es auch später sie geschrieben zu haben. Er suchte der verschiedenen Abschriften in welchen ein grosser Theil derselben in Rom verbreitet war, habhaft zu werden; viele verbrannte er; viele andere aber, mit Anmerkungen versehen, hat er, unter dem ausdrücklichen Verbot sie zu veröffentlichen, aber ebensowohl sie zu verbrennen, versiegelt hinterlassen. Hat hier eine jener römischen Bekehrungen deren Zahl Legion ist, ein plötzlicher Umschlag wie bei Boccaccio stattgefunden? Wir werden davon noch reden. Jedenfalls stand er schon in den engsten Beziehungen zu den Jesuiten, als er 1846 beim Tode Gregors die alte Stimmung an den Tag legte. Von den wenige Jahre darauf eingetretenen revolutionären Bewegungen hielt er sich ganz fern und begrüsste mit Freuden die Rückkehr des Papstes. Er wurde Mitglied der Gesellschaft des hl. Vincenz von Paul, übersetzte die Hymnen des römischen Breviers (1856 gedruckt und dem Papste gewidmet) und dichtete gegen die modernen Ideen.

Von Bellis italienischen Poesien waren zuerst zwei Bände (1839, Rom, Salviucci; 1843, Lucca, Giusti) erschienen. Wir kennen nur diejenigen welche in den ersten Abtheilungen der vier nach seinem Tode gedruckten Bände enthalten sind, und die meistens aus den 50er Jahren stammen (die römischen Sonette ebendaselbst gehören meist den 30er Jahren an). Aber schon sie beweisen uns dass Belli auch frei aus sich heraus zu schaffen wusste; sie sind voll Mark und Feuer, in reicher und eigenthümlicher Sprache abgefasst. Neben der heiteren Satire, die sogar zum harmlosen Scherz herabsinkt, tritt uns hier, und zwar gerade

da wo es gilt den Geist politischer und religiöser Neuerung zu bekämpfen (man lese besonders seine Briefe in Terzinen: „Die Wissenschaft", „Die Erziehung", „Die moderne Civilisation" u. s. w.), die bittere Satire entgegen, d. h. zunächst die in Bitterkeit erzeugte; denn nicht immer verwundet ihr gezwungenes Lachen mehr als das offene Lachen jener. Ich verweise übrigens auf Bellis eigenes Gedicht über den Sarkasmus (I, 47—54).

Es gibt Leute die den Belli in zwei Persönlichkeiten spalten, eine liberale und eine reaktionäre, welche jene vergöttern und von dieser nichts wissen wollen; doch auch zugegeben dass sie thatsächlich Recht haben — wird denn ein Mensch nicht gerade durch seine Gegensätze und Wandlungen zunächst merkwürdig, dann aber auch erst erklärlich?

* * *

Belli also ist Satiriker. Ist er es aber ganz ebenso in seinen römischen wie in seinen italienischen Gedichten? Ich denke, nein. Der Italiener, in seiner ganzen Litteratur kann man es spüren, besitzt einen starken Hang zur Satire: den stärksten der Römer, und seine Sprache ist von spöttischen und beissenden Ausdrücken und Wendungen gesättigt. Als Darsteller des Römers, in seiner schneidigen Mundart redend, musste Belli satirisch sein; in seinen italienischen Gedichten ist er satirisch auf eigene Hand, mit bestimmter Tendenz, ist er im eigentlichen Sinne Satiriker. Man darf die römischen Sonette nicht auseinander reissen, die politischen (obwohl einige von ihnen nicht auf einem Dialog beruhen) nicht von den andern hinweg

in ein besonderes Licht rücken; sie sind alle eines Geistes Kinder. Diese Satiren sind nicht aus Belli, sondern aus dem römischen Volk entsprungen. Hätte dieses, oder hätten Einzelne aus ihm, nicht so gedacht, so gesprochen, Belli würde nie so geschrieben haben. Manches freilich war im Munde des niedern Römers ernst, wurde aber fast unwillkürlich — durch ein wenig stärkeres Auftragen oder überhaupt nur durch die litterarische Fassung — zur Satire. Allein den Eindruck machen entschieden sämmtliche Sonette Bellis: sein erster Zweck war das römische Volk zu schildern. Wo die verbotene Frucht politischer Satire dicht über seinem Haupte hing, da pflückte er sie, aber er kletterte ihr nicht nach. Wenn wir oben die politischen Sonette Bellis (und einiger Andern) nach den Angriffspunkten übersichtlich zu ordnen versuchten, so waren wir uns bewusst nichts weniger als in seinem Sinne zu handeln. Hier werden keineswegs die Gedanken eines italienischen Liberalen einem römischen Volksmann in die Feder diktiert. Ein Mann dem vor allem daran liegt zu rügen und zu geisseln, spitzt sich selbst seine Feder zu; siehe G. Giusti. Belli war nun in seinem späteren Leben äusserst bigott und reaktionär; damals als er die Sonette schrieb, war er es natürlich nicht. Aber, ich glaube, ebensowenig ein glühender Feind des Papstthums und des Katholicismus. Ich vermuthe bei ihm eine politische Indolenz wie sie in Rom von jeher so gewöhnlich gewesen ist. Die zwanzig Jahre die der Restauration vorausgegangen waren, und die ziemlich mit Bellis erster Jugendzeit zusammenfallen, hatten Rom zu stark mitgenommen um eine grosse Begeisterung für den Liberalismus zu

hinterlassen, andrerseits aber doch den Sinn für die Schwächen des Papstthums geschärft. Konnte sich von jenem Triebe des niedern Römers Alles zu satirisieren nicht auch eine Dosis bei dem gebildeten Römer vorfinden? Glich nicht etwa Belli ein wenig seinen Trasteverinern welche Hostie und Messer zusammen in der Tasche tragen, jetzt *mannaggia la Madonna!* rufen, und eine halbe Stunde später andachtsvoll zur hl. Jungfrau beten, vor dem Papste sich demüthig in den Staub werfen und im Aufstehen ein Witzwort über ihn auf den Lippen haben? Wir brauchen demnach keinen politischen und religiösen Glaubenswechsel Bellis vorauszusetzen; mit seinen Gedichten in der Hand dürfte sich nachweisen lassen dass er ganz allmählich — allgemein menschlichem Gesetze zufolge — ernster und peinlicher und schliesslich wohl auch verbittert wurde. Nach dem Auseinandergesetzten kann ich Morandi nicht Recht geben wenn er behauptet (S. 46 f.): „Aber in seiner Jugend hatte Belli noch ein höheres Ziel im Auge als das: das Leben und den Charakter des römischen Volkes zu zeichnen. Er war ein tiefer Kenner des verwickelten Organismus welcher sich päpstliche Regierung nennt, und in einer Reihe von satirischen Sonetten deckte er dessen Schändlichkeiten und Niederträchtigkeiten auf und geisselte sie erbarmungslos.“ Morandi hat seine ganze Aufmerksamkeit auf die Zielscheibe concentriert der jene Pfeile zufliegen; daher sieht er nicht von welcher Kerbe sie abspringen. Widmet er doch sein Buch „den Römern welche die erneute Schmach der alten Knechtschaft rächen werden“ (seitdem ist seinem heissen Wunsch Erfüllung zutheil geworden). Aber darin stimme ich

ihm bei dass, neben andern Umständen, wie der Erinnerung an die alte Grösse Roms oder vielmehr dem trügerischen Gefühl ihrer Fortdauer, das Papstthum ausserordentlich zur Blüthe der Satire in Rom beigetragen hat. Die Satire gleicht einer Pflanze die um so besser gedeiht je mehr sie mit Füssen getreten wird, oder, um auch ihre gefährliche Natur zu berücksichtigen, sie gleicht der lernäischen Schlange mit den nachwachsenden Häuptern.

Die römische Satire hat eine lange Geschichte, in der das Auftreten Pasquinos epochemachend ist. Pasquino ist der klägliche Ueberrest eines antiken Meisterwerks, einer Statuengruppe, deren Zerstörung von den Archäologen aufs tiefste beklagt wird; nicht von uns, weil wir ja sonst Pasquino nicht hätten. Dieser Pasquino nun musste, zuerst im eigentlichen, dann im figürlichen Sinn, alles auf sich nehmen was Rom an Bissigkeiten hervorbrachte. Aber, wie ich oben sagte, der Romane liebt den Dialog für jede Art von Kundgebung; es erschien daher angemessener und ergötzlicher dass der Stein nicht *motu proprio* spräche, sondern dass Feuer aus ihm geschlagen würde. Zu diesem Dienst erlas man den Marforio, einen ungeschlachten, gutkonservierten Gesellen gleichfalls aus Stein, den man in neuerer Zeit auf das Kapitol unter Schloss und Riegel gebracht hat, wahrscheinlich wegen der vielen indiskreten Fragen die er dem Gevatter Pasquino vorlegte. Zuweilen hat er selbst Anfälle von Witz bekommen, wie das mit manchem dummen Kerl der Fall ist der beständig mit einem geistreichen Freunde verkehrt. Hier Einiges aus den Unterhaltungen der beiden Kumpane, denen nichts Schlimmeres zu-

stossen kann als nicht belauscht zu werden. Als Sixtus V. seine Schwester, welche Wäscherin gewesen war, zur Herzogin erhoben hatte, fragte Marforio warum Pasquinos Hemd so schmutzig sei, und dieser antwortete: „Was kann ich thun? Meine Wäscherin ist Fürstin geworden.“ — Clemens VI. schickte grosse Summen Geldes nach seiner Vaterstadt Urbino. „Was machst du, Pasquino?“ fragte Marforio. „Ei, ich hüte Rom, dass es nicht nach Urbino gehe!“ — Zur Zeit der ersten französischen Revolution stellte Marforio die berechtigte Frage an Pasquino: „Ist es wahr dass die Franzosen alle Diebe sind?“ „Alle nicht, aber ein guter Theil (*buona parte*).“ — 1862, am Tage des hl. Petrus, hiess es dass man einige Wände in der ihm geweihten Basilika aus Mangel an Teppichen bloss mit buntem Papier bedeckt habe. Da man damals viel von der wahrscheinlichen Abreise des Papstes, wenn Rom italienisch würde, gesprochen hatte, so fragte Marforio: „Ist es wahr dass der Papst einpackt?“ „Sicher; siehst du nicht dass er St. Peter schon in Papier geschlagen hat?“ — Ich reihe daran noch einige nicht dialogisierte Proben römischer Satire, ebenfalls aus Morandi. Als von einem Papst der Tabak besteuert oder die Steuer darauf erhöht worden war, fand man eines Morgens am päpstlichen Palast die Inschrift: *Contra folium quod vento rapitur, ostendis potestatem tuam et stipulam siccam persequeris?* (Hiob XIII, 25) Der Papst befahl diese Worte stehen zu lassen und äusserte zugleich, es würde ihn freuen den Verfasser, der ein witziger Kopf sein müsse, kennen zu lernen. Sein Wunsch wurde befriedigt; denn Tags darauf war der Vers unterzeichnet: *Job.*

Hierauf liess der Papst aussprengen, er würde den Satiriker, wenn er sich enthüllte, ansehnlich belohnen. Jener aber, dem die Sache nicht ganz geheuer schien, fügte dem Namen *Job* nur das Wörtchen *gratis* hinzu. — Hier gleich noch ein Beleg für Citatengegenwart. Unter Gregor XVI. liess die Regierung eine riesige Fabrik am Hafen der Ripetta erbauen. Der Plan gefiel nicht, und man sagte, der Baumeister hätte eine hübsche Summe dabei unterschlagen. Es erschien ein Stich welcher den Tiber mit dem neuen Gebäude auf dem Rücken darstellte; darunter standen die Worte: *Supra dorsum meum fabricaverunt peccatores* (Psalm CXXIX, 3). Als dann dem ursprünglichen Grundriss ein Flügel angesetzt wurde, da kam wiederum Vater Tiber mit der Fortsetzung des Verses zum Vorschein: *et prolongaverunt iniquitatem suam.* — Am Feste des hl. Ignaz von Loyola hatten die Jesuiten in ihrer Kirche einen prächtigen Altar errichtet; über der silbernen Statue des Heiligen erblickte man Gott Vater, wie gewöhnlich von Stuck. Ein feines Herrchen sagte beim Herausgehen zu einer Dame: „Treten Sie ja in Gesù ein; da ist die Statue des hl. Ignaz von Silber und ein so schöner Altar dass selbst der himmlische Vater ganz versteinert darüber ist“ (*è rimasto di stucco*; wörtlich: „von Stuck geblieben ist“). — Auf den Papst Leo XII. wurde folgendes Epigramm gefertigt:

*Tre dispetti ci hai fatto, o Padre santo,*
*Accettare il papato, viver tanto,*
*Morir di carneval per esser pianto.*

Auch das Privatleben blieb nicht immer von der Satire verschont. Ein Advokat Namens Cesare heirathete ein etwas leichtsinniges Mädchen Namens

Roma. Am Tage der Hochzeit fand er einen Zettel an der Thüre mit der Warnung: *Cave, Caesar, ne Roma tua res publica fiat.* Er ersetzte denselben durch einen andern mit der Antwort: *Stulte! Caesar imperat.* Der Satiriker schrieb darunter: *Imperat? ergo coronatus est.*

Von den fremden Nationalitäten welche Rom heimsuchen, fordert zunächst die englische, als die fremdartigste, die römische Satire heraus; dann aber auch, und vielleicht in noch höherem Grade, die nächstverwandte, die französische. Denn ganz Unverständliches verletzt nicht; wo aber Berührungen stattfinden, da werden die Gegensätze um so stärker empfunden. Der Franzose ist den Mittel- und Süditalienern antipathisch, besonders den Römern, wegen seines unstäten lärmenden Wesens und seiner Unzufriedenheit mit Einheimischem und Landesüblichem. Dazu ist die französische Sprache in ihrem Accent vom Römischen so verschieden wie nur irgend etwas sein kann, und andrerseits gibt ihre Verwandtschaft mit dem Italienischen Anlass zu vielen lächerlichen Missverständnissen. Unter den weniger leichtfertigen Uebertragungen nenne ich folgende: *assai* (sehr) = *assez*; *brocca* (Krug) = *broche*; *disciplina* (ohne Zusatz: geistliche Disciplin, Busse, Kasteiung, Geisselung) = *discipline*; *loggia* (Balkon) = *loge* (vgl. Belli I, 332. 334. 384. II, 166. III, 287. IV, 348 der römischen Ausgabe). Trotzdem wohnt dem Römer eine wahre Wuth inne französisch zu sprechen und französische Wörter zu gebrauchen, und zwar bis zum Stiefelwichser herunter, der sein *Mosjù, vulè sirè?* ruft. So hört man in italienischer Rede *bonton* (die Gesellschaft in welcher der *bon ton* herrscht), *burrò* (*bureau*), *cadò, desèr, digiunè* (*déjeûner*), *tremò* (*trumeau*) u. s. w.

Manche Ausdrücke, wie *alò* (*allons*), sind schon sehr alt. Oft, auch auf dem Lande, hörte ich *toucher* für „anstossen", „zechen", wofür aber der Franzose selbst *trinquer* gebraucht; eine Frau sagt z. B. von ihrem Manne der seinen Rausch ausschläft: „Er hat *toucher* gemacht." Glücklicherweise ist unser deutscher Trinkerruf in dem *trinksvain* (früher auch *trinche lanze*, ebenso wie zu Neapel; für „trink, Landsknecht") gewahrt. An Spitznamen für den Franzosen hat es nie gefehlt. So hiess er im 17. Jahrhundert *Froscio*, welches auf ähnliche Weise aus *Francioso* entstellt ist wie *Tosto* aus *Todesco*. In letzterem Fall ist zugleich auf die Hartnäckigkeit und Zähigkeit der Deutschen angespielt (römisch bedeutet *tosto* „hart", und *todesco* „hartnäckig"). Merkwürdigerweise ist neuerdings die Bezeichnung *Froscio* auf den Deutschen übergegangen. Dann nannte man den Franzosen *Monsù* oder *Mosjù* (*monsieur*; jetzt für jeden Fremden), *Gianfutre* (nach dem beliebten Fluch), *Diton* (*dites donc*) und *Sor Tullèra*. Das Letzte gehört zu den zahlreichen Namen von unmöglicher Etymologie mit denen der Römer den auffälligen Eindruck den ihm eine Persönlichkeit macht, wiederzugeben versucht. *Tullero!* wird zuweilen als verächtlicher Ausruf gebraucht. Die Uebertragung auf die Franzosen wurde vielleicht durch den Namen des Gesandten Saint-Aulaire (vergl. Belli I, 366) angeregt. Zu alledem ist die politische Stellung der Franzosen zu Rom nicht geeignet sie daselbst beliebt zu machen. Dies gilt wenigstens seit der Zeit der ersten Republik; einem schon angeführten Wortspiel von damals füge ich noch ein anderes hinzu: *liberi legati alla francese* (Freie, französischem Gebrauche

zufolge gefesselt) für *libri legati alla francese* (Bücher mit französischem Einband). Dies rührt von dem Marionettenspieler Gaetanaccio her, der auch die ewigen Siegesbulletins Napoleons I. persiflierte, indem er Pulcinella, dessen Frau Vittoria heisst, vor seinem Hause durchgeprügelt werden und *Vittoria! Vittoria!* um Hülfe rufen lässt. Seitdem, vor zwanzig Jahren, die französische Republik der römischen Schwesterrepublik ein Ende gemacht hatte, betrachtete man die stehenden Okkupationstruppen auch nicht mit günstigen Augen und hing den Franzosen etwas an wo es ging. Als einst während des orientalischen Kriegs ein französischer Soldat auf Piazza Navona um Aepfel (*mele*) feilschte, bemerkte ihm die Obstfrau: „Freilich, vor Sebastopol habt ihr sie billiger" (*mele* heisst zu Rom auch „Prügel").

Morandi spricht den Wunsch nach einer möglichst reichen Sammlung römischer politischer Satiren aus; sie würden ein kostbares geschichtliches Denkmal sein. Ich theile vollständig diesen Wunsch und glaube dass man besonders die poetische Litteratur die bei Gelegenheit von Conclaven emporschoss, berücksichtigen müsste; es ist mir zufällig in den Bibliotheken Manches davon zu Gesicht gekommen, aber trotz meiner Bemühungen nicht eine sehr gepriesene Satire auf das Conclave von 1823 in römischer Mundart.

Einst gab es auch zwei satirische Zeitungen zu Rom, den *Don Pirlone* und den *Cassandrino*. Jene, obwohl ihr Titel ein Spitzname des Papstes ist, soll schon vor der Revolution entstanden sein, dann aber jede erlaubte Grenze überschritten haben, sodass die päpstliche Regierung auf den Besitz von Nummern

derselben strenge Strafe zu setzen für gut befand. Die andere hatte ihren Namen von dem Cassandro entlehnt, einer stehenden Figur des Marionettentheaters, welche in den zwanziger Jahren von einem gewissen Teoli so unnachahmlich dargestellt wurde dass sie als seine Schöpfung, die auch mit ihm unterging, betrachtet werden kann. Dieses Blatt war dem Papstthum günstig, und infolge dessen wurde sein Redacteur während der Republik getödtet, woran sich — *relata refero* — sogar seine Brüder betheiligten. Uebrigens dürften nicht die Witze und Wortspiele der Päpste selbst (auch Pius IX. ist den Calembourgs keineswegs abhold) vergessen werden; ich entsinne mich z. B. eines nicht übeln von Benedikt XIV. (wenn ich nicht irre), der einen Streit der Advokaten und Aerzte wegen des Vorrangs mit den Worten schlichtete: *Praecedant latrones, sequantur carnifices.*

Wenn aber Morandi (S. 34) meint, die politische Satire werde so lange in Rom gedeihen bis dasselbe vom Papstthum befreit sein werde, so erlauben wir uns dieses „so lange" als eine Minimalbestimmung zu betrachten. Der Römer ist nie um Stoff für seine Satire verlegen. Dass überdies nicht die ganze römische Bevölkerung bisher italienisch gesinnt war, weiss Jeder, dies deuten auch Ritornelle an wie:

*Fiore di fratta!*
*Cavour, per cucir troppo in fretta,*
*D'uno stivale ha fatto una ciabatta;*

oder:

*Fiore di margherita!*
*Una rapa, una zucca, una carota,*
*Fa la coccarda dell' Italia unita.*

Und wird nicht manche Neuerung ebensowohl, ja vielleicht noch mehr der römischen Satire zur Zielscheibe dienen als der alte Zopf? Es gibt seltsamerweise genug Leute welche die Büchercensur dem Steuerdruck vorziehen. Freilich, der Geldbeutel ist ungemein empfindlich und stösst gleich Schmerzensschreie aus, als ob er von Fleisch und Blut wäre. Daher die vielen poetischen Stossseufzer Neapels, wie:

*Napole mio, vì comme sì arreddutto*
— — — — — — — —
*Dimme, dimme chi è stato sto frabbutto*
*Che t'à menato nfaccia tanta prete?*
*Ah! . . . sì, ch'aggio caputo mo lo tutto:*
*Causa n'è stata ca tenie monete!*
*E mo che t'hanno tutto scortecato,*
*Che nne vonno da te cchiù chesta gente,*
*Pe farete morì cchiù disperato?*

Mein Neapel, wie bist du zugerichtet . . .
Sag' mir, sag' mir, wer ist der Schurke gewesen
Der dir so viel Steine ins Gesicht geworfen hat?
Ah! . . . ja, jetzt begreife ich Alles:
Es war deshalb weil du Geld hattest!
Und nun da sie dich ganz geschunden haben,
Was wollen sie noch von dir, diese Leute,
Um dich in grösserer Verzweiflung sterben zu lassen?

In der Luft der Campagna werden diese Seufzer einen salzigen Beigeschmack annehmen, sie werden sich in Satiren verwandeln. Pasquino, den einst Torquato Tasso vom Ertränktwerden rettete, wird auch jetzt nicht sterben; wir rufen: *Evviva Pasquino!* Es wird so viel Neues und Wunderbares über Rom hereinbrechen dass seine Säulen und Thürme wie Frage- und Ausrufungszeichen erscheinen werden. Alle die

Tausende und Abertausende von Barbaren die von jenseits der Alpen mit Schild und Schwert oder mit Sonnenschirm und Murray nach Rom gekommen sind, haben wenig an seiner Physiognomie verändert; sie haben den Schatten der Vergangenheit ihre Ehrfurcht bezeigt. Rom ist so eigenthümlich, so altitalienisch geblieben wie keine andere grössere Stadt Italiens. Anders aber wird es werden wenn Italien seine Bevölkerungen über Rom ausgiesst, wie dies eine Karikatur mit der Unterschrift: *Tutti a Roma!* darstellt. *Roma capomunni* ist nun *Roma capo d'Italia.* Aber während es einst Alle belehrte, wird es seine neue Würde damit beginnen von Allen in die Schule genommen zu werden. Das Charakteristische wird sich völlig verwischen. Und doch wird das moderne Rom neben der Ruine Rom und neben der Zwingveste Rom unendlich klein sein. Dem Rom das war — ich meine nicht bloss die Denkmäler (*sc.* imperatorischer und päpstlicher Tyrannei!), die ja bleiben werden, sondern vorzugsweise auch sein träumerisches Vergangenheitsleben — verdankt unser Norden so unendlich viele und grosse Anregungen dass es uns fast wie eine Wunderstadt vorkommt welche den politischen Anforderungen die an gewöhnliche Städte gestellt werden, nicht unterliegen dürfe. Aber Schwärmerei beiseite! Die Italiener mögen Recht haben Rom zu nehmen, wie Rom einst Italien genommen hat, und wir wünschen ihnen aufrichtig Glück zu diesem Besitz; nur mit schonender Hand, mit schonenderer als bei Neapel, vollziehe sich die Umkleidung dieser Nonne in das weltliche Gewand. Man erneuere gründlich und allmählich zugleich. Es nützt nichts bloss das Oberholz

abzutreiben; man muss sich Zeit nehmen und die Wurzeln ausroden, nur dann kann auf dem urbar gemachten Boden die neue Saat gedeihen.

Zum Schlusse sei nochmals Bellis gedacht. Morandi preist ihn vor allem als politischen Satiriker. Nun sagt er: „Die Satire ist eine Waffe die bei der Verwundung in Stücke springt; die Satiriker sind vom Volke vergessen wenn der von ihnen bekämpfte Feind unterlegen ist.“ Demnach ist Bellis Zeit jetzt um. Ich jedoch meine dass seine Zeit jetzt erst recht beginnt. Die römische Mundart, die seit Ablegung der volksthümlichen Tracht sich mehr und mehr verfärbt hat (besonders unter Einfluss des Schulunterrichts), wird nun ganz aussterben. Ebenso die römischen Sitten, der römische Charakter. Belli selbst sagt: „Ich habe beschlossen ein Denkmal von dem was heutzutage das römische Volk ist, zu hinterlassen.“ Dieses Denkmal wird jetzt zu Ehren kommen, man wird es studieren und Kommentare dazu schreiben.

## X.

## Eine portugiesische Dorfgeschichte.*)

In verdriesslicher Stimmung durchsuchte ich einmal, etwa vor zwei Jahren, meine Bibliothek nach etwas Zerstreuendem; es gerieth mir ein portugiesischer Roman „Die Mündel des Pfarrers“ von Julio Diniz in die Hände; ich legte ihn beiseite, ich blickte hinein, ich legte ihn wiederum beiseite, und endlich, da ich durchaus nichts fand was mir schmackhafter erschienen wäre, entschloss ich mich ihn zu lesen. Ich las ihn mit wachsender Spannung bis zu Ende; die Vorrede, welche ihn als eine Perle der portugiesischen Litteratur bezeichnet, sagte mir dann nichts Neues mehr. Dass ein erbärmlicher Zufall mich mit dieser Perle bekannt gemacht hatte, das regte mich an die Aufmerksamkeit Anderer auf sie hinzulenken, besonders nachdem ich vergewissert worden war dass noch keine deutsche Uebersetzung davon bestand. Der Vorsatz hatte das Schicksal der meisten Vorsätze. Jetzt da ich das Büchlein dem Buchbinder übergeben will, durchblättere ich es von neuem, und von neuem bin ich gefesselt und erfreut. Der zweiten Mahnung leiste ich Folge, nicht ohne die Besorgniss vergeblicher

*) *As pupillas do snr. reitor. Chronica da aldeia. Por Julio Diniz. Porto 1866.* (Leipzig, Brockhaus 1875.)

Mühe. Werde ich dem herrschenden litterarischen Geschmacke etwas anbieten was ihm zusagt? Derselbe hat eine entschiedene Richtung auf die pathologische Anatomie; bei der Lektüre manches modernen Romanes wird es uns zu Muthe als ob wir einer Sektion beiwohnten. Der Meister tritt heran; mit raschen, sicheren Schnitten öffnet er die menschliche Brust, klappt Hülle um Hülle zurück und zeigt uns die feinsten Fasern, Adern, Nerven, wie sie sich dehnen, sich pressen, sich aufblähen, wie sie zusammenkrampfen, zerreissen, verknöchern. Dann wirft er das blutige Skalpell weg und lässt uns allein vor der zerfetzten, zuckenden Masse; wir fühlen ein Zusammenschnüren unter den linken Rippen und besinnen uns dass wir da ein ebenso krankes, jämmerliches Ding tragen, dem wir zurufen möchten:

*Assai*
*Palpitasti. Non val cosa nessuna*
*I moti tuoi!*

Arzt war Julio Diniz, und deshalb vielleicht dachte er nicht bloss ans Secieren, sondern auch ans Heilen; krank war er (eine Lungenschwindsucht raffte ihn frühzeitig dahin), und deshalb vielleicht träumte er Gesundheit. Der Himmel den so viele Romandichter über ihre Personen ausspannen, ist der eines trüben, nordischen Tages; von einem grauen, unbeweglichen Hintergrunde hängen dunkle und dunklere Wolken herab, deren letzte wehende Fetzen unsere Häupter zu streifen drohen; hinter diesem Himmel ahnt man die Sonne nicht. Auch bei Julio Diniz finden sich Wolken; unter der Mittagsschwüle ballen sie sich zusammen, aber immer bleiben sie von goldenem Scheine

umsäumt, und schliesslich zertheilen sie sich, lösen sich auf in die unendliche Bläue des Aethers. „Daran erkennt man den Lungensüchtigen“ — werden unsere „Gesunden“ sagen — „dieses Hoffen auf eine unmögliche Genesung, diese Visionen von Glück und Frieden sind die sichersten Krankheitssymptome.“

Julio Diniz lässt den Vorhang über einer Kinderliebe aufgehen. Der kleine Daniel leistet der kleinen Margarida Gesellschaft, so oft er es unbemerkt kann; er unterrichtet sie im Lesen und singt mit ihr das Lied von der Ziegenhirtin; er verspricht sie zu heiraten. Die Beiden werden getrennt; ihre fernere Geschichte hat wenig Aehnlichkeit mehr mit der von Flor und Blancaflor. Margarida zwar hört nicht auf an den Gespielen zu denken; er jedoch vergisst sie in der Fremde, und nachdem er sich als Arzt in seinem Heimatsorte niedergelassen hat, bekümmert er sich nicht um sie. Sein Herz ist empfänglich, seine Sinne sind stürmisch, der Jüngling hat die Keime zur Reife gebracht welche den Knaben zum geistlichen Beruf untauglich erscheinen liessen; gerade das aber erklärt warum ihn nicht die sanfte, ernste Margarida anzieht, sondern ihre jüngere Schwester, die heitere, unbedachte Clara, die Verlobte seines Bruders Pedro. Infolge der leichten Annäherung sind Daniel und Clara mehr und mehr voneinander und zugleich von der Aussenwelt bedroht; in dieser Steigerung der Gefahr verräth sich besondere Kunst. Nachdem das eine Mal auf unerwartete, halb lustige Weise der vollkommen begründete Verdacht eines Fernerstehenden zerstreut worden ist, sehen wir ein anderes Mal das Schrecklichste fast unvermeidlich vor uns. Daniel hat ein

letztes geheimes Gespräch mit Clara; er will seiner Liebe zu ihr entsagen um den Preis sie ihr gestehen zu dürfen. Pedro geht, ein Liebesliedchen trällernd, zufällig an dem Hause der Schwestern vorüber; er hört die Stimmen; er erkennt seinen Bruder wie er heraustritt; sein Finger zuckt nach dem Hahn des Gewehres das er in der Hand trägt — einen Engel des Himmels braucht's um ihn zu entwaffnen. Margarida tritt auf und sagt: „Ich habe mit Daniel gesprochen." Sie opfert ihren guten Ruf; den Kindern denen sie Unterricht zu geben pflegte, wird von ihren Müttern verboten sie ferner zu besuchen. Der Pfarrer, in Alles eingeweiht, zeigt sich mit ihr auf offener Strasse und küsst ihr da die Hand, um die gemeinen Seelen zu beschämen und zu bekehren. Mit Daniel geht eine gänzliche Umwandlung vor sich; in ihm erwacht zum ersten Male eine wahre und tiefe Neigung. Diese nicht minder wie das Gebot der Pflicht veranlassen ihn um Margaridas Hand anzuhalten; sie aber, nur den zweiten Beweggrund voraussetzend, weist ihn zurück, und von ihm mit der Frage bedrängt: „Wollen Sie damit sagen dass Sie mich nicht lieben können?" erwidert sie: „Ja, ich denke, ja. Ich vermuthe dass ich kein Herz habe. Ich weiss es! Wenigstens fühle ich es nicht schlagen." Der Schwester jedoch, welche sie verwundert fragt weshalb sie den Bewerber verschmäht habe, gesteht sie offen: „Weil ich ihn liebe." Nun drängt Alles darauf hin den Entschluss Margaridas zum Wanken zu bringen: das Zureden des Pfarrers, welcher sie wegen ihres Stolzes tadelt, die lebhaftesten Betheuerungen Daniels am Bette eines noch warmen Leichnams, die Drohung der Schwester das Geheimniss

ihres Herzens zu verrathen, der feierliche Antrag des alten José das Dornas und sein angekündigtes Vorhaben den Sohn im ungünstigen Falle nach Brasilien zu schicken — so gibt sie denn endlich der Stimme des eigenen Herzens nach. Und in das frohe Ende welches an den frohen Anfang anknüpft, klingt wie ein Refrain das Lied von der kleinen Ziegenhirtin hinein:

Nie erfreuten in den Bergen
Spiel und Scherz des Mädchens Sinn;
In der Quälerei der Arbeit
Flossen ihre Tage hin!
— — — — — — — — — —
Welcher Jubel im Palaste!
Feste ohne Ende jetzt!
Da die lang verlor'ne Tochter
Auf der Väter Thron sich setzt.

Diesen zweiten Theil des Romans durchwaltet ein so dramatisches Leben dass die Bitte am Platze sein dürfte — ihn nicht zu dramatisieren. Das Glück einer Schwester durch Stellvertretung retten und den Geliebten aus Liebe zurückstossen, dieses und manches Andere ist vielleicht nicht ganz neu; nirgends aber wird es frischer erglänzen, wirksamer miteinander zusammenhängen. Dieselben Personen welche wir hier auf erhöhter Bühne und unter scharfer Beleuchtung betrachten, hat uns ein breites, behagliches Vorspiel innerhalb des alltäglichen Treibens gezeigt und uns aufs innigste mit ihnen vertraut gemacht. Wenn uns im Leben gutgelaunte Menschen willkommen sind, warum sollten sie es nicht im Romane sein? Wie herzlich lacht der brave José, als sein Danielsinho sich die Deklination des lateinischen *qui* laut einlernt! Wie köstlich necken sich die beiden alten Freunde, der

würdige, geistig kerngesunde, aller Frömmelei abholde Pfarrer und der achtzigjährige, unverwüstliche Arzt! Wie fliessen dem Letzteren die Anekdoten, vornehmlich Mönchsanekdoten, vom Munde, die nie ihre Wirkung verfehlen, wenn sie auch hie und da mit dem Salze Boccaccios oder Lafontaines gewürzt sind, wie ernst faltet sich sein Gesicht, sobald die Wirklichkeit sich nur von weitem dieser Gattung nähert! In die beste Stimmung aber wird der Leser durch eine Familie versetzt die meistens selbst einer etwas verdriesslichen Stimmung unterworfen ist, die Familie des Krämers. Sie bildet den Mittelpunkt einer Episode deren Umrisse hier mit ein paar dicken Strichen wiedergegeben seien, während der Hauptreiz in der zarten Schattierung liegt. Der alte José hat dem Krämer von den Doktorthesen Daniels erzählt: es gebe keine Schmerzen, ein Mensch sei nichts Anderes als ein Affe, die Leute müssten eigentlich mit den Händen auf der Erde gehen, die Nahrungsmittel seien Gift. Infolge dessen hat der Krämer eine Abneigung gegen Daniel gefasst, die sich bei dessen erstem Besuche deutlich genug zu erkennen gibt. Doch beruhigt er sich, als Daniel die Existenz der Schmerzen einräumt und die Auseinandersetzung der eigenen geduldig anhört; wie ihm derselbe aber Arsenikpräparate verordnet, steigt sein Unwillen wieder aufs höchste. Seine rundliche Gattin kommt hinzu und sagt ihm mit flötender Stimme: „Nimm Arsenik, Schatz, nimm Arsenik. Warum willst du nur keinen Arsenik nehmen?“ und mit diesem Worte wird der unglückliche Mann von nun an bei jeder Gelegenheit geängstigt. Krankheitsgeschichte der Frau Thereza; darauf Vorstellung bei dem Hauptpatienten, bei Fräulein

Francisca. Diese leidet an nervösen Anfällen, sodann empfindet sie den zehrendsten Kummer über ihre allzu dunkle Gesichtsfarbe; Alles in Allem genommen aber fehlt ihr nichts — als ein Mann. Das beste Mittel gegen sothane Krankheit scheint der Arzt selbst zu sein, wie zunächst von der scharfsinnigen Mutter festgestellt wird. Allein ausnahmsweise ist es nicht die Kranke welche das Mittel nicht nehmen will, sondern es ist das Mittel welches nicht genommen sein will, obwohl es sich ohne jede Schwierigkeit bis an die Lippen bringen lässt. Endlich scheint es den Eltern dass man den Courmacher fangen könne, und zwar in einem von ihm selbst nicht übel gesponnenen Netze, nämlich einem sechsstrophigen Liebesgedicht. Die Sünden der Kinder werden an den Vätern heimgesucht. Der Krämer zwingt Daniels Vater, dem das Lesen überhaupt sehr sauer wird, die achtundvierzig blühenden und glühenden Verse des Sohnes herunterzuskandieren, ohne ihm einen einzigen zu schenken. Allein er erzielt damit nicht den gehofften Erfolg; diese zarte Huldigung kann nicht schwerer ins Gewicht fallen als verschiedene plumpere welche die schwarzbraune Francisca früher von andern Seiten entgegengenommen hat.

Von der Beschaffenheit des Ernsten und des Heiteren in unserem Romane vermögen wohl auch solche kurze Winke ein annäherndes Bild zu erzeugen, weniger von der trefflichen Art wie beide ins Gleichgewicht gesetzt und stellenweise miteinander gemischt sind. Ein ähnliches Wohlverhältniss nimmt man zwischen den Personen wahr, welche auf einem eng begrenzten Raum, dem sie alle durch natürliche Bande angehören, sich weder drängen noch verdecken, sondern bei mancher

Aehnlichkeit sich künstlerisch wahr voneinander abheben. Aus der Verschiedenheit dieser Charaktere und nicht aus äusserlichen Quellen fliesst ganz naturgemäss die gesammte Handlung mit immer beschleunigterem Falle und wird, damit nach alterthümlicher Sitte das Drama auch des Chores nicht ermangle, von dem schmutzigen Dorfklatsch umplätschert.

Die „Mündel des Pfarrers" nennen sich eine Dorfgeschichte. Es ist dabei zu erinnern dass es in den südlichen Ländern keinen Ausdruck gibt welcher so als Münze im Umlaufe wäre wie das deutsche „Dorfgeschichte". Und das hat seinen guten Grund. Wenn mich meine etwas beschränkte Kenntniss deutscher Dorfgeschichten nicht irreführt, so pflegt hier auf dem schmalen Plan örtlicher Eigenthümlichkeit sich eine Welt aufzubauen welche schon den städtischen Nachbar, wie viel mehr nicht den Ausländer gar fremdartig berührt und welche allzu oft mit dumpfer Stubenluft statt mit frischer Wald- und Wiesenluft angefüllt ist. Den Pfaden der Naturmenschen bequemen wir uns wohl zu folgen, mögen sie durch Vorurtheile noch so eng und krumm gezogen sein; wo aber Trotz und Härte wie unbegreifliche und unbezwingliche Naturgewalten uns vorgeführt werden, da treten wir gern beiseite. Manche Erzähler lieben es die dämonisch-elementaren Züge des Volkes in einer Weise hervorzuheben und zu übertreiben dass wir uns unter jene übermenschlichen Nebelgestalten der germanischen Sage entrückt wähnen welche heutzutage mit besonderer Zudringlichkeit sich um unsere Gunst bewerben. Die südlichen *chronicas das aldeias, cuentos campesinos, racconti villarecci* und welche Namen sie immer führen mögen,

lassen die einfachsten und gleichförmigsten Verhältnisse, wie sie eben das Landleben bietet, den Menschen bedingen und entwickeln. Das örtlich Besondere dient nur als Staffage, die allerdings oft mit solcher Sorgfalt erweitert und ausgemalt wird dass die Erzählung sich in eine Kulturschilderung verwandelt und das eigentlich dichterische Interesse verloren geht. Treibt und durchdringt jenes Besondere je einmal die Handlung, dann liegt es sicherlich in einer so hohen Sphäre dass es jedem Verständniss erreichbar bleibt. Ich verweise auf das oft benützte Motiv der korsischen Blutrache. Dem Gemälde nun welches Julio Diniz entrollt, fehlt es an jeder ausgesprochenen Lokalfarbe, dafür sättigen es die Farben des Lebens; es ist uns Fremden dicht vor Augen gestellt, ohne deshalb den Augen der Portugiesen nur um einen Zoll ferner gerückt zu sein. Nicht ganz darf man das dem Darsteller zum Verdienste anrechnen; das Dargestellte ist ihm entgegengekommen. In jenen Strichen wo der Oelbaum sich zur Rebe gesellt, nimmt die Natürlichkeit des Menschen zu, das heisst jene welche nicht sowohl einen Mangel der Gesittung als eine letzte Wirkung derselben bedeutet; daher sich der Nordländer weit leichter in dem Wesen des Südländers zurechtfindet als umgekehrt. Unter andern Gegensätzen ist dort auch der zwischen Stadt und Dorf, zwischen Bürger und Bauer gemildert. Hieraus geht hervor dass eine südliche Dorfgeschichte nie den ausschliesslichen Charakter besitzen wird welchen die nordischen besitzen.

Es handelt also diese Dorfgeschichte von den allgemeinsten Menschlichkeiten, von Dingen wie sie immer und überall geschehen sind. Wir vermissen in ihr jede

moderne Tendenz. Ehe Daniel zurückkehrt, hofft man, er werde von der Universität etwas Zeitgeist und Weltverbesserungspläne mitbringen, um sein Dorf aufzufrischen; aber was thut er dann in Wirklichkeit? Er verdreht den Schönen des Dorfes die Köpfe. Nicht einmal Bücher scheint er mitgebracht zu haben, sonst liesse sich seine fürchterliche Langeweile welche so ergötzlich geschildert wird, schwer erklären. Nun, alle jene alten, alltäglichen Dinge vernehmen wir doch nicht ungern. Es erfüllt uns wohl mit Stolz auf einsamen, steilen Pfaden zu wandeln; aber zuweilen ist es uns recht angenehm mitten in dem dichten Haufen zu stecken, uns mit Millionen einfacher Menschen, auch der fernsten Zeiten und Länder, in Uebereinstimmung zu wissen. Wir sind durchaus damit einverstanden dass die Welt fortschreitet, aber zuweilen wirkt die Einbildung, sie stehe fest, ungemein beruhigend auf uns. Wenn in einer lauen Sommernacht zahllose Sterne niederfunkeln, und ein frommer Aberglaube uns in ihnen theilnehmende Freunde erblicken lässt, wenn die Erde uns von der Sohle aufwärts mit zauberischer Kraft durchströmt, und wir Galilei entgegenrufen: „Nein, sie bewegt sich nicht!“, wenn Grillengezirp, Saitenklang, freundliches Flüstern sich mischen, Alles um uns her in silbernem Dufte schwimmt, und uns die Gerüche der Orangen und des Jasmins berauschen, dann stehen wir im Mittelpunkte der Welt, dann hegen wir ein sicheres Vollgefühl des Lebens, das wir von dem lauten Geräusche des öffentlichen Platzes ebenso wie von der Einsamkeit der Studierstube umsonst erwarten. Und der Freude einer solchen Sommernacht kommt die Erquickung zunächst die wir

aus einem Buche wie das von Julio Diniz ist, schöpfen. Wer jedoch jenem meiner Freunde gleicht dem der Prolog zum „Faust“ deshalb verleidet ist weil da der Sonne ein ganz unkopernikanisches Benehmen zugemuthet wird, der lasse das Buch ungelesen.

## XI.

## Lorenzo Stecchetti.

Dem Bierwirth Otto Hoffmeister
Zu Bologna, Via Farini 1046,
Damit, wenn ich Tresette spiele,
Er, minder idealistisch,
Mir Bier, nicht Schaum einschenke.

Diese Worte haben mich in ein Labyrinth gelockt das ich nicht ungern durchirre. Gedruckt finden sie sich auf der ersten Seite eines italienischen, *Polemica**) betitelten Heftchens; es folgen ihnen ein Dutzend Gedichte welche die poetischen Grundsätze Lorenzo Stecchettis bekennen, erläutern und verfechten und welche in einer Schlussbemerkung als „*telum imbelle* zwischen dem Idealen und der Wahrheit" bezeichnet werden. Die *Polemica* stammt aus dem verführerischen Geschlechte der Elzevire. Aeltere, achtungswerthe Personen behaupten dass die Elzevire seit den Zeiten da Thomas von Kempen zu den ihren zählte, sehr sittenlos geworden seien; besorgte Mütter ahnen unter der gelben, rothausgeschmückten Toilette die freiesten Manieren und die gefährlichsten Neigungen; philologisch gebildete Kritiker erinnern dabei an die glücklicherweise verloren gegangenen Bücher der Elephantis. Aber diese Elzevire sehen so sauber und pikant aus

*) *Polemica. Versi di Lorenzo Stecchetti. Bologna 1878.*

dass Jeder der nicht durch andere Verpflichtungen gebunden ist, sich schon von weitem in sie verliebt und ihre nähere Bekanntschaft anstrebt. Nun hat die schmächtige *Polemica* eine weit stattlichere Schwester, Namens *Postuma**), und da Beide, was zu allgemeiner Nachahmung empfohlen werden muss, ihre genauen Taufzeugnisse auf dem Rücken tragen, so wissen wir dass *Postuma* in der That die Aeltere ist. Allein dass sie das ist, wird durch einen anderen Umstand räthselhaft. Es erfreut sich allem Anschein nach der Vater der *Polemica* einer blühenden Gesundheit, der Vater der *Postuma* aber, der doch dieselbe Person ist, lag im Grabe, als seine Tochter das Licht der Welt erblickte. Schon ihr Name besagt das deutlich genug; deutlicher noch der Nekrolog mit welchem sie durch den Doktor Olindo Guerrini, den Vetter des Dichters, ausgestattet ist. In schlichten und ergreifenden Worten wird Stecchettis Lebenslauf, die lange Krankheit seines Körpers und seiner Seele, seine herzzerreissende Agonie geschildert. Dieses Leben spiegeln die Lieder ab welche auf fliegenden Blättern zerstreut waren, und welche der Freund mit treuer Sorgfalt gesammelt hat. Wir sehen den Dichter zuerst in der Vollkraft der Jugend, umstrahlt von der beglückenden Glorie der ersten Liebe; es folgt epikuräisch-heiterer Lebensgenuss, welcher allmählich in bacchantisch-wilden Taumel ausartet; Ueberdruss und Weltschmerz stellen sich ein; immer bitterer und verzweifelter wird die Stimmung, endlich weht uns der eisige Hauch des Grabes an. Tief rührt der Anblick des jungen Baumes

*) *Postuma. Canzoniere di Lorenzo Stecchetti (Mercutio), edito a cura degli amici. Quarta edizione. Bologna 1878.*

dessen Wurzeln in fruchtbarem Erdreiche ruhen, aber dessen Mark verfault, dessen Rinde von Flechten und Würmern zerfressen ist, und der doch wiederum neben manchen gelblichen, verkommenen Blättern so wunderbar frische hervorgetrieben hat dass wir ausrufen: „O welche Blätter- und Blüthenpracht hätte er bei ungestörtem Wachsthum entfaltet!“ So schöne und so grausam getäuschte Hoffnungen dürften auch diesseits der Alpen einige liebevolle Worte verdienen. Und dabei wären die Aufgaben der künftigen Stecchetti-„philologie“ anzudeuten: wer jene blonde Herzogin war die ihm „die beiden Schlüssel“ ihres Herzens einhändigte, wie Emma und Karoline mit ihren Familiennamen hiessen, wie viel er seinem Freunde Hoffmeister täglich zu verdienen gab — das viele Biertrinken hat das Ende des armen jungen Mannes gewiss beschleunigt — und ob er sein Tresette mit Aufmerksamkeit spielte oder zuweilen vergass eine Napoletana anzusagen und Spada statt Bastoni zugab. An alles das dachte ich, als ich Stecchettis Gedichte gelesen hatte; doch habe ich zum Glück nicht die Gewohnheit rasch die Hand an die Feder zu legen.

Stecchetti lebt noch. Die erste Nachricht davon verdanke ich einem deutschen Buche welches „aus neueren Litteraturen“ manches Interessante zu erzählen weiss; nur kommt es mir unbegreiflich vor wie sein Verfasser den Nekrolog in der *Postuma* einen scherzhaften nennen kann. Wahrlich, ebenso gut lässt sich die derbste Ohrfeige durch die Absicht dessen der sie austheilt, zu etwas Scherzhaftem machen. Der Dichter erfreut sich allzusehr unserer Theilnahme als dass wir einen Scherz der uns veranlassen soll seinen Tod

zu beklagen, geschmackvoll fänden; ja er dürfte es uns nicht einmal verargen wenn wir ihm den Titel eines Idealisten, mit dem er so spöttisch um sich wirft, eines Erzidealisten beilegten, gilt ihm doch das Ideale als das gerade Gegentheil der Wahrheit. An und für sich ist der Einfall sich todt zu stellen noch erträglich; zahlreiche Autoritäten verleihen ihm eine Art von Rechtfertigung. Verschwender haben sich todt gestellt, um ihren Gläubigern zu entgehen; Ehemänner, um sich an der Trauer und der Treue ihrer Frauen zu erbauen; Fürsten, um die Gesinnungen ihrer Unterthanen zu prüfen, und auch schon Dichter, um zu erfahren wie ihr Nachruhm ausfallen würde. Es wäre nun sehr hübsch gewesen wenn Stecchetti, der sich ein Gleiches erlaubte, in seinen Nekrolog irgend einen Widerspruch versteckt hätte, einen sehr aufmerksamen Leser stutzig zu machen, oder irgend eine Anspielung, uns nach Erkenntniss des wahren Verhaltes ein Lächeln zu entlocken. Wollte er das nicht thun, so hätte er wenigstens ein Anderes unterlassen sollen. Es gibt, wie gesagt, erdichtete Todesfälle, aber gegenüber den wirklichen befinden sie sich in einer so verschwindenden Minderheit dass es keines Aufwandes von Chronologie und Pathologie bedarf um sie glaublich zu machen.

Ueber diese Stecchetti'sche Angelegenheit gerieth ich in ein rechtes Unbehagen, welches durch die italienischen Zeitungen, die Stecchetti und seine Schule als etwas Allbekanntes voraussetzten, stets frisch erhalten wurde. Endlich kommen mir Aufklärungen, theils durch den Brief eines Freundes, theils durch ein neues Buch Stecchettis*) — Aufklärungen aber die

*) *Nova Polemica. Versi di Lorenzo Stecchetti. Bologna 1878.*

mir die Unklarheit noch vermehren. Die 14 Seiten der *Polemica* sind zu den 14 × 14 Seiten der *Nová Polemica* angeschwollen; die Hälfte davon besteht freilich aus Prosa, selbst die Lapidarwidmung an Otto Hoffmeister ist zu drei Seiten zierlicher Minuskeln auseinandergezogen worden. Das Verfahren welches Viele bei jeder Lektüre einhalten, von hinten zu beginnen, erachte ich als sehr zweckmässig für den langen prosaischen Prolog. Die Schlussarabeske desselben stellt nämlich einen Kobold dar welcher die ausgespreizte Hand an die Nase hält und die Zunge herausstreckt — ein liebenswürdiger Gruss welcher an den „boshaften Leser" gerichtet ist, wie der Verfasser Sorge trägt ausdrücklich zu bemerken. In der That hält er den Leser zum Narren, dem daran liegen muss das möglichst bald zu wissen. Stecchetti gleicht einem Knaben der mit groben Zügen Figuren auf eine Tafel zeichnet und durch seinen Eifer, sein Wohlgefallen, seine Ausrufe unsere Neugierde anstachelt; treten wir dann heran und blicken ihm über die Schulter, so fährt sein Stift mit trotziger Hast hin und her, um alle Umrisse zu verwirren und zu verwischen. Nachdem Stecchetti hier zuerst wie in seinen Gedichten sein Müthchen an den Idealisten gekühlt hat, theilt er uns plötzlich mit dass er gegen den Idealismus als solchen nichts einzuwenden habe, sondern nur gegen seine Tyrannei; derselbe möge sich mit dem Realismus in die Oberherrlichkeit theilen. Zwanzig Seiten weiter gesteht er ein, Realismus und Idealismus seien nur Worte; der Streit welcher in der Litteratur herrsche, verdiene den Titel: „Viel Lärm um nichts". Die Argumente die er selbst für die „neue" Schule vorgebracht habe,

seien ein Kartenhaus das ein Hauch umwerfe; in voller Ueberzeugung von der Nichtigkeit der beiden Heerlager habe er gegen die vermeintlichen Idealisten ein Buch geschrieben, wie Don Quijote gegen die Windmühlen gerannt sei (von deren Nichtigkeit er nicht überzeugt war). Indessen gelingt es ihm nicht das Ideale mit einem Mal abzuthun; so oft er es vernichtet zu haben glaubt, ebenso oft taucht es wie ein Gewissensbiss wieder vor ihm auf. Er meint endlich, Niemand habe das Ideale gesehen, Niemand es gefühlt, Niemand wisse wo es sei, das heisst mit anderen Worten, das Ideale sei nicht real, ein Satz welchen meines Erinnerns noch Niemand bestritten hat. Die Einfachheit und Sicherheit mit welcher Stecchetti hier das Ideale aus der ästhetischen Betrachtung eliminiert, gibt derjenigen nichts nach mit welcher jenes Bauernmädchen der Operette die Existenzberechtigung der Dinge von denen man ihr spricht, durch die Frage prüft: „Kann man es essen?“ Stecchettis letzte Worte vor dem erwähnten Abschiedsgruss an den Leser sind folgende: „Es mag die Revolution das Mass überschreiten, aber das thut auch die Reaktion, und Reaktion und Revolution sind nur die Thesis und die Antithesis aus denen glorreich und triumphierend die Synthesis hervorgehen wird.“ Also die beiden feindseligen Richtungen deren thatsächliches Bestehen erst geleugnet wurde, sie bestehen doch? Und die Aufhebung des Gegensatzes soll durch seine Verschärfung angebahnt werden? Kurz, so viel Glückliches und Geistreiches der Prolog auch im Einzelnen enthalten mag, im Ganzen ist er nichts als Unklarheit, Widerspruch und Wiederholung. Da nun aber der Dichter Stecchetti zu

nachdrücklich auf den Theoretiker Stecchetti hinweist als dass wir ganz über den Letzteren hinwegblicken könnten, so bleibt mir nichts Anderes übrig als dessen Faden da zu durchschneiden wo er in heilloser Weise sich verfilzt, und meinen eigenen Faden da anzuknüpfen.

Zuvörderst bemerke ich dass ich als den Gegensatz zum Idealen nur das Wirkliche oder Reale bezeichne; Stecchetti setzt, nach dem Vorgang anderer Italiener, „wahr“ und „wirklich“ als gleichbedeutend und sagt sogar weit häufiger *verismo* als *realismo*, vermuthlich weil jenes Wort um einen Buchstaben kürzer ist und weil es viel selbstbewusster und siegreicher ausschaut als das andere. Erleichtert habe ich mir die Sache hiemit nicht; denn die Frage: „Was ist Wirklichkeit?“ bereitet mir keine geringere Verlegenheit als dem Pilatus die Frage: „Was ist Wahrheit?“ Es ist natürlich dass ich mich vor Allem an Stecchetti um Auskunft wende. Stecchetti vergleicht in den Widmungsworten an Hoffmeister das Reale mit dem tropfbar flüssigen Bier, das Ideale mit dem darauf lagernden Schaum den man wegbläst. Obwohl es nun für uns Oestreicher sehr schmeichelhaft ist dass unser goldgelbes Nass — Hoffmeister schenkt Wiener Bier — hitziges Romagnolenblut kühlt und besänftigt und so eine gewisse Blutsverwandtschaft zwischen Nord- und Südalpinern herstellt, und dass es zu einem Gleichniss von solcher Bedeutung verwendet worden ist, so sähe ich es doch lieber wenn Stecchettis bevorzugtes Getränke schäumender Asti wäre, bloss um ihn zu fragen ob der Schaum dessen Dünste berauschend in der Nase prickeln, weniger wirklich ist als die hinabgeschlürfte Flüssigkeit? Oder ist der Duft den die Rose aus-

haucht, weniger wirklich als die Rose selbst? das erste Lächeln das ein Mädchen dem Geliebten spendet, weniger wirklich als ihre letzte Gunst? In unserer Genussfähigkeit liegt aller Unterschied: unsere Organe sind bald feiner, bald gröber. Je weiter wir über den engen Kreis der Freuden hinausdringen die Allen gemein sind, und auf deren Darstellung die meisten der sogenannten realistischen Dichter mit besonderem Behagen verweilen, je mannigfachere Wirklichkeiten wir in Quellen unseres Ergötzens umzuwandeln verstehen, um so grösseres Anrecht erwerben wir uns auf den Namen von Realisten. Einer der in diesem Sinne mehr Realist war als irgendwer, hat gesagt: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Aber erst wenn wir die Begriffe des Realen und des Idealen aus der Sphäre des Empfindens in die des Schaffens, aus dem Leben in die Kunst übertragen, erst dann beginnt die eigentliche Schwierigkeit. Selbst dem kampfgeübtesten Aesthetiker gelingt es kaum den Realismus mit festem Griffe zu packen; bald wächst er ihm über den Kopf, bald schlüpft er ihm zwischen den Armen hindurch. Es rührt dies daher dass es sich hier nicht um Absolutes, sondern um Relatives handelt. Innerhalb der Kunst kommt das Reale und das Ideale nur in unlöslicher Mischung vor, aber diese Mischung stuft sich in unendlichen Graden ab. Streng genommen dürfen wir nur sagen: „Der eine Künstler, der eine Dichter ist realistischer, idealistischer als der andere"; der Gebrauch des Positivs ist unberechtigt. Die Dinge, in ihrer Gesammtheit betrachtet, weisen keine Gegensätze auf; die Welt ist eine volle, runde Einheit; da diese aber zu gross ist um ganz in unser

Gehirn zu gehen, so schlagen wir kleine Stückchen davon ab, deren unvermitteltes Zusammenstossen das bildet was wir Gegensätze nennen. Als Mittel des Erkennens und des Lehrens haben wir die Gegensätze nöthig; wir müssen aber immer ihrer eigentlichen Bedeutung uns bewusst bleiben und uns ihrer mit Vorsicht und Einschränkung bedienen. Besonders gilt dies von den ästhetischen Kategorien, von dem Subjektiven und Objektiven, die sich mit verwünschter Zudringlichkeit in jede gebildete Unterhaltung mischen, von dem Klassischen und Romantischen, von dem Idealistischen und Realistischen. Dass die Neigung derartige Gegensätze aufs schärfste zu fassen und ihnen die allgemeinste Anwendung zu geben, heutzutage gerade bei den Italienern hervortritt, könnte bei deren mehr künstlerisch als philosophisch angelegten Natur befremden; indessen haben wir hier kleine Nachwehen jenes kriegerischen Geistes zu erblicken der von Alters her nicht nur in ihrer Politik, sondern auch in ihrer Litteratur gelodert hat. Wer nicht Guelfe, ist Ghibelline; wer nicht Klassiker, ist Romantiker; wer nicht Idealist, ist Realist. Die ganze Weltlitteratur wird von U. Canello in seinen gedankenreichen „Versuchen litterarischer Kritik“ zwischen Klassikern und Romantikern getheilt; von R. Ranieri in einem Aufsatz der diesjährigen *Rivista Europea* zwischen Realisten und Idealisten. Da Ranieri den Dante zu den Realisten zählt, so brauche ich nicht zu sagen durch welches Gebiet ihm die sonnige Hochstrasse der Dichtung läuft; den Idealisten Leopardi betrachtet er als eine Ausnahme. Wollen wir durchaus ohne Weiteres von Realismus und Idealismus reden, so werden wir lieber

mit Schiller die Abirrungen von der rechten Mitte der Kunst darunter verstehen. Stecchetti mit den Seinigen würde dann nicht in das Centrum, sondern auf die äusserste Linke des Parnasses kommen, wenigstens wenn wir uns an sein eigenes Bekenntniss halten. Aber der Teufel ist nicht so hässlich wie man ihn malt, und die Realisten sind nicht so realistisch wie sie sich selbst malen. Ohne dass sie es ahnen, wohnt der Feind den sie herausfordern und verspotten, unter ihnen, und zwar in einer doppelten Gestalt. Ihnen zufolge soll alles Reale dargestellt werden, also auch das was die Anderen verpönen, das Allerrealste, um es mit einem Worte zu sagen; in der Praxis aber wird Letzteres vorzugsweise oder ausschliesslich dargestellt, und für diese Beschränkung entschädigen sie sich durch seine Vergötterung, seine Idealisierung. Das Sinnliche wird zum Unwirklichen; Wollust und Elend erheben sich himmelhoch über die ruhigen und heiteren Gefilde des Daseins; die festen Säulen der Welt beginnen zu tanzen und in unendliche Perspektiven zurückzuweichen; das ganze Leben zerfliesst in einen wonnig-beängstigenden Haschischtraum. Man hat mit Recht von einem umgekehrten, einem negativen Idealismus gesprochen der sich bei den meisten Realisten in höherem oder niedrigerem Grade findet. Noch unverkennbarer liegt ein Zweites am Tage; auch die eingefleischtesten Realisten lassen sich ganz idealistische Gedichte zu Schulden kommen. Je lebhafter sie jetzt das Allerrealste anzieht, um so lebhafter stösst es sie jetzt ab; Uebersättigung und Unbefriedigtheit — Kunst und Leben decken sich ja bei den Realisten — treiben sie zeitweilig dem Idealismus zu. Sie haben

die beiden Seelen Fausts, wie sehr sie sich auch bemühen die eine zu verleugnen; der Widerspruch ist geradezu der Stempel ihrer Dichtung, und er stammt nicht, wie sie behaupten, von draussen, er stammt aus ihrer eigenen Brust. In keinem Dichter ist diese zwiespältige Natur stärker ausgeprägt als in Heinrich Heine; Idealismus und Realismus, Sentimentalität und Ironie haben bei ihm nicht immer ihre getrennten Ergüsse, sie strömen auch unmittelbar nebeneinander, ohne sich zu vermischen, wie die eiskalten, braunen Fluthen der Arve und die laueren, azurnen der Rhône im Anfang ihrer Vereinigung. Der Name Heines ist hier recht am Platze. Stecchetti sagt, seine Dreieinigkeit seien Byron, Musset, Heine; den Einfluss des Ersten verspürt man in Stecchettis Liedern am wenigsten, den des Dritten am meisten. Ueberhaupt zählt Heine in Italien mehr Bewunderer, Uebersetzer und Nachahmer als irgend ein anderer deutscher Dichter; uns aber, wenn ich recht bin, spricht mehr das idealistische Element in ihm an, Jene mehr das realistische. Es wird Manchen vielleicht Wunder nehmen dass Ranieri ihn als Muster eines „gesunden“ Realismus hinstellt; Heine ist eben beim Ueberschreiten der Alpen grösser und grossartiger geworden. Was nun den Realisten Stecchetti anlangt, so ist der Widerspruch das was zuerst an ihm auffällt. Er findet sich sogar in seinen Devisen und Proklamationen. Bier, nicht Schaum, verlangt er; seinen Kritikern welche in seinen Sonetten die unschuldigen, girrenden Turteltauben zu finden wünschen, antwortet er dass ihm dieselben nur gebraten behagen — wobei wir des anekdotenhaft ausgenützten Umstandes gedenken dass die Italiener die Singvögel lieber essen

als hören. Aber in einem an die Krämer gerichteten Sonett fragt er: „Warum sollen wir den Pfeffer und die Kartoffeln den Rosen vorziehen?“ Ganz so hatte Théophile Gautier ausgerufen: „Besser keine Kartoffeln als keine Rosen!“ Und so kommen auch in den nicht polemischen Liedern die vollständig entgegengesetzten Stimmungen und Ansichten zum Ausdrucke. Bald ist der Dichter lebenslustig und hoffnungsvoll, und bald lebensüberdrüssig und hoffnungslos; bald leugnet oder lästert er Gott, und bald richtet er ein rührendes Abendgebet an ihn; bald scheint er nichts Höheres zu kennen als die Sinnenlust, und bald verachtet und verdammt er sie; jetzt zeigt er sich ganz gleichgültig

Ob eines Engels oder Teufels Herz
Im weissen Busen du, mein Mädchen, trägst,

und jetzt gesteht er,

Ein Herz verlangte ich
In deinem weissen Busen;

jetzt „neidet er dem derben Bauer den Rücken und die Unschuld nicht“, und jetzt wiederum „neidet sein rebellisch Herz dem Bauer die derben Muskeln, das gesunde Blut und die Unwissenheit“. Und so weiter. Die Hauptsache aber ist dass Stecchetti, wie andere Realisten, Gedichte gemacht hat die jedem echten und rechten Idealisten auf Rechnung gesetzt werden könnten. Und unter diesen gerade scheint mir das Beste sich zu finden was ihm gelungen ist. Dürfte vielleicht der Leser dir, *scrittor maligno,* den freundlichen Gruss zurückschicken den du ihm am Schlusse deines Prologes spendest?

Allein die ganze Bosheit dieses boshaften Schriftstellers habe ich noch nicht enthüllt. Nachdem ich

in Erfahrung gebracht hatte dass Stecchetti nicht todt ist, ward mir erst der wahre Grund davon bekannt. Stecchetti hatte gar nicht gelebt. Mein Freund den ich um Auskunft angegangen war, schreibt mir: „Dr. Olindo Guerrini, Vicebibliothekar zu Bologna, der vermeintliche Vetter Stecchettis, ist der Dichter selbst. Durch einen Irrthum hatte sich das Gerücht seines Todes verbreitet, und dasselbe benützte er scherzhafterweise um seine *Postuma* zu veröffentlichen. (Ich bitte Herrn Guerrini um Entschuldigung wenn ich gegen Herrn Stecchetti etwas zu heftig gewesen bin, und erlaube mir die Frage ob er Joseph Delorme, die Inkarnation Sainte-Beuves, zum Vorbild genommen hat.) Das Leben Guerrinis ist eben so keusch wie seine Verse das Gegentheil (meine tiefste Verbeugung, *Dottore!*). Er ist Familienvater und hat zwei Kleine, die er anbetet; sein grösstes Vergnügen besteht darin sie zur Platzmusik zu führen.“ Damit stimmen denn nun verschiedene Stellen in dem Prolog der *Nova Polemica* durchaus überein. Sein Frauenideal, sagt Stecchetti, trage ein Kleid das 4,50 à Meter koste; sein Kinderideal seien zwei Kinder die ihn an den Haaren zupfen, wenn er sie auf die Arme nehme. Und nun verstehe ich auch das Anfangssonett der *Polemica*, in welchem er sein glückliches Familienleben andeutet, und welches mir in der Gesellschaft der anderen Gedichte wie verirrt erschien. Mit Recht also bezieht er die Verse Catulls auf sich:

*Nam castum esse decet pium poetam*
*Ipsum, versiculos nihil necesse est.*

Den Moralisten erfüllt es mit der höchsten Befriedigung dass im vorliegenden Falle das Leben die

Dichtung Lügen straft; aber der Aesthetiker ist verblüfft darüber dass die Dichtung das Leben Lügen straft. Stecchetti oder vielmehr Guerrini vertheidigt sich deshalb. Man habe Unrecht überall da Autobiographie zu sehen wo ein Dichter in seiner eigenen Person spreche, wie Petron im „Satirikon", Apulej in den „Metamorphosen", Goethe im „Werther". Indessen statt Dichtungen anzuführen die in ihrem Charakter von den seinigen so verschieden sind, hätte er Beispiele aus der Lyrik wählen sollen. Von den Aesthetikern ganz zu schweigen, die Dichter selbst wollen ihre Lieder als Gelegenheitsgedichte betrachtet wissen; sie behaupten, sie mit ihrem eigenen Herzblut geschrieben zu haben. Und der Realist Stecchetti möge sich daran erinnern in welchem Sinne die Lyrik Goethes als streng realistische gilt. Allerdings kann sich das Lyrische dem Dramatischen nähern, und der Dichter — auch Goethe hat das gethan — sich ganz in eine andere Persönlichkeit hineinempfinden, nur liegt ihm dann ob dies ausdrücklich kundzuthun. Eine Annahme stellt sich nun ganz von selbst ein. Der Dichter hat zwischen sich und die Lieder der *Postuma* die Person des Lorenzo Stecchetti (Mercutio mit seinem *nom de plume*) schieben wollen, dessen Lebensabriss somit einem bestimmten Zwecke dienen würde. Wenn das in der That die Absicht Guerrinis gewesen ist — und er gibt dergleichen im Prologe zu verstehen, aber nicht deutlich genug — so widerrufe ich einen Theil der oben gethanen Aeusserungen; immerhin durfte dann der falsche Name nicht für die *Polemica* beibehalten werden, in der uns der Dichter auch sein wahres Gesicht zeigt. Doch dieser Punkt braucht nicht betont zu

werden, da Guerrini bestreitet dass zwischen dem Leben eines Dichters und seinen Schöpfungen ein erkennbarer Zusammenhang nothwendig sei, und da so viele nachweisbare Täuschungen die von Dichtern mit oder ohne Wissen begangen sind, ihm Recht zu geben scheinen. Nicht bloss dass wir zärtliche Gefühle von den bärbeissigsten und unliebenswürdigsten Gesellen mit Meisterschaft dargestellt sehen und heldenmüthige Gesinnungen von Solchen die wenig persönlichen Muth besessen haben, auch Thatsachen, Namen, Zeiten die wir nach der Art ihrer Mittheilung als wirkliche zu betrachten Grund hätten, wurzeln oft nur in der Phantasie, der Zerstreutheit, der Reimnoth der Dichter. Besonders wenn dieselben von ihren Geliebten reden, verlieren sie, was ganz in der Ordnung ist, meistens den Kopf so sehr dass wir von ihnen keine zuverlässigen biographischen Notizen erwarten können. In ihrem Eifer besondere Ergebnisse zu gewinnen, unterlässt es die Wissenschaft allzu oft den allgemeinen Charakter des Operationsfeldes ins Auge zu fassen, und so wimmelt die Geschichte der älteren Dichter von Irrthümern welche ungemein viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit gekostet haben. Um so mehr, wird man vielleicht sagen, müssen wir danach trachten das Leben der Dichter aus untrüglichen Quellen kennen zu lernen, und das ist ja nirgends leichter als bei den lebenden Dichtern. Allein soll hier nicht der Wissenschaftsdrang, der historische Sinn eine kleine Einschränkung durch menschliche Rücksichten erfahren? Lassen wir die Lebenden ruhen, unter dem Vorbehalt die Ruhe der Todten zu stören; ist es jetzt ein Verbrechen festverschlossene Schubladen aufzusprengen, dereinst wird

es zur Pflicht. So würde ich sehr gern der Muse Stecchettis — bleiben wir bei dem einmal vertrauten Namen — dieselben Worte zugerufen haben die er an seine Geliebte richtet:

Was dieses Haar bedeckt das meinen Küssen
Du darbeutst, das verlang' ich nicht zu wissen,
Noch ob der Busen der an meinem schlägt,
Den Himmel, ob die Hölle in sich trägt.

Was liegt mir dran, entschlüpfte deinem Munde
Etwa ein Meineid mitten zwischen Schwüren?
Was liegt mir dran die Freuden jener Stunde
Die du mir schenktest, kritisch zu secieren?

Nicht will ich untersuchen ob im Weine
Den du kredenztest, Droguen sich befunden;
Dein Wein war gut; er konnte mir nur munden.

So ungefähr würde ich Stecchettis Muse begrüsst haben, hätte nicht er selbst die Aufmerksamkeit auf sein Leben und seine Theorie gezogen. Ist es meine Schuld wenn ich mir die Hand an dem dichten Dorngestrüpp blutig gerissen habe hinter welchem die goldenen, saftigen Früchte versteckt liegen? Doch nein, dies botanische Gleichniss ist zu zahm für Stecchettis Verse; sagen wir lieber, seine Prosa gleicht einer aufgewirbelten Staubwolke hinter welcher seine Verse, jugendliches Feuer in Waffenglanz, heransprengen. Mögen sie auch vorgeben einen Kreuzzug gegen die Gläubigen und Züchtigen zu führen, mögen sie sich als eine Söldnerschaar im Dienste grauer Theorien darstellen, sie kämpfen doch nur für ihren eigenen Ruhm, und nur ihnen selbst erkennen wir den Sieg zu . . . . . Sie nehmen uns im Sturme gefangen; die ruhige Nachprüfung lässt hie und da kleine Makel

entdecken, in den Gedanken Unfolgerichtigkeiten, im Ausdrucke Unklarheiten und Wiederholungen, wobei ich von denjenigen Wiederholungen natürlich absehe die als künstlerisches Mittel beabsichtigt und willkommen sind. Stecchettis Eigenartigkeit lässt sich nicht in Frage stellen und wird schon äusserlich durch die zahlreichen Schüler bestätigt die sich um ihn gesammelt haben; das schliesst jedoch nicht aus dass sich manche Anklänge an fremde wie an einheimische Dichter bei ihm finden, und unter den Letzteren ist es besonders sein Mitbürger Carducci mit dem er nahe Verwandtschaft zeigt. Er selbst erkennt Carducci als seinen Feldherrn an, erweckt ihn mit glühendem Schlachtgesang aus dem Schlafe: „Dein Banner weht im Wind, um dasselbe sind die jungen Krieger geschaart; du aber, unser Führer, unsere Stärke, schläfst.“ Noch mehr Zornesmuth bricht in dem Gedichte *Justitia* hervor, welches der Wjera Sassulitsch gewidmet ist; die letzten Worte: „Ihr Memmen, an die Laterne!“ genügen eine heftige Rekrudescenz des internationalen Angstfiebers das uns alle ergriffen hat, zu bewirken. Stecchetti seinerseits gehört zu jenen naiven Republikanern, den direkten Nachkommen des älteren Brutus, welche in Konvulsionen gerathen, wenn sie das Wort „König“ hören. „Als Gattin und Tochter von Königen hasse ich dich, als Weib beklage ich dich,“ so schliesst eines seiner Gedichte. Nicht immer gebärdet er sich in seinen polemischen Ergüssen so grimmig; meist sind es bunte, bebänderte Pfeile deren Spitze das Gift enthält. Und selbst dieses Gift fehlt in den reizenden Versen mit denen er sich gegen Cavallottis ziemlich heftigen Angriff vertheidigt; es

musste ja der Vorkämpfer der politischen Freiheit von dem Vorkämpfer der künstlerischen glimpflich behandelt werden. Aus den heiteren Satiren Stecchettis greife ich als Musterbeispiel — auch für die Versgewandtheit — den Todtengesang „An die Austern“ heraus, in welchem sich gastronomisches Wohlbehagen, liebevolles Studium des Austernlebens und Anzüglichkeiten gegen diejenigen welche Ihresgleichen essen, aufs angenehmste mischen. Allerdings schwebt uns dabei Giustis „Schnecke“ vor, und auch unserem Dichter wird sie vorgeschwebt haben, besonders stimmen die Schlussverse des Einen: *O bestie costumate, O bestie vereconde, O bestie religiose* zu denen des Andern: *Bestia astinente, Bestia di pace, Bestia esemplare.* Dennoch hat diesem Liede Stecchetti sein Siegel so tief und deutlich aufgeprägt wie irgend einem. In einer ihm eher fremden Manier, nämlich in der des Römers Belli, ist das folgende Sonett abgefasst:

Nun seh'n Sie — sagte mir der Sakristan —
Seh'n Sie einmal sich die Planeta an,
Seide mit sammt'nen Bäuschchen eingefasst,
Ob das für einen simplen Pfarrer passt!

Was meinen Sie? Ein Geistlicher, ein Christ,
Putzt sich heraus zu Mette und Komplet,
Als wär' es ein verweichlichter Poet,
Derweil der Papst in Rom Gefang'ner ist?

Vor'm Jahre kam hierher ein Monsignore,
Ein sehr berühmtes, hochgelehrtes Haus
(Er schreibt sogar in den *Osservatore*):

Der ging wie sich's gehört! Der hatte Takt!
Der arme Herr! wie sah er schmierig aus,
Von Kopf bis zu den Füssen betabakt!

So harmlos pflegt Stecchetti nicht zu sein wenn es sich um Priester und Religion handelt. Uns Nordischen erscheint es kaum glaublich dass in dem Lande wo das Weltgericht in seinem furchtbaren Ernste die erhabenste Darstellung gefunden hat, es zum Vorwurf scherzhafter oder spottender Dichtung hat werden können. Vielleicht ist den Lesern das Sonett welches Belli diesem Gegenstand gewidmet hat, in der Heyseschen Uebersetzung erinnerlich; wie sticht gegen den dortigen Humor derjenige ab welcher Stecchettis sieben Liedern *Dies irae* innewohnt! Das Reich des Satans — die neueste italienische Litteratur bekundet für den Satan eine ganz besondere Vorliebe — das Reich des Satans, von den schönsten Frauen die je gelebt haben, bevölkert, wird als das eigentliche Reich der Herrlichkeit gepriesen; auf die Frage der Kirche: *Abrenuntias Satanae et omnibus operibus ejus et omnibus pompis ejus?* gibt Stecchetti die Antwort:

*Ma le pompe di Satana*
*Sono più belle delle pompe vostre.*

Stecchetti führt gegen die Religion nicht sowohl die Vernunft als die Sinne ins Feld; gegen die Fleischesertödtung die Fleischeslust, gegen das Uebersinnliche das Leibhaftige, sodass seine antireligiösen Gedichte meistens zugleich erotische sind. Ein Hochzeitssonett endigt mit den Worten des Bräutigams an die Braut: „Sie haben der kalten, unterwürfigen Jungfräulichkeit, dem bezwungenen Fleisch, den ertödteten Sinnen ein ganzes Paradies verheissen; doch du, Geliebte, nähere dich dem Brautbett, gib dich ganz in einem Lächeln hin, und ich werde die schlimme Verheissung Lügen strafen.“ Anderswo drückt die Geliebte dem Dichter,

ähnlich wie dies in Heines Bergidylle geschieht, ihre Besorgniss um seinen Glauben aus, und er erwidert ihr: „Du bist mein Engel, du bist meine Hoffnung, mein Glaube, sprechen wir von Liebe und nicht von Gott.“ Wir dürfen uns nicht wundern dass ein materialistisch-nihilistischer Dichter so singt, da selbst das italienische Volkslied die Geliebte an die Stelle Gottes setzt und vom Paradies nichts wissen will, wenn sie nicht darinnen sei. In einem dritten Sonette sagt der Dichter, er werde auf seinem Todtenbette den Namen „Maria“ ausrufen, und man werde glauben, er sei bussfertig geworden; der süsse Name gelte nur dem Andenken an die Liebe deren er sich einst erfreut habe. Wiederum führt uns Stecchetti die hier verschmähte himmlische Maria in dem Gedichte „Die Verkündigung“ vor wie sie noch unter den Irdischen gewandelt ist in Jugend und Schönheit; berauschende Wohlgerüche, verklingende Gesänge, geheimnissvolle Lichter giesst er um sie aus und in sie allen Liebreiz und auch alles Liebesverlangen. *Bruna, ma bella* nennt er sie, wie einst Tasso an eine Zofe der Herzogin Leonore schrieb:

*Bruna sei tu, ma bella*
*Qual vergine viola.*

Die sinnliche Kraft welche sich überhaupt in Stecchettis Gedichten kundgibt, ist eine ganz ausserordentliche; wir erinnern uns dabei unwillkürlich bald dieses, bald jenes Gemäldes. Es ist begreiflich dass die italienischen Kritiker von dem tizianischen Kolorit Stecchettis sprechen. Indessen wird im Grunde wenig gewonnen wenn man, wie dies so oft geschieht, das Dichterische in das Malerische zu übersetzen versucht;

wir können dadurch höchstens die ähnliche Wirkung andeuten, aber nicht, was doch das Wesentlichste ist, die Mittel erläutern durch welche sie erzielt wird. Bildlich lässt sich die Beschaffenheit des sprachlichen Ausdrucks bei Stecchetti nicht darstellen, aber auch kaum nachahmend; denn unsere Sprache erlahmt hinter dem kühnen und raschen Fluge der italienischen. Hauptsächlich erfreut sich die letztere des, wie es scheint, aus dem Alterthume überkommenen Vorrechts vor den nordischen Sprachen rücksichtslos ohne zugleich gemein und niedrig zu sein; die naive Nacktheit kennt nur der Süden. Im Ganzen bleibt es befremdlich dass die Kritik, wenn sie die Dichtkunst in einer andern Kunst bespiegeln will, weit seltener als an die Malerei sich an die nah verwandte und oft zugesellte Musik wendet; Stimmung und Komposition eines Gedichtes, dünkt mich, sind am ersten noch in einem Musikstück wiederzufinden, vom Rhythmus ganz zu schweigen. Bis zu welchem Grade Verse musikalisch zu sein vermögen, hat Stecchetti in einem Gedichte gezeigt von dem die Wiener schon deshalb verpflichtet sind Kenntniss zu nehmen weil es den Titel führt: *Wiener Blut. Walzer di Johann Strauss.* Wer nie einen Walzer gehört hat und liest diese Verse, der wird den Walzer entdecken; wer ihn kennt, dem werden die bacchischen, amphibrachyschen und sonstigen Füsse in die eigenen Füsse fahren, Lichter und Töne werden um ihn flittern und schwirren, der Kopf wird ihm schwindeln, das Herz pochen. Und bei solchem süssen Missbrauch der alkäischen Strophe wird man es auch entschuldigen wenn die Schritte des Dichters nicht immer ganz gleich sind (er misst z. B. *braccia* und *ciglia* als Daktylen),

er nimmt sich eben Freiheiten dergleichen sie sich der Tänzer auch nimmt; möglich dass das *Sei mi-a, mi-a* wiedergeben soll wie der Tänzer, von einem Fuss auf den andern sich wiegend, auf dem Platze bleibt, um seiner Dame Worte ähnlichen Inhalts ins Ohr zu flüstern.

*Senti le note di Strauss che vibrano*
*Chiare, giulive, nell' aria tepida,*
*L'olezzo de' fiori e la molle*
*Voluttà che ne' volti traluce!*

So beginnt das Gedicht. Ich setze den grössten Theil desselben in einer Uebertragung her welche die musikalische Ohnmacht unserer Sprache nur zu deutlich darthut, durch welche aber hoffentlich doch etwas vom Glanze des Urbildes durchschimmern wird:

Reiche das Händchen, das weiche Händchen mir,
Auf meine Schulter lehne dein blondes Haupt,
Und stürzen, o Maid, wir vereint uns
In den fröhlichen Strudel des Tanzes.

Wie du doch schön bist! Wie glänzt dein Blick hervor
Unter den Lidern, die halb geschlossen sind!
Wie strahlt dir das Lächeln der Freude
Auf dem lieblichen Mund und den Wangen!

Im Wirbel fliegen, fliegen wir leicht dahin,
Indem wir kosten des Schwindels Trunkenheit;
So fliegen die Tauben zum Himmel
Ruhig auf ausgebreiteten Flügeln.

O wie beseligt diese Kamelie,
Welche dahinstirbt zwischen dem Busenflor,
Der weiss ist wie sie und bewegt wird
Von dem Wogen der schwellenden Formen!

O wie beseligt! Macht ihr den Tod doch leicht
Der Schönheit Pulsschlag. Ach, eine Stunde dir,

Nur eine gefallen und sterben,
Wie die Blume am Busen dir sterben!

Wir fliegen, fliegen! Ich halt' umschlossen dich,
In meinen Armen halt' Leib und Seele ich,
Ja, mein bist du, mein — wie im Traume,
Weisst du? an meine Brust ich dich drückte!

Wir fliegen, fliegen beide in die Lüfte auf
Bis dort wo Liebe nur zwischen Engeln herrscht,
Bis dort wo die Liebe uns aufnimmt
In die endlosen Bläuen des Himmels.

Müsste nicht der Komponist dem Dichter mit einem Stecchettiwalzer antworten?

Vielleicht sind die Freuden stiller Nächte lebhafter geschildert als die Freuden der Ballnacht; aber ..... um mit Stecchetti zu reden: „Es gibt junge Mädchen, diese schmerzliche Wahrheit muss ich anerkennen", und der Rath Ferdinando Martinis: „So verheirathet doch endlich einmal diese lieben Mädchen, damit wir die Dinge sagen können wie sie sind", der Rath ist leichter gegeben als befolgt, wie die Betreffenden selbst am wenigsten leugnen werden. Ich gehe also an den Gedichten vorüber welche im Banne des Hetärenthums entstanden sind. Eines und das andere von ihnen missfällt mir übrigens in ästhetischer Beziehung. Wenn der Dichter singt:

Ich schaue bleich; sei ruhig, mein Kind,
Das hat nichts weiter zu sagen,
Deine Küsse und die Klösse des Wirths
Verdarben mir den Magen,

so vernehmen wir Klänge wieder die vor Jahrzehnten uns beständig in den Ohren summten, deren wir ganz überdrüssig geworden sind, die uns jetzt fast alterthümlich vorkommen. Sodann halte ich das *Gretchen*

betitelte Sonett für eine Versündigung an der Poesie selbst; manche holde Verführte mag einst eine alte, abstossende Hexe werden welche an den Kirchenthüren Heiligenbilder feil hält, um sich Schnaps kaufen zu können — aber Fausts Gretchen ist ewig jung und schön. Wie viel zarter ist der gleiche Grundgedanke in jenem Gedichte des „Neuen Tannhäuser" behandelt welches mit den Worten schliesst:

Sie seufzt; ihr rothes Aug' wird trüber,
Es zittern ihre alten Knie —
O Clara, geh'n wir rasch vorüber,
Sonst denk' ich, du wirst einst wie sie.

Auch eine moralische Bemerkung möchte ich, trotz Stecchettis strengem Verbot von Moral zu reden, mir erlauben, das heisst, um Missverständnissen vorzubeugen, eine Bemerkung die in das Gebiet der Moral, nicht in das der Aesthetik gehört. Die sogenannten Realisten, wie sie sich geben oder wie sie wirklich sind, können für die allerwunderlichsten Käuze von der Welt gelten. Sie lieben alle schönen Weiber; misslingt ihnen ein Anschlag, so raufen sie sich die Haare aus — verlässt sie die Geliebte eine halbe Stunde früher als sie ihr das Gleiche zu thun gedenken, so werfen sie sich wimmernd zu Boden — geht ihnen Alles nach Wunsch, so benehmen sie sich auf das roheste: statt den Becher ruhig beiseite zu setzen den sie durstig bis zur Neige geleert haben, schleudern sie ihn an die Wand und zertreten die Scherben. Verführt, verrathet, so viel ihr könnt, ihr Don Juans, aber da ihr nun doch einmal Don Juans seid, verfallt nicht in das Unritterliche, Knabenhafte und Lächerliche! In der unwürdigsten Rolle zeigt unsern Stec-

chetti ein Gedicht welches ein Meisterstück ist. Eine Frau die er auf den Knien um einen freundlichen Blick anflehte, hat ihn zurückgestossen, aber sie hat jedem Andern ohne Rückhalt sich preisgegeben. Durch die Gluthhülle von Hass, Verachtung, Rachsucht erblickt man den Gluthkern der einstigen Begierde. Wohl mag die Einbildungskraft die höchsten Liebesfreuden auch dem vergegenwärtigen der sie nicht durchgekostet hat; allein kann man so den Hass schildern, wenn man nicht so gehasst hat? Unmittelbar neben diesen „Gesang des Hasses“ stelle ich das Idyll „Die Furt“, welches keinen geringeren Werth besitzt, aber angenehmer wirkt, denn der Dichter erzählt uns hier seine erste Liebe. Er beginnt damit den krystallenen, ruhig murmelnden Fluss anzurufen der ihn zum Dichter gemacht, der ihn die Liebe kennen gelehrt habe. In lieblicher, geheimnissvoller Feiertagsstille breitet sich das Ufer des Flusses vor uns aus, mit seinem Schilficht und seinen ungeheuren Eichen: Jüngling und Mädchen wandeln im seligen Bangen unausgesprochener Liebe dahin und bleiben endlich verlegen vor der Furt stehen — es ist ein Watteau mit Paul und Virginie im Vordergrunde. Aber ihr Wunsch an das andere Ufer zu gelangen wird verhängnissvoll.

Ich fasse Muth. „Komm'“, sag' ich, „komm', ich bringe
Auf meinem Arm dich hin.“ Sie lacht, gewährt
Es mir, als sei's das nichtigste der Dinge,
Und hält die Augen kühn mir zugekehrt.
Da fühl' ich dass wie eine eis'ge Klinge
Die Wollust mir durch alle Wirbel fährt,
Die Zunge kündigt den Gehorsam auf,
Und in die Kehle springt das Herz hinauf.

Ich thu' die Schuhe ab, aufs Gras gebückt;
Sie senkt die Augen und weiss doch zu schauen;
Ich nehme in die Arme sie entzückt,
Ich sie, die liebste mir von allen Frauen,
Fest ihren Busen an mich angedrückt —
Zum ersten Male durft' ich mir's getrauen —
Und dieser Busen zuckt und pocht und drängt,
Dem Täubchen gleich das rauhe Hand umfängt.

O schöne Füsschen ihr, so schön beschuht,
Ihr Auge meidend, blick' auf euch ich nieder,
Ihr scheues Aug', in welchem zager Muth
Und Lächeln streiten. Und die zarten Glieder
In der erregten Finger fester Hut,
Sie geben nach; es knattert ihr das Mieder;
Voll Zärtlichkeit, ein warmer Hauch, umfächelt
Mein Angesicht ihr Athem, wenn sie lächelt.

Ein Kichern stösst, ein banges, sie hervor
Bei jedem Schritt, fest an mich angeschmiegt,
Und eine Locke hängt ihr von dem Ohr
Herab, die kosend um mein Kinn sich wiegt;
Vom Wasser blitzt ein Wiederschein empor,
Ich seh' wie er ihr Antlitz überfliegt —
Jetzt ward ich stark, und meine Blicke ruhten
Nicht auf euch Füsschen mehr, ihr schön beschuhten.

Und ich begann nun ohne Scheu und Zagen
Ins Antlitz, in die Augen ihr zu sehn.
Ihr süsser Leib, von meinem Arm getragen,
Erbebte. Als wir drüben, blieb ich stehn,
Und blendende Mysterien liess mich tagen
Das schlechtgeschlossene Kleid. Da musst's geschehn
Dass Liebe mich bezwang — ich kniete nieder,
Ich küsste ihren Mund und schloss die Lider.

Was weiter geschehen sei, möge der Fluss erzählen; seine klaren Fluthen wissen es, sein Schilficht,

seine schattigen Ufer — diese Schlussstrophe bildet eine Variante der ersten Strophe:

Es weiss es deine üpp'ge grüne Flur,
Wo ich zuerst der Liebe Glück erfuhr.

Dieses Gedicht ist reizend. Es lässt sich Manches daran aussetzen; zu Anfang ist Zeit- oder Ortsfolge etwas verwirrt, indem die Liebenden schon gleich an der Furt zu stehen scheinen, dann spazieren gehen und endlich erst an die Furt kommen — er nimmt sich natürlich möglichst viel Zeit sie hinüberzutragen, aber dessen was unterwegs geschieht, ist so viel dass in unserer Vorstellung das „Flüsschen" unendlich breit wird — ferner das verschiedenartige Lächeln und Lachen, die Wirkung von dem Wiederschein des Wassers den er auf ihrem Gesichte sieht, während seine Augen auf ihren Füssen haften u. s. w.; dennoch bleibt das Gedicht reizend. Auf jene Nachtstücke wo hinter geschlossenen Thüren sich alle Dämonen der Leidenschaft entfesseln, folgt hier ein Tagstück wo alle hellen Mächte der Natur huldvoll der jungen Liebe zulächeln, wo das kühlste Element es übernimmt den inneren Brand zu schüren, dass er zum Ausbruch kommt; aber über das gerade worüber sonst der Dichter den Vorhang aufzieht, lässt er ihn hier fallen.

In weiteren Gedichten Stecchettis sehen wir das Sinnliche noch mehr gedämpft, und es ist die anmuthige Wendung des Gedankens welche uns bezaubert. Zu dieser Klasse gehört das Gedicht welches mir von allen am meisten gefällt:

Die Rose sprach: „Gib mir, o Sonnenschein,
Die wärmsten, brünstigsten von deinen Küssen,

Senk' allen Maienduft in mich hinein,
Und was ich bin, will ich dir danken müssen!

Ja, mach' zur schönsten mich von diesen Rosen!
Nicht für der Schmetterlinge üpp'ges Kosen,
Nicht für die Sättigung gefräss'ger Bienen
Schuf mich der Lenz; ich soll der Liebe dienen.

Ein holdes Mädchen trägt nach mir Verlangen,
Ihr Hochzeitstag erblickt mein letztes Prangen,
Denn ich bin's welche ihren Busen schmückt.

Dann sink' ich von dem jungfräulichen Mieder,
Auch ich ein Opfer, auf das Brautbett nieder
Und sterb' mit ihrer Unschuld, vollbeglückt."

Wenn ich bei der Uebersetzung dieses und anderer Sonette von der überlieferten Reimfolge abgegangen bin, so meine ich sicherlich etwas Erlaubtes, vielleicht sogar etwas Gerechtfertigtes gethan zu haben. Die Beschaffenheit und die Wirkung der deutschen Reime sind von denen der italienischen verschieden; daher kommt es dass die deutsche Sonettform der italienischen zwar gleichsteht, aber hart und steif ist, statt weich und nachgiebig, wie diese, sodass sie insbesondere jeden ungezwungenen, tändelnden, schalkhaften Ton beeinträchtigt. Ich rede nicht von der Schwierigkeit des Dichters hineinzulegen, sondern von der Schwierigkeit des Hörers herauszufinden.

Endlich verwandelt sich unter der kalten Hand des dräuenden Todes dem Dichter alle Sinnenlust in Sehnsuchtsschmerz; ihm der nur an den Augenblick glaubte, nur an das was er berührte, zeigt sich nun doch jenseits der furchtbaren Schranke ein bleicher Wiederschein des rosigen Lebens, ein tröstliches Schattenbild. Er bittet die Geliebte im Frühjahr den Kirch-

hof zu besuchen; auf seinem Grabe werde, von seinem Herzen genährt, ihre Lieblingspflanze blühen, der Majoran:

Gewähr' ihr einen Kuss, und wie im Leben
Bei deinen Küssen mein Gebein erbebte,
So wird es auch im Grab vor Liebe beben.

Oder er sagt, die Geliebte werde, wenn die Blätter fallen, seinen Grabstein mit Blumen umgeben finden; mit diesen Blumen, die aus seinem Herzen entsprossen seien, möge sie ihr blondes Haar schmücken:

sie sind
Was ich an Liedern dachte, doch nicht schrieb,
Was ungesagt an Liebesworten blieb.

Aber dann wiederum zweifelt er an der Treue der Geliebten. Im Lenze werde die Liebe von einem Dinge zum anderen ihren Flug nehmen und auch zu seinem Grabe gelangen, durch ihre Kraft werde aus seinem Herzen eine Rose erwachsen, wie daraus bei Lebzeiten seine Dichtung erwachsen sei:

Die Lieder meines Herzens pflücktest du,
Doch fürcht' ich, wirst du nicht die Blume pflücken;
Wer pflückt die Blumen in des Kirchhofs Ruh'?

Es wird dich morgen neue Lieb' beglücken,
Und Andern wirst du deine Küsse schenken,
Dein Sinnen all — und mein nicht mehr gedenken.

Sogar die Stimmen der Abgeschiedenen lassen sich, nach echt romantischer Art, bei Stecchetti vernehmen. Jetzt schildert er uns wie er in einer stürmischen Nacht, auf sein Kopfkissen gestützt, in der Ferne ein Weinen, eine unversöhnliche Klage vernimmt:

Du rufst mich, du verlangst mich, arme Todte;

jetzt versetzt er sich in eine späte Zukunft: die Geliebte ist alt geworden und liest am Kaminfeuer, sie glaubt im Rauschen des Windes seine Stimme zu hören, welche sie an ihre junge Schönheit erinnert und sie in sein Grab zur gemeinsamen Ruhe einladet. Am besten scheint mir folgendes Sonett dieses geheimnissvolle Rufen und Mahnen auszudrücken:

Dient bei dem bleichen Schimmer schwanker Sterne
Dir dein Balkon zu trautem Aufenthalt,
Dann mag dereinst aus weiter, weiter Ferne
Dich eine Stimme grüssen, die verhallt.

Wo ich zuerst dich sah, auf jener Au
Magst eines Tags du eine Thräne finden;
Zwar wirst du glauben, es sei nichts als Thau,
Und die bethaute Blum' ins Haar dir binden.

Was, flüss'gem Silber gleich, im Zitterlicht
Der Sonne dir erblinkt, nein, Thau ist's nicht;
Es ist die Spur von meinen herben Klagen.

Der Wind sei jene Stimme, wirst du sagen;
Nein, ich bin's! ich, der, wann sein Leben endet,
Den letzten Seufzer, letzten Kuss dir sendet.

Es müssen diese Proben genügen in einem Falle wo es sich nur um Proben handeln kann. Das Farbenspiel des chamäleonartigen Wesens Guerrini-Stecchetti-Mercutio bis in seine feinsten Nuancen zu verfolgen, bleibt dem Kritiker versagt, weil dem Leser vorbehalten. Ueberhaupt kann die Kritik eine Kunstschöpfung nicht völlig aufsaugen; es bleibt ein Rest von Unbegreiflichem und Unbeschreiblichem, welcher vielleicht ebenso bei der Entstehung des Werkes die Hauptrolle spielt wie bei dem Eindruck den es hinterlässt. Um diese Unzulänglichkeit etwas auszugleichen, sollte die Kritik die Stärke des empfangenen Eindrucks

möglichst ungeschwächt fortpflanzen, was sie auch da wo sie mit feinstem Verständniss erfüllt ist, nicht immer thut. In der geistigen Welt finden wir die grossen Gesetze der Natur wieder; nicht nur einen Stoffwechsel, auch eine Erhaltung der Energie gibt es da. Wie sich die eine Bewegungsart in die andere umsetzt, Elektricität in Wärme, Wärme in Stoss, so die eine Art der schaffenden Kraft in die andere, die dichterische in die musikalische, die musikalische in die malerische. Und wie die Bewegungsenergie zur ruhenden oder potentiellen Energie wird, so ruft die schaffende Kraft die bloss geniessende hervor. Die Menschen welche geniessen ohne den Hintergedanken eigenen Schaffens, pflegen besser und tiefer zu geniessen und füllen daher im geistigen Haushalt zwar unscheinbare, aber wichtige Posten aus. Denn ihr Genuss wirkt doch auf die eine oder andere Weise weiter; die ruhende Energie setzt sich gelegentlich wieder in Bewegungsenergie um. Ein Freund welcher Feinschmecker in allen Dingen ist, hat mich zuerst mit Stecchetti bekannt gemacht, indem er mir einige von seinen besten Gedichten vorlas; dabei funkelte sein Auge als ob er das zarteste Pollo vor sich hätte, seine Zunge tanzte als ob feuriger Dalmatiner darüber glitte, und es ward mir recht anschaulich wie das Wort „Geschmack“ zu seiner übertragenen Bedeutung gelangt ist. Widmung und Wunsch stehen an der Spitze dieses meines Artikels; Widmung und Wunsch mögen an seinem Schlusse stehen. Ich widme ihn dem Freunde welcher ohne Wissen und Willen ihn veranlasst hat, damit, wenn ihm ein anderer Trunk von gleicher Güte vorkommt — mit oder ohne Schaum —, er ihn mir wiederum kredenze.

## XII.

# Reim und Rhythmus im Deutschen und Romanischen.

Vor einiger Zeit erschien ein geistvoller Aufsatz B. Delbrücks über den deutschen Reim.*) Einige und gerade die wesentlichsten Stellen in demselben regen mich zum Widerspruch an, nicht weil eine neue, sondern weil die herrschende Ansicht in ihnen niedergelegt ist.

Es wird als eine Forderung ausgesprochen „dass in die Reimstelle möglichst diejenigen Wörter gesetzt werden welche die wichtigsten, von dem Verstand oder der Empfindung am hellsten beleuchteten Wörter enthalten". Worauf gründet sich diese Forderung, welcher vor Allen der deutsche Dichter nachkommt und nachzukommen vermag? Ist sie eine allgemein gültige? oder leitet sie sich nicht erst selbst aus der thatsächlichen Beschaffenheit des deutschen Reims her? Unser Gehör ist nicht das der Italiener, nicht mehr das unserer Vorfahren, weder an Erfassungs-, noch an Umfassungskraft; es unterscheidet nicht so fein, es hält Eindrücke nicht so lange fest. Um uns den Reim einzuprägen, heben wir ihn möglichst stark hervor, und diese Sitte reicht bis in den eigentlich künstlerischen

*) „Im neuen Reich" 1872, I.

Vortrag hinauf. Kommt dabei dem äusserlichen Bedürfniss der innere Gehalt des Reimworts entgegen, so wird die Aufgabe der Zunge und des Ohres erleichtert. Daher besitzt der Deutsche in der That eine grosse Vorliebe für bedeutungsvollen Reim. Aber auf diese Vorliebe darf man nicht, wie Delbrück es thut, mit einem Gesetze antworten, und am allerwenigsten darf man ein solches Gesetz in die Form von Superlativen kleiden. Andere mögen anders fühlen, mir däucht eine lange Reihe von Versen die alle ihren Schwerpunkt am Ende tragen, unerträglich eintönig, wie die Musik eines Schmiedehammers. Glücklicherweise ist der Fall auch selten; Goethe, auf den man sich allzugern beruft, liebt es allerdings nicht ganz werthlose Wörter in den Reim zu bringen, aber auf das mannigfachste lässt er die Stellung der gewichtigsten Silbe im Verse wechseln. Von Gedichten welche zum Gesang bestimmt sind, sehe ich ab; da greift eine fremde Kunst mit fremdartigen Ansprüchen herüber.

Doch es gibt, den Reim einzuprägen, ein noch wirksameres Mittel als den Accent auf ihm; das ist die Pause nach ihm. Man lese die beiden Goetheschen Zeilen:

> Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
> Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!

*Schwüle* und *Luft* sind hier die beiden stärkstbetonten Wörter; aber jenes, welches eng mit dem Folgenden zusammenzusprechen ist, wird nicht nur weniger fest im Ohre haften als dieses, welches doppelt hervortritt (als letztes, wie als vornehmstes Wort seines Satzes), sondern weniger sogar als ein anderes und unbedeu-

tenderes Wort nach welchem die Stimme ausruhen darf. Man hat gemeint, dem Ende eines Verses müsse ein Haltepunkt der Stimme entsprechen. Es ist dies ein Irrthum. Ebensowenig wie der Versfuss mit dem Worte, braucht der Vers mit dem Satze oder Satzgliede abzuschliessen. Alle möglichen Gattungen ungereimter Verse bezeugen es auch für das Deutsche; Lessing in seinem „Nathan“ hat das Zusammenfallen metrischer und syntaktischer Abschnitte geradezu vermieden. Zwischen gereimten Versen jedoch, wenn sie nicht ganz kurz sind, kommt das Uebergreifen untrennbaren Wortgefüges unserer Zunge und unserem Ohre beschwerlicher und bedenklicher vor. Wir müssen durch eine stärkere oder langsamere Aussprache des Reimwortes die fehlende Pause nach ihm ersetzen, eine um so schwierigere Aufgabe je leichter dieses Wort wiegt.

Franzosen und Deutsche gehen in allem was die Dichtkunst betrifft, sonst weit auseinander; ihre Behandlung des Reims, welchen Frau von Staël das Echo des Gedankens nennt, hat ein wunderlicher Zufall nahe zusammengerückt. Bei den Franzosen ist es das Vornüberstürzen der Wörter und Sätze welchem der Reim seine wichtige Rolle im Vers verdankt. Das *enjambement* — so heisst hier die Verklammerung zweier Verse durch den Sinn — kam nach dem Muster der Alten zu Ende des Mittelalters auf und wurde noch von Ronsard häufig angewandt; aber dank Malherbe

*Les stances avec grâce apprirent à tomber,*
*Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.*

Die Romantiker versuchten, wie alles Verpönte, es wieder zu Ehren zu bringen. Es liegt auf der Hand

dass — besonders im Französischen — mit dem *enjambement* auch eine ganze Reihe allzudürftiger Reimwörter ausgeschlossen werden, und dass also das eine Mittel zur Hervorhebung des Reimes dem anderen Vorschub leistet.

Anders denken die südlichen Romanen über den Reim. Bei ihnen zeigt sich der Reim nie in so vernachlässigter Kleidung wie oft bei uns; trotzdem erweisen sie ihm nicht die fürstlichen Ehren wie wir und die Franzosen. Liest ein Deutscher italienische Verse vor, so kann er kaum der Versuchung widerstehen auch vor nichtssagenden Reimwörtern Front zu machen. Der Italiener, das heisst der gebildete, gleitet ohne jeden Anstoss über sie hinweg, ja dämpft sogar die Aussprache der gewichtigeren etwas herab, sodass sich ein deutscher Zuhörer oft nur mit Mühe den Reim herausfischt, um sich krampfhaft an ihm festzuhalten. So sinnfälliger, fast sage ich grober Mittel bedarf es uns eine bestimmte poetische Form oder die poetische Form überhaupt zum Bewusstsein zu bringen. Durch Verklammerungen wird uns die unbefangene Freude an Vers und Reim fast gestört; dem Südländer dienen sie zu ganz besonderer Verschönerung seiner Oktaven, und er versagt sich auch die kühnsten nicht. Bei dem ernsten Tasso sind sie noch zahlreicher als bei dem heiteren Ariost. In der *Gerusalemme liberata* mögen wir tadeln dass der Vers mit dem Artikel abbricht:

*E quinci il petto e le mammelle, e de la*
*Sua forma insin dove vergogna cela;*

im Brief und in der Satire erachte ich jede Freiheit der Art für gestattet. Solche leichte Dichtung erheischt auch bei uns ein häufiges Hinüberspielen des Gedankens

aus einem Vers in den anderen, oder sie ist nicht das was sie sein soll. Gar wohl weiss dies einer unserer neuesten Dichter der manche hesperische Kunst so erlernt hat dass sie ihm angeboren scheint: wie eine Lacerte raschelt sein „Salamander“ dahin, in anmuthigen, doch unberechenbaren Windungen.

Um Alles in Einem zu sagen, es lässt sich im Wesen der Schönheit nicht begründen dass „Form und Gedanke an derselben Stelle gipfeln müssen“, dass nothwendigerweise ein gereimtes Gedicht „wie eine Perlenschnur sei, zusammengefügt aus lauter selbständigen Bildern“. Das inhaltsschwerste Wort mag bald im Reim, bald ausserhalb desselben stehen, der Gedanke bald mit dem Vers enden, bald über ihn hinausreichen; kreuzen sich hier Sinn und Form, so thut ihr Zusammengehen dort um so grössere Wirkung, und es wird das verhütet was von allen Dingen das Lästigste, die Eintönigkeit.

Wenn daran liegt dass das Reimwort das bedeutsamste des Verses, so muss nicht minder daran liegen dass die betonte Reimsilbe die bedeutsamste des Wortes sei. Als bedeutsamste Silbe haben wir aber die Stammsilbe zu betrachten, und da im Deutschen fast ausnahmslos auf dieser der Ton ruht, so erscheint es hier unmöglich die zweite Forderung nicht zu erfüllen. Nach Delbrück sind die italienischen und spanischen Reime geistloser als die deutschen, weil unter ihnen die Reime auf den Endungen überwiegen. Diese Beobachtung muss ich für eine irrige erklären. Im Italienischen verhält sich der Endungsreim zum Stammreim durchschnittlich wie 3 : 10. Im Spanischen ist in dieser Beziehung die Verschiedenheit zunächst zwischen den

einzelnen Dichtungsarten, dann zwischen den einzelnen Dichtern eine auffallende; für Brief und Satire z. B. ergibt sich das Verhältniss von 7 : 10, für die epische Stanze ist der Bruch im Ganzen weit beträchtlicher, die Schwankungen jedoch ausserordentlich stark. Bei Manchen finden wir ihn 8 : 10, bei Andern, z. B. bei Ercilla 20 : 10. Im Reim kommen von den Partizipien der *A*-konjugation auf 100 bei Ercilla etwa ein Dutzend bei Ariost, obwohl ihre Häufigkeit in den beiden Sprachen selbst keine sehr starke Differenz aufweist. Das Französische stellt sich ungefähr in die Mitte zwischen das Italienische und das Spanische.

Doch wir wollen uns nicht weiter mit der Statistik befassen, deren Zahlen uns wie Bleigewichte abwärts ziehen. Nur sei noch bemerkt dass wir, um jedem Einwand vorzubeugen, den Ausdruck „Endung“ in möglichst weitem Sinne genommen, dass wir nämlich bis in das Lateinische zurückgegriffen haben. Für den vorliegenden Zweck hätte eigentlich nur das als Endung zu gelten was noch wirklich als Endung an einem ebenso deutlichen Stamm gefühlt wird. Wir können dies nicht näher auseinandersetzen, wenn wir nicht aus der Scylla in die Charybdis, d. h. aus der Statistik in die Linguistik gerathen wollen. Auf keinen Fall sind die französischen *prestige* und *prodige* endungsbetonte Wörter, wie Delbrück behauptet. Dass den romanischen Sprachen die Abwechslung zwischen Stamm- und Endungsreim gegönnt ist, das gerade rechne ich ihnen als Vorzug gegenüber dem Deutschen an, das an den Stammreim gebunden ist. Wie kann man das Englische den übrigen Sprachen voranstellen, da „es von seinen Wörtern fast nichts übrig gelassen

als die Stammsilben“! Besitzt, nach Allem, das sinnliche Element des Reims im Vergleich zum geistigen so geringe Bedeutung dass der erste beste Gleichklang auch der beste ist, dass der weibliche Reim trotz seiner Anmuth nichts vor dem männlichen voraus hat, und wiederum der volle und mannigfache Vokalauslaut der italienischen Endungen nichts vor dem matten und gleichartigen der deutschen?

Ich hatte mich mit diesen Bemerkungen über den Reim begnügen wollen, aber während ich sie niederschrieb, ward mir ein Anlass ihnen auch einige über den Rhythmus hinzuzufügen. Als Beleg dafür dass die Aesthetik noch in dem jugendlichen Alter einer nationalen Wissenschaft steht, fielen mir folgende Zeilen Vischers in die Augen: „Die romanischen Völker zeigen in dem ganz unorganischen Verhältnisse worein sie das Sprachmaterial zu der Versform setzen, dass mit der Verstümmelung, Mischung und Auflösung des Lateinischen woraus jenes hervorgegangen, auch die Innigkeit des rhythmischen Gefühles verloren gegangen ist. Sie zählen nur die Silben und spannen, unbekümmert um den Wortaccent, grossentheils selbst um die Quantität [—?], den Vers darüber.“ In alledem ist nicht ein Wort richtig. Die alte Mähr von dem lateinischen Scherbenberge, dem Untergrunde alles romanischen Unkrauts verdient es nicht angefochten zu werden, wohl aber die in der Wissenschaft gebräuchliche Bezeichnung der romanischen Metrik als einer silbenzählenden. Dieser Ausdruck kann nicht bedeuten dass ein bestimmter Vers eine bestimmte Silbenzahl hat (das gilt auch von den meisten deutschen Versen), sondern dass diese Silbenzahl sein einziges

Gesetz bildet, wie ja auch Vischer deutlich genug ausspricht. Wer aber das glaubt, der kennt keine romanischen Verse; denn er weiss nichts von Versaccenten und Caesuren. Man vergröbert den Irrthum noch dadurch dass man den Ton auf das Wort „zählen" legt und dem rohen Silbenzählen das feinere Silbenwägen gegenüberstellt. Wenn jedoch die Romanen Silben zählen, so zählen andere Völker Füsse oder Hebungen. Und ein deutscher Sonettenschmied gebraucht immerhin eher die Finger zu seinen fünf Hebungen als ein italienischer zu seinen elf Silben. Schon manche der Besseren unter uns haben unwissentlich Lieder mit einem Fusse zu wenig oder zu viel in die Welt gesetzt und sie durch den Druck geechtigt; in den Kneipen Trasteveres wohnte ich öfters gemüthlichem Wettgesange bei, wehe dem der in der dichterischen Hitze sich nur um eine Silbe irrte! Aha, wird man sagen, auch hier jene mechanische Fertigkeit der Romanen! aber sie verbirgt den Mangel an Innigkeit des rhythmischen Gefühles. Wie steht es nun damit?

Ueber die Grundsätze der romanischen Metrik wäre ein langes Kapitel zu schreiben; hier sind mir nur wenige Worte gegönnt. Entschiede, wie so Viele meinen, im Romanischen allein die Silbenzahl, woher käme es dann dass

*Tornate sereni,*
*Begli astri d'amore*

ganz andere Verse sind als

*Oh Dio! chi sa se mai*
*Ti sovverrai di me! —?*

In Versen derselben Gattung erscheint immer derselbe Rhythmus angedeutet. Der beliebteste italienische

Vers, der *endecasillabo piano*, ist jambisch gefärbt; er kann völlig zu einem jambischen, nie zu einem trochäischen Verse werden. Seine zwei Hauptaccente sind die eines jambischen Verses; der eine ruht fest auf der zehnten Silbe, der andere schwankt zwischen der vierten, die aber begünstigt wird, und der sechsten. An allen übrigen Stellen braucht die Wortbetonung nicht mit dem Rhythmus des jambischen Verses übereinzustimmen. An einer derselben, vor oder nach dem ersten jener Hauptaccente, unterscheidet man noch einen (jambischen oder trochäischen) Nebenaccent. Welche Mannigfaltigkeit wird durch die Verschränkung rhythmischer Geschlechter erzeugt! welches Werkzeug dem Dichter in die Hand gegeben die wechselnden Stimmungen und Gedanken oder nur diesen Wechsel überhaupt in der metrischen Form zu versinnbildlichen! Petrarca schildert zu Beginn eines Sonetts wie er, in Gedanken versunken, die einsamsten Gefilde durchmisst, und er bedient sich dazu fast reiner Jamben:

*Solo e pensoso i più deserti campi* (4, 8, 10)
*Vo misurando a passi tardi e lenti* (4, 8, 10)
*E gli occhi porto per fuggir intenti,* (4, 8, 10)
*Dove vestigio uman l'arena stampi.* (4, 6, 10)

Man vergleiche damit die erste Strophe von Ariosts dreizehntem Gesange:

*Ben furo avventurosi i cavalieri* (6, 10)
*Ch' erano a quella età, chè nei valloni,* (4, 6, 10)
*Nelle scure spelonche e boschi fieri,* (3, 6, 10)
*Tane di serpi, d'orsi e di leoni,* (4, 6, 10)
*Trovavan quel che nei palazzi altieri* (4, 8, 10)
*A pena or trovar puon giudici buoni:* (6, 7, 10)
*Donne che nella lor più fresca etade* (6, 8, 10)
*Sien degne d'aver titol di beltade.* (2, 6, 10)

Besonders lebendige Wirkung, gleich der Brandung zwischen entgegengesetzten Wellenströmen, übt die unmittelbare Nachbarschaft der beiden ersten Accente aus, wie hier im sechsten Verse und im Anfangsverse des Furioso:

*Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori.*

Auch die Verschmelzung zweier Vokale zu einer Silbe fördert nicht wenig den anmuthigen Fall italienischer Verse. Wie hölzern würde der schöne Vers Dantes:

*Amor che a nullo amato amar perdona*

klingen, wollten wir, nach Art der Lateinschüler, die Endvokale von *che, nullo, amato* wirklich elidieren.

In deutschen Versen bleibt sich der Rhythmus immer gleich. Aus Platens trochäischem Tetrameter:

Weh den Persern! Römer kommen, Römer zieh'n im Flug heran

schallt uns der militärische Geschwindschritt der anrückenden Römer entgegen; wie aber, wenn ganz nach demselben Takte „die stolze Frau"

— im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt?

Ja wahrhaftig, unsere Verse gleichen gut gedrillten Soldaten die stramm einhermarschieren, einer wie der andere; daneben erscheinen die italienischen Verse wie gewandte Tänzerinnen von denen jede nach eigenem Gutdünken dahinzugaukeln scheint, in der That aber nur Variationen einer und derselben Grundfigur ausführt. Was wir uns auch sonst auf deutsche Schulung gegenüber romanischer Ungebundenheit zugute thun dürfen, hier doch gewiss nichts! Während im Italienischen der Grundrhythmus des Verses über

dem Sprachmaterial auf und niederschwebt, ist im Deutschen Beides fest aneinander geschmiedet; kann man dies Verhältniss als organisches, diesen Zwang als Innigkeit bezeichnen? Wenn nun ein Italiener von deutschen Leierversen spräche, nachdem wir so oft von italienischen Leiermelodien gesprochen haben? Unsere Uebersetzer bleiben daher weit hinter dem leichten Fluge der italienischen Stanzen zurück. Hier und da hat zwar Einer die ausländische Freiheit nachgeahmt, und es mag überhaupt besser sein dem Wortton wo er sich einmal gegen den Verston spreizt, sein Recht zu lassen als die Sprache mit eisernem Drucke in das metrische Schema zu pressen. Der zweite der beiden Rückert'schen Verse:

Ich hätte Herzzerreissendes zu singen,
Wollt' ich enthüllen was *tief* in mir lodert

wird erträglicher, wenn wir ihn in der (angedeuteten) italienischen Weise lesen als wenn wir „wollt' ich" und „tief in" zu jambischen Spondäen vergewaltigen. Doch wird Solches die Meisten fremdartig anmuthen, und allerdings ist unserer Sprache von Haus aus ein anderer Weg gewiesen Leben und Buntheit in einen Rhythmus zu bringen. Ganz ähnlich wie Griechen und Römer durchaus an der Zahl der Füsse festhielten, der Darstellung des Fusses aber mehr als eine Möglichkeit verstatteten, so kam es auch unseren Vorfahren nur auf die Zahl der Hebungen an, die Senkungen behandelten sie in freier Weise, ja unterdrückten sie gänzlich. Unsere heutigen volksthümlichen Masse haben nur einen kleinen Theil der alten Gelenkigkeit gewahrt, und doch zeigt schon die metrische Gleichheit etwa zwischen „Du hast Diamanten und Perlen" und „Du

hast die schönsten Augen", wie viel unserer Kunstdichtung entgeht.

Vielleicht sagt Jemand, es seien die deutsche und die romanische Metrik überhaupt nicht dazu geeignet miteinander verglichen zu werden; jede entspreche am Besten einem eigenartigen und ursprünglichen Bedürfnisse. Er könnte Recht haben. Eher würden der Himmel und die Erde zwischen denen wir geboren, ihre Macht über uns verlieren als die Weise die an unserer Wiege ertönte, und das Lied das wir zuerst lallten. Wollen wir aber einmal vergleichen, so müssen wir uns nicht bloss so weit über den heimischen Boden erheben dass wir gerade auf das fremde Gebiet hinlugen können, sondern wir müssen dem einen so fern sein wie dem anderen. Von solcher Höhe aus werden wir der äusseren dichterischen Form wenigstens der Italiener und Spanier den Vorzug vor der der Deutschen zuerkennen; denn anziehender und anregender als die feste und starre, wirkt auf uns die freie und feine Beziehung jener Form zum sprachlichen Stoffe, das Lösen und Binden, der Widerstreit und die Versöhnung zwischen beiden Theilen. Man hat das sonst kaum bestritten. Der alte Wieland drückte es in so derber Weise aus dass es Gervinus eine Schande nennt. Heutzutage dürfte man eher geneigt sein der eben gemachten Behauptung entgegenzutreten, und der Grund hiervon soll noch auf wenige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit fesseln, die er eigentlich in höherem Masse verdient als die Sache selbst.

Wir lieben es uns von Chauvinismus ganz freizusprechen und sind im Irrthum. Der Chauvinismus äussert sich, wie ja durchaus natürlich ist, bei uns

anders als bei unsern Nachbarn; dort prägt er sich im aufgeregten Gebärdenspiel aus, hier verbirgt er sich in ein überlegenes Lächeln das um die Mundwinkel zuckt. Er treibt die Franzosen zur Unvernunft, uns zur Uebervernunft, d. h. zur Spitzfindigkeit. Er ist bald heisses, bald kaltes Fieber. Wer gewohnt ist, einen grösseren Theil unserer Tages- und Wochenpresse zu durchblättern, wird mir beipflichten. Ein Gegensatz besonders zwischen Romanismus und Germanismus wird fast zu Tode gehetzt, der von Form und Gehalt, oder Schein und Wesen. Manche Kunstrichter scheinen selbst erst vom Aeusseren auf das Innere zu urtheilen; wenn man sie hört, sollte man glauben dass in jeder plumpen Ente, wie in der des deutschen Volksmärchens, eine wunderschöne Königsbraut verzaubert stäke, und in jedem blendenden Weib, wie in der Alcina des italienischen Sängers, eine verruchte, hässliche Hexe. Wunderbar übrigens dass Keiner noch bei dem so abgebrauchten Gleichniss von Schale und Kern an die Steinfrüchte gedacht hat. Ist es doch oft — wenn wir überhaupt jenen starren Gegensatz gelten lassen — gerade die Form an welcher sich die schöpferische Kraft erprobt. Wie mancher Schriftsteller leiht seinem Helden die schönsten, die geistreichsten und rührendsten Reden, aber keinen Tropfen Blutes an dem sich unser Blut zu erwärmen vermöchte; wie mancher Maler macht sein Gretchen zu einem Ausbund von Innigkeit und aller weiblichen Tugend und lässt es ihr an dem Wesentlichsten fehlen um einen Faust zu entflammen. Gewiss wir Deutschen sind gründlich; doch wenn wir fünfmal auf den Grund gehen um uns köstliche Perlen heraufzuholen, so thun

wir es das sechste Mal einfach deshalb weil wir nicht schwimmen können. Nun, wenn unsere Neigung und unser Vermögen so beschaffen sind, warum sollten wir den Romanen in Dingen die zur Form gehören, den Ruhm zu schmälern trachten? Sie sind in solchen unsere Lehrmeister gewesen und können es zum Theil noch sein. Oder hätten wir ganz vergessen wie viel starres Eis uns Süd- und Westwind hinweggethaut, wie viel herrliche Knospen sie uns geöffnet haben?

## XIII.

## Liebesmetaphern.

Monsieur Jourdain verwundert sich sehr, als man ihn belehrt, er rede Prosa, wenn er sagt: *Nicolette, donnez-moi mon bonnet de nuit*, und das Publikum ergötzt sich weidlich an seiner Verwunderung. Würde aber nicht wiederum der grösste Theil des Publikums sich sehr verwundern, wenn man ihm mittheilte dass nicht nur Monsieur Jourdains Prosa, sondern alle Prosa eigentlich nichts Anderes ist als Poesie? Eines der Hauptmittel durch die der Dichter wirkt, sind die abgekürzten Gleichnisse, die Metaphern. Auch sie unterliegen jenem allgemeinen Gesetze welches die Angewöhnung und die Vererbung auf die Anpassung folgen lässt. Sie werden Gemeingut der Sprache, und so lange sie noch auf deren Oberfläche liegen, bleiben sie ohne Weiteres jedem Auge in ihrem wahren Wesen erkennbar; aber nur das sorgsam prüfende, ja künstlich geschärfte Auge entdeckt dass unser Gesammtschatz von Wörtern und Wendungen in ähnlicher Weise und fast in gleichem Grade aus dichterischen Bildern, den Schöpfungen vieler Jahrtausende zusammengesetzt ist wie aus Organismen der Vorwelt das Kreide- oder das Steinkohlengebirge. Die Wissenschaft hatte bis jetzt mit dem leiblichen Leben der Sprache

allzu viel zu thun um tiefer in deren Seelenleben einzudringen, insbesondere die Bildung der Metaphern zu untersuchen, was doch um so verlockender erscheint als hier mehr als bei andern Untersuchungen die Phantasie als Mitarbeiterin herangezogen wird, und wir uns veranlasst sehen unsere Kraft im Nachfühlen und Nachschaffen zu erproben. Nun hat diese Aufgabe in der That einen Gelehrten, den Dr. Fr. Brinkmann in Altona verlockt. Er macht die Metaphern zum Gegenstande eines grössern Werkes, dessen erster Band, über „die Thierbilder der Sprache", vor einem Jahre an den Tag getreten ist. Wir finden zwar in diesem Buche eine etwas schulmeisterliche Breite und eine nicht ganz schulmeisterliche Ungleichmässigkeit im Citieren, einige Irrthümer und einige Vergesslichkeiten (wie bei dem spanischen *Ha habido allí la de San Quintin* die Schlacht von St. Quentin, und bei dem italienischen *civetta* für „Kokette" die Rolle des Käuzchens als Lockvogels übersehen wird); im Ganzen jedoch hat es Anrecht auf ein lobendes Zeugniss. Statt von etwas zu sprechen was darin steht, will ich von etwas sprechen was nicht darin steht, aber darin hätte stehen können. Der Mensch ist nicht immer in gleicher Weise aufgelegt Metaphern zu erfinden und zu gebrauchen; unter welchen Umständen werden die Metaphern am frühesten und am reichsten zur Entfaltung kommen?

Man hat behauptet, es gäbe im Grunde nicht mehr als zwei Triebfedern menschlichen Thuns: die Liebe und den Hunger. Zum mindesten sind es die einzigen welche allen Menschen nicht bloss, sondern allen Wesen angeboren sind, welche bis in die Anfänge

des organischen Lebens, bis in den Häckel'schen Urschleim hinaufreichen. Beide sind selbst wiederum nur zwei Formen des Erhaltungstriebes, von denen die eine für die Species, die andere für das Individuum sorgt. Auf die Metapherbildung hat der Hunger gar keinen Einfluss. Dem geistreichsten Schusterbuben der in einem Schaufenster eine Trüffelwurst und eine Rebhühnerpastete bewundert, wird keine, auch noch so unbedeutende Metapher einfallen; seine ganze Einbildungskraft wird sich im Gaumen concentrieren. Aber die Liebe! .... wo sie mit ihrem Zauberstab hinrührt, da spriessen Metaphern auf, die wunderbarsten in üppigster Menge aus fruchtbarem Boden, und selbst der dürrste bedeckt sich mit einem Anfluge von Grün. Ja, die Liebe hat geradezu die Metaphern erschaffen, und das ist kein Wunder, hat sie doch die Sprache selbst erschaffen.

Um den Ursprung menschlicher Dinge zu ergründen, richten wir heutigentags den Blick nicht mehr aufwärts, sondern abwärts; in der thierischen Sprache nehmen wir, dem Fingerzeige Darwins folgend, die Keime der menschlichen wahr. Der Stimme bedienen sich die Thiere entweder monologisch oder dialogisch; sie stossen entweder unter dem Drucke innerer Erregungen unwillkürliche Laute aus, Interjektionen, die sich zu keiner wirklichen Sprache fortbilden können, oder sie theilen sich einander gewisse Dinge mit. Diese Mittheilungen sind im Wesentlichen wiederum doppelter Art: einerseits kurze, geschäftsmässige, wie Warnung vor Gefahr, Aufforderung zur Hülfeleistung, Einladung zur Mahlzeit, andrerseits — und darauf kommt es uns allein an — Gefühlsergüsse. Die Männchen

bewerben sich um die Weibchen auf mancherlei Weise. Unter den Vögeln gibt es verschiedene welche vor den Augen ihrer Schönen die merkwürdigsten Tänze, Märsche und Flugübungen veranstalten; die meisten aber suchen durch ihren Gesang einen günstigen Eindruck hervorzubringen. Die alten Liebesdichter, welche bemerkten dass die Lust zum Singen sie zu derselben Jahreszeit wie die Vögel anwandelte, nämlich im Lenz, wo die Liebessehnsucht mit neuer Stärke erwacht, sie waren geneigt, die süssflötende Nachtigall, die girrende Turteltaube als ihre Lehrmeisterinnen zu betrachten. Zwischen der Gebärdensprache und dem Gesange steht eine Art Instrumentalmusik, wie sie von Pfauen, Spechten, Paradiesvögeln u. s. w. ausgeführt wird. Auch bei Thieren niedrigerer Klassen begegnen wir entsprechenden Erscheinungen. Wenn die Männchen der Heuschrecken und Grillen mit den Flügeldecken ein verliebtes Geräusch erzeugen, so thun es die Cikaden mit den Athmungsorganen. Die Weibchen bei diesen verschiedenen Insekten sind stumm; daher ruft der Dichter Xenarchos aus: „Glücklich sind die Cikaden, denn sie haben stumme Weiber!“ Zu den eifrigsten, freilich nicht den lieblichsten Sängern gehören die Frösche, von denen man sagen könnte, sie besässen sehr heisses Blut, wenn es nicht zufällig kalt wäre. Nun nimmt es Wunder dass gerade die am höchsten stehenden Thiere, die Säugethiere, im Allgemeinen eine so viel geringere musikalische Begabung an den Tag legen; doch wird z. B. von einem der nächsten Verwandten des Menschen, einem Gibbonaffen berichtet dass er einen sehr melodiösen Gesang ertönen lasse. Und so dürfen wir wohl auch dem Ur-

menschen einen Liebesgesang zutrauen, welcher im Laufe der Zeiten zu einer menschenwürdigen Sprache fortgeschritten ist. Noch heute haftet das musikalische Element manchem Idiom als integrierendes an, zum Beispiel dem annamitischen, welches den Missionären wie ein Vogelgezwitscher vorkam. Aber wodurch und auf welche Weise hat sich aus einem Gesang ohne Worte ein Gesang mit Worten entwickelt? Dadurch dass sich die Empfindungen allmählich zu Vorstellungen klärten, und auf ähnliche Weise wie in weit späterer Zeit aus dem Bild die Wort-, die Silben-, die Buchstabenschrift hervorging. Nicht, wie wir annehmen, mit Worten hat der Mensch begonnen zu sprechen, die er dann zu Sätzen zusammenfügte, sondern mit Sätzen, aus denen sich dann reliefartig die Worte mehr und mehr herausarbeiteten. Doch auch die Wortsprache würde nur ein dürftiges Stammeln geblieben sein, wäre sie nicht von der Metapher befruchtet worden.

Aus der Aehnlichkeit zwischen den Dingen ein Mittel für die Sprachbildung zu gewinnen, das war eine kühne Neuerung, und sie möchte wohl zuerst gewagt worden sein in jener freudigen Anspannung welche alles Entfernte nahe zusammenrückt und jede Schaffenslust befeuert. Zu der Gefährtin sprach ja der Mann zuerst, und von ihr vor Allem; ein Abbild der leuchtenden und wärmenden Scheibe welche vom Himmelsgewölbe auf die ganze Erde herabblickte, erschien ihm das Auge aus welchem Sorge und Liebe ihm allein entgegenstrahlten; in der weichen Stimme die ihn koste, glaubte er die sehnsüchtigen Triller der Nachtigall wiederzuerkennen. Wenn die ältesten „radikalen“ Metaphern sich fast sogar den Anstrengungen

unserer Einbildungskraft entziehen, so sind die Anfänge der, wie Max Müller sie nicht ganz treffend nennt, „poetischen“ Metapher schon in grössere Helle gerückt, indem sie einen ziemlich ausgedehnten Wortschatz voraussetzen. Welches war wohl die erste Liebesmetapher dieser zweiten Klasse? Tauchen wir mit anthropologischer Zuversicht unsere Blicke in die Tiefe von vielen Jahrtausenden. Unter einer riesigen Platane an der ein munterer Bach vorbeirauscht, sitzen ein Mann und ein Weib — oder soll ich noch sagen: ein Männchen und ein Weibchen? Seine Familie ist von Alters her auf dem Baume ansässig gewesen; sein Urgrossvater, auf den er sich noch besinnen kann, hat fast bis zu seinem Tode den fünften Stock bewohnt, und der pflegte von seinen Sprösslingen, welche ins Parterre hinabgezogen waren und nur gewisse weihevolle Stunden oben zubrachten, zu sagen, es wären „herabgekommene“ Gesellen, das heisst, er grunzte das mehr so heraus. Besagtes Parterre nun, ihnen einstens von einem *Ursus spelaeus* infolge Hinscheidens gutwillig überlassen, befindet sich an dem Abhange eines Berges der sich steil hinter dem Baum erhebt; vorn am Eingang, von welchem ein aus starken Aesten zusammengefügtes Thor beiseite geschoben ist, liegt eine Menge sehr sauber abgenagter Hirschknochen, die Reste der letzten Mahlzeiten, und weiter hinten, von rohem Geräthe umgeben, der einzige Rock des früheren Hausbesitzers, der dem jetzigen zum Ruhepolster dient. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne, welche einen solchen tieferen Einblick in die Häuslichkeit unseres Paares ermöglichen, spielen um das Antlitz des Weibes, und in dieser Beleuchtung

erregt sie das besondere Wohlgefallen des Mannes; es däucht ihm, ihre Wangen seien weniger behaart als die seinigen, der Prognathismus bei ihr geringer als bei ihm, und zum ersten Male empfindet er dies Minus als einen höheren Grad von Schönheit, wie ihm das Plus bei seinem seligen Urgrossvater immer einen ziemlichen Abscheu einflösste. Er fühlt sich so glücklich wie sich überhaupt der Mensch damals, nachdem er erst so kurze Zeit den Affen hinter sich hatte, nur fühlen konnte; er hat vortrefflichen Appetit gehabt, besonders hat ihm die Hirschleber gemundet, und nun verschmilzt ihm der Nachgeschmack kulinarischer Freuden so gänzlich mit dem Vorgeschmack besserer dass er, um der Genossin seine Zärtlichkeit einmal auf ganz auserlesene Weise kundzuthun, nichts Anderes findet als: „Du, du . . . Hirschleber!“ Ihr wird das sehr komisch vorgekommen sein, und vielleicht meint auch noch heute Einer oder der Andere, selbst von einem Urmenschen hätte sich ein etwas passenderer Ausdruck erwarten lassen. Allein hat nicht jederzeit die Liebe gern von dem metapherlosen Hunger ihre Metaphern entlehnt? Wenn ein Liebhaber gar nichts mehr zu sagen weiss, was sagt er dann? „Ich möchte dich vor Liebe auffressen“, oder: „Ich habe dich zum Fressen lieb.“ Welche sinnliche Empfindung ruft nach der allgemein gültigen Terminologie der Kuss hervor? „Er schmeckt.“ Welches Beiwort wird vor Allem auf die Liebe und die Geliebte angewendet? „Süss.“ Von den „süssen“ Benennungen selbst, wie „Honig“ (so wenigstens bei den alten Römern), „Zuckerstange“, „Chokoladenplätzchen“ u. s. w. will ich schweigen; doch kann ich hier nicht den Verdacht

zurückhalten dass sehr Vielen, wenn sie sagen „mein Hühnchen!“, nicht das pickende, gackernde Ding vorschwebt welches auf dem Hofe herumläuft, sondern das resch gebratene mit dem weissen, zarten Fleische — eine Annahme die allerdings für Norddeutschland unzulässig ist. Nicht immer, auch nicht während der Morgenröthe der Menschheit, war der Ehemann gegen die Frau galant; als er einst auf ihr dringendes Zureden einen bräunlich-grünen Apfel ass und danach das heftigste Leibweh verspürte, erinnerte er sich daran wie einst ein hübsches, glattes Thier sich ihm in graziösen Windungen genähert und durch einen Stich in die Ferse ihm Krämpfe und fast den Tod gebracht hatte, und so entfuhr ihm das zornige Wort: „Du Schlange!“ Aus dieser Metapher ist der jüdische Mythus von der Schlange und dem Apfel erwachsen. Max Müller kennt viele von derlei mythologischen Metaphern. Aber der Mann entdeckte im Weibe nicht nur den Wiederschein sinnlicher Dinge, sondern auch den übersinnlicher. Noch ehe er ihre innere Güte schätzen lernte, sah er dass sie an körperlicher Anmuth über ihm stand und durch die Macht seine Bewerbung anzunehmen oder abzulehnen, vorübergehend die Herrin seines Geschickes war. Das Gefühl der Verehrung empfand er zuerst dem Weibe gegenüber, das Weib führte ihn auf die Vorstellung von höheren Wesen.

O Justina, ihr in deren
Reiz die menschliche Natur
Uns mit Stolz gebeut die Spur
Einer göttlichen zu ehren,

heisst es in Calderons „Wunderthätigem Magus.“ Die ganze Stufenleiter der höheren Wesen in der Phantasie

des Liebhabers zu durcheilen, das verblieb für alle Zeiten der Geliebten als ein Vorrecht; sie ist ein Engel, ein Abgott, eine Göttin, sie ist Gott selbst;

Herrin, ich glaube Gott zu sehen,
Betracht' ich euren süssen Leib,

singt der alte Troubadour Peire Vidal. Also sprechen und beten lernte der Mann um des Weibes willen; er hat es dann wiederum ihr gelehrt, und ich denke, schliesslich hat sie es in beiden Künsten weiter gebracht als er. Die Liebe — nicht den Krieg, wie Manche thun, haben wir überhaupt als den Urquell der Civilisation anzusehen; jener Cimon der Boccaccio'schen Novelle welchen die Liebe aus einem blöden, thierischen Wesen zu einem gefühlvollen, denkenden, unternehmenden umwandelt, Cimon ist die Menschheit selbst.

* * *

Wie ich schon gesagt habe, ist alle Sprache anfänglich Poesie und muss es sein; Poesie bedeutet nichts Anderes als Schaffen und zwar Schaffen der Einbildungskraft auf dem Gebiete der Sprache. Aus dem ewig bewegten schäumenden Elemente lagert sich allmählich die Prosa ab. Die älteste Poesie ist nicht die religiöse. Verschiedene nämlich haben diese Ansicht gehegt, z. B. Boccaccio, der in seinem „Leben Dantes" die innige Verwandtschaft der Theologie und der Poesie nachweist: die Theologie sei eine „Gottespoesie", d. h. eine welche Gott zum Gegenstand habe, und die Poesie sei entsprungen aus den „weihevollen Lobpreisungen welche der Gottheit dargebracht wurden". Auch erkennt er den Einfluss den die strengen, feierlichen Kultusformen auf die Ausbildung fester Dichtungsmasse

haben mussten. Aber wenn in der That die ältesten unter den uns überlieferten Denkmälern so vieler Sprachen in religiösen Dichtungen bestehen, so kann doch die Erstgeburt der Liebespoesie nicht in Frage gestellt werden. Die Liebe hat nicht nur jene erste Poesie ins Leben gerufen welche die Sprache selbst war, sondern auch die eigentliche Poesie die sich wieder von der Prosa abhob, und das thut sie im einzelnen Menschen immer von neuem. Für diesen allgemeinen und individuellen Ursprung der Poesie aus der Liebe könnte ich mich auf Hunderte von Dichtern berufen, auf die glänzendsten Autoritäten, wie Dante, Tasso, Shakspeare; ich lasse es mir an einer einzigen und sehr bescheidenen Anführung genug sein. Ein italienisches Volkslied sagt (in der Uebersetzung von Paul Heyse):

Und wollen mich die klugen Leute fragen,
Von wem ich es gelernt in Versen sprechen,
Im Herzen muss ich jene Gluthen tragen
Die klingend, singend dann zu Tage brechen;
Am Tag da Nanna mir zuerst begegnet,
Da ward mit Versen mir der Geist gesegnet.

Geister die trotz aller Liebesgluthen doch nicht mit Versen gesegnet werden, bringen immerhin Metaphern fertig, die ja der Urkern, der wesentliche Bestandtheil der Dichtung sind.

Unter den Liebesmetaphern, mögen sie nun in gebundener oder ungebundener Rede auftreten, nehmen jedenfalls den ersten Rang diejenigen ein welche die Schöne anrufen und begrüssen. Sie werden überall sehr häufig gebraucht; aber wenn die Nordländer nur freigebig sind, so sind die Südländer verschwenderisch.

Wir brennen ein paar Raketen und Schwärmer ab, und damit ist's gut; sie giessen einen fortwährenden, in allen Farben sprühenden Feuerregen aus. Wir pflücken ziemlich bescheiden, dafür auch zuweilen mit Sinnigkeit und Auswahl einige frische Triebe vom Baum der Sprache; sie rütteln in heftiger Leidenschaft an demselben, als ob kein Blatt, keine Blüthe oben bleiben sollte. Um die Schönheit der Geliebten zu verherrlichen, ist ihnen nichts zu theuer und nichts zu billig, nichts zu fern und nichts zu nah, nichts undenkbar. Mit den Himmelskörpern gehen auch wir sehr leichtsinnig um:

> So ein verliebter Thor verpufft
> Euch Sonne, Mond und alle Sterne
> Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Sonst verwenden wir leblose Gegenstände, von einigen Edelsteinen und Edelmetallen abgesehen, nur selten, Erzeugnisse der Kunst kaum. Die Südländer hingegen sprechen von der Geliebten als einer Quelle von Orangenwasser, als dem glänzenden Meer, als einem Schiffe, als dem Segel, der Flagge eines Schiffes, als einem prächtigen Palast, als einer Domfaçade, als einer kostbaren Reliquie, als einer Krystallflasche, als einem goldenen Spinnrocken, als einer silbernen Tasse, als einem weissen Blatt Papier. Von Blumen verschmähen sie keine deren Aussehen oder Geruch irgendwie angenehm ist; um von Rose und Lilie zu schweigen, die auch uns ganz geläufig sind, jene, wenn mehr das Liebliche, diese, wenn mehr das Unschuldige hervorgehoben werden soll, so streuen sie Jasmin, Nelke, Veilchen, Tulpe, Quendel. Orangenblüthe, Leinblüthe u. s. w. mit vollen Händen aus und ergötzen sich

an gewissen „blumigen“ Formen der Liebesdichtung. Doch nicht bloss als Blume erscheint die Geliebte, auch als Strauss, als Blatt, als Frucht, als Aehre, als Zweig, als Baum, wobei die Phantasie gern ins Märchenhafte schweift und silberne Palmen oder diamantenbeladene Bäume hervorzaubert. Innerhalb des Thierreichs eignen sich natürlich die gefiederten Bewohner der Luft am besten zu Sinnbildern weiblicher Anmuth und Sanftheit, vor Allem die Taube; nur dem Süden gehört „Falke“ und „Adler“ an, das königliche Wesen der Geliebten zu veranschaulichen. Indessen kommen unsere zoologischen Kenntnisse zur rechten Entfaltung erst wenn wir aus dem verehrungsvollen in den kosenden Ton übergehen, denn dann lassen wir die Botanik beiseite; die Rose und die Lilie, welche wir knicken und pflücken können, gewähren uns kein Zeichen ihrer Zuneigung — der Käfer, der wegschwirrt, die Taube, die wegfliegt, die Maus, die weghuscht, sie sind fähig unsere Liebe zu erwidern. Nun werden wir aber wahrnehmen dass unsere Zärtlichkeit alle erdenklichen Namen ausströmt, und darunter auch solche die nichts weniger als schmeichelhaft sind, wenn überhaupt die Vergleichung der Geliebten, die auf der höchsten Stufe der Schöpfung steht, mit ihr so tief untergeordneten Wesen schmeichelhaft zu sein vermag. Um uns das klar zu machen, müssen wir bedenken dass der Liebhaber, indem er sich unfähig fühlt die Qualität gebührend auszudrücken, zur Kategorie der Quantität seine Zuflucht nimmt; statt zu sagen: „Du bist das Schönste, Liebste“, sagt er: „Du bist die Summe von allem Schönen und Lieben“ und endlich: „Du bist mir Alles“. Dieses Alles löst er, sonst würde

das ja zu eintönig werden, auf halb gedankenlose Weise in seine einzelnen Posten, eine unendliche Reihe von Posten auf.' So stürzt der aus tausend Rinnsalen angewachsene Gebirgsbach als breites Silberband über den Felsen, um in unzählige Tröpfchen zu zerstieben, die, alle werthlos und einander gleich, doch im Sonnenschein als bunte, köstliche Edelsteine funkeln. Ein ähnlicher Trieb wie in der Häufung von Koseworten offenbart sich in dem unablässigen tändelnden Umformen des theuern Namens, sodass es scheint als wolle die Sprache in das süsse Lallen, in den Liebesgesang zurückfliessen aus dem sie hervorgequollen ist.

Endlich begnügt sich der Liebende nicht damit so ganz im Allgemeinen die Schönheit der Geliebten durch einen begeisterten Ausruf anzudeuten; er empfindet das Bedürfniss diese Schönheit zu analysieren. Erst ist ihm die Geliebte selbst die Sonne, die Rose, die Lilie, bei näherem Hinschauen ist ihr Auge die Sonne, ihr Mund die Rose, ihr Hals die Lilie. Wenn Lessing im Laokoon die beschreibende Aufzählung weiblicher Reize als undichterisch bezeichnet, so hat er insofern Recht als sie keine dichterische Wirkung hervorbringt. Ihr dichterischer Ursprung jedoch darf nicht schlechthin bestritten werden, mögen auch die von Lessing angeführten Beispiele, welche der Kunstdichtung und zwar der epischen entnommen sind, als Früchte kühler Ueberlegung, sorgfältigen Studiums erscheinen. Gerade die naive, die volksthümliche Dichtung, vorzugsweise die lyrische, aber auch die epische, liebt ausführliche Gemälde der Schönheit ganz ausserordentlich; Gemälde die freilich von dem welches Ariost im siebenten Gesange entworfen hat, oft weit

genug abstehen um als grelle Farbenklecksereien zu gelten. Die Natur selbst drückt dem Dichter den Pinsel in die Hand, den er anfangs mehr sich zur Freude als Andern zum Verständniss gebraucht. „Die Heerden mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen", „die Rehzwillinge die unter Rosen weiden", „der Thurm Davids mit Brustwehr gebaut", „der Lustgarten mit Granatäpfeln" und die anderen Bilder des Hohen Liedes sind vollständig unfähig uns eine Vorstellung von der bezaubernden Sulamith zu schaffen, und ich fürchte, den Zeitgenossen dürfte es ebenso ergangen sein; nur die Gluth des liebenden Jünglings erkennen wir. In den meisten Fällen beschäftigt sich der unbefangene Dichter fast ausschliesslich mit der Farbe; für Anderes hat er kaum Augen. Ja er beginnt damit nur eine Farbe zu sehen, selbstverständlich die hellste, Weiss. Die Geliebte ist weisser als Schnee, Meeresschaum, Baumwolle, Mehl, Käse, Branntwein (wie leicht geräth doch immer der Liebhaber, der gar nicht ans Essen denken sollte, auf das Appetitliche!). Schreitet er dann zur dichromischen Manier fort, so gesellt sich Roth dem Weiss zu: „Weiss wie der Schnee der Berge, roth wie die Sonne des Sommers." Er prüft ferner was denn eigentlich weiss an der Geliebten sei, und bemerkt dass es besonders die Hand ist:

. . . . als Sklave
Huldigt ihr des Schneees Glanz,
Ein beschmutzter Afrikaner;

dann auch der Hals, die Stirne, die Nase, und er nennt das alles Jasmin, Lilie, Schnee, Krystall, Elfenbein; insbesondere noch die Stirn einen Spiegel, die Nase eine Kerze. Was die Wangen anlangt, so streiten

Lilien und Rosen um ihren Besitz. Als Rosen, Purpur, Korallen, Zinnober stellen sich die Lippen dar, zwischen denen eine Perlenschnur erglänzt. Die dritte Farbe welche hinzukommt, ist Schwarz. Das Haar, wenn es schwarz ist, wird zum Ebenholz, wenn licht, zum Gold, zum Achat, zu Strahlen; gleitet die Hand durch das aufgelöste blonde Haar, so „segelt ein Bucentoro von Krystall durch einen Ocean von Strahlen". Ueber die Farbe der Augen pflegt der Dichter zu schweigen; schön sind jene Verse wo bei Gelegenheit schwarzer Augen die Verwunderung ausgesprochen wird dass „die Mohren auf den Alpen (der schneeigen Stirne) herrschen". Die Beschaffenheit der Augen lässt sich deshalb so schwer feststellen weil ihr Glanz zu sehr blendet — ein Glanz welcher nur dem der Sonne vergleichbar ist. Das setzt übrigens die Dichter in Verlegenheit. Entweder müssen sie wie eine Sonne, so bloss ein Auge annehmen: „Dein Auge gleicht der Sonne" (wie z. B. Don Juan singt und wegen des Reimes singen muss), das geht noch an; aber „Du trägst auf deiner Stirne eine Sonne", das scheint mehr an Polyphem als an ein holdes Mädchen gerichtet zu sein. Oder sie müssen wie zwei Augen, so zwei Sonnen annehmen; doch nicht Alle haben den Muth wie Ariost zu sagen:

Zwei schwarze Augen, nein, zwei helle Sonnen.

Daher greifen sie denn oft nach den minder ansehnlichen Gestirnen. Die Geliebte hat dem Himmel zwei Sterne geraubt; der Mond, welcher seine Sterne zählt, vermisst die beiden und klagt deshalb vor dem Gott der Liebe. Neben dem Farbigen und Leuchtenden gelangen dann auch die Umrisse zur Beachtung, selten

sie allein: die Haare Goldfäden, der Hals eine Krystallflasche, die Nase ein Bollwerk von Krystall, die Wangen zwei rothe Aepfel, die Augenbrauen Triumphbogen, der Mund eine halbgeöffnete Lilie. Zu eingehender Wiedergabe des Plastischen nimmt sich die Leidenschaft keine Zeit; dazu gehört Studium.

Auf zwei Wegen vermag zufolge Lessing der Dichter uns die Schönheit wirklich nahe zu rücken, sodass sie uns erwärmt: indem er sie in der Bewegung, und indem er ihre Wirkung darstellt. Das Eine fliesst aber leicht in das Andere über. Durch eine Metapher wird in einem italienischen Volksliede der Gang der Geliebten ausgedrückt:

> Du weisse Taube senkest deine Flügel,
> Es rauschen deine Federn, wenn du fliegst;

reden wir von dem Wogen des Busens, so ist das eine verdunkelte Metapher, die uns bei Ariost noch als ausgeführtes Gleichniss anspricht; aber Blick und Lächeln, wie sollen die veranschaulicht werden? Wenn Amor die Augen umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschiesst, wenn aus dem Munde die holdseligen Worte kommen die jedes rauhe Herz erweichen, und hier jenes liebliche Lächeln thront das schon auf Erden ein Paradies eröffnet, haben wir es dann noch mit dem Reiz, d. h. der Schönheit in Bewegung, an sich zu thun, wie Lessing meint, und nicht vielmehr mit der Wirkung des Reizes?

Treten wir an die Metaphern heran welche sich auf die Wirkung der Schönheit beziehen, so stehen wir an einem Ocean. Natur und Menschen, Alles ist von der Geliebten abhängig, Alles verspürt ihren Ein-

fluss, dient ihr und betet sie an. Schon bei ihrer Geburt geschahen Wunder, und war die Welt mit Jubel und Glanz erfüllt. Die Nacht wurde zum Tag, der Himmel bedeckte sich mit Lilien und Veilchen, der Schnee und die Rose gaben ihr ihre Farben, Maria Magdalena ihre blonden Flechten, Feen überhäuften sie mit übernatürlichen Geschenken, Cupido lehrte ihr seine Kunst, der Papst hielt sie über das Taufbecken, Sonne und Mond standen Gevatter, die Sterne knieten vor ihr nieder. Sie verwandelt das Haus in dem sie wohnt, in einen Palast von Krystall und Gold und Marmelstein; zeigt sie sich am Fenster, so geht die Sonne auf (nach anderer Lesart verdunkelt sie sich, werden die Sonnenstrahlen von ihren Blicken aufgehalten), es verschwinden die Wolken am Himmel, und der Schnee wird zur grünenden Flur; ihr beim Anziehen zu helfen, steigt ein Engel herab; geht sie aus, dann erbeben vor Lust Meer und Erde, der Fluss hält in seinem Laufe inne, sie zu betrachten, die Winde schweigen, unter ihren Füssen keimen Blumen auf; sie steigt ohne Leiter zum Paradies empor, spricht mit den Heiligen und steigt wieder herab; in der Kirche zündet sie mit ihren Blicken die Lampen an, das Weihwasser in welches sie die Hand taucht, wird zu Rosenwasser oder zu Perlen und Diamanten. Es hat der Liebende also Recht sie anzuflehen, wenn sie unlustig ist:

Lass' denn der Sonne Funkeln
Durch einen Zufall nicht so leicht verdunkeln,
Und deine Heiterkeit gewähr' aufs neue
Dem Tage Glanz, dem Himmel Aetherbläue,
Den Blumen süsses Düften,
Anmuth'gen Hauch den Lüften,

Buntfarb'gen Schmelz der Flora,
Lichtperlen der Aurora,
Den Vögeln ihre Lieder,
Mein Leben mir.

Ihre Gewalt über die Männer ist unbegrenzt, meistens von verderblicher Art; die verschiedenen Theile ihrer Schönheit werden zu ebenso vielen Marterwerkzeugen. Ihre Locken sind Angeln oder Netze; ihre Wimpern Spiesse, wenn sie nicht gerade als Besen dienen die Sterne vom Himmel zu fegen; ihre Augen durchbohrende Messer oder Magnete die Herzen aus der Brust zu ziehen. Aber neben solcher Grausamkeit übt sie doch auch Milde und Huld. Ihr Busen schliesst die Hostie, ja das Paradies ein; von ihrem Munde, der nach Veilchen und Jasmin duftet, geht eine Medizin aus die jede Krankheit heilt; wer diesen Zuckermund küsst, der spuckt nie wieder aus, um die Süsse nicht zu verlieren; ihre Blicke erwecken die Todten. Und wenn es heisst: „sie ist eine Quelle, wer daraus trinkt, der lässt seinen Verstand darin", so wird das wohl auch als ein Gnadenbeweis zu fassen sein. Sie ist die Ursache von allem „Freudvoll und leidvoll":

Es träget euer Antlitz eine Schrift,
Darinnen steht geschrieben Krieg und Frieden.

Bald ward sie geboren um den Liebhaber zu tödten, bald feit sie ihn gegen alle Schmerzen, lässt ihn das Paradies kosten, macht ihn unsterblich. Und unter welchen Bildern stellt sich der Liebende in seinem Verhältniss zu ihr dar? Er ist der Schmetterling der dem Lichte zufliegt, die Sonnenblume die sich nach der Sonne wendet, das Ziel für die Pfeile, der Schnee an der Sonne, das Wachs am Feuer, der Nebel im Wind.

So such' ich als flücht'ger Bach
Stets den Meergrund meiner Plagen;
Als geworf'ner Stein die Erde,
Heimath meiner schweren Lasten;
Als bewegt Atom die Lüfte,
Wohnsitz meines Hoffnungswahnes;
Und als Blitz such' ich das Feuer,
Sphäre meiner heissen Qualen;
Dass ich so entbrannt, bewegt,
Irrend, fallend, immer trachte,
Als Bach, Stein, Atom und Blitz,
Nach Meer, Erde, Luft und Flamme.

Und so schliesst sich immer eine Klasse von Liebesmetaphern an die andere, insoweit diese wilden Phantasieblumen eben klassificierbar sind. Dem Liebenden zeigen sich ja alle Dinge, auch die entferntesten, von dem rosigen Lichte übergossen welches dem Gegenstand seiner Huldigung entströmt. Wird sie ihm untreu oder beweist sie sich gegen einen Andern weniger grausam als gegen ihn, dann verfinstert sich ihm nicht bloss die Welt, nicht bloss die herrlichen Zauberpaläste sinken in den Boden, auf dem Nesseln und Dornen emporwuchern, nein, auch das Bild der Geliebten verfinstert und verzerrt sich, aber das möge nur angedeutet bleiben; hat doch Ariost, der sechs Strophen braucht um die Schönheit der Alcina zu schildern, kaum ein paar Verse für die Hässlichkeit der Entzauberten.

Ein Zeitalter und ein Land haben die Metapher über die Massen begünstigt: das siebzehnte Jahrhundert — Spanien. Also in dem Spanien des siebzehnten Jahrhunderts werden wir den grössten Metapherreichthum finden. Ueber der Lektüre Calderons wächst vor unseren Augen ein tropischer Urwald empor: Riesen-

fächer schiessen aus dem Boden auf, schlanke Stengel, knorrige Stämme, stachlige Kakteen drängen sich zwischen ihnen durch, Blume um Blume öffnet ihren Kelch, in allen Farben und Formen, mit betäubenden Gerüchen die Luft durchwürzend, saftige Trauben quellen von dem grünen Baldachin herab an dessen Säulen, sie zu erdrücken, ungestüme Schlingpflanzen hinanklettern. Ich kann mir die Bemerkung nicht versagen dass wir demselben Erdreich das eine so üppige Flora trägt, das reizendste aller anspruchslosen Gewächse verdanken, nämlich das schönste und zugleich kürzeste Lied welches von Liebesempfindung eingegeben und ohne Metapher ausgeführt ist:

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich,
Dennoch denk' ich;
Heut und morgen
Gern an gestern.

Wenn bei allen andern Völkern die Metapherbildung eine weit zahmere gewesen ist als bei den Spaniern, so tritt das am auffälligsten bei ihren Nachbarn, den Franzosen hervor. Zwar kommt uns Heutigen das Französische wie es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts im Munde der Dichter und der *honnêtes gens* lebte, sehr spanisch vor, was folgendes, keineswegs seltenartiges Beispiel erläutern möge. In Corneilles *Mélite* sagt Philandre zu Chloris, sie sehe in seinen Augen nur sein Herz:

*Tu n'y vois que mon cœur, qui n'a plus un seul trait*
*Que ceux qu'il a reçus de ton charmant portrait*
*Et qui tout aussitôt que tu t'es fait paraître,*
*Afin de te mieux voir s'est mis à la fenêtre.*

Das ist vollkommen Calderons würdig, bei dem es irgendwo heisst:

Unser Herz eilt an die Augen,
Welche Fenster sind der Brust.

Wo es sich um solche Spitzfindigkeiten und geistreiche Wendungen handelt, da versuchten die Franzosen mit den Spaniern zu wetteifern, und sie konnten es, indem sie ihnen an reflexiver Kraft nicht nachstanden, an Kritik sie übertrafen. Aber fremd blieb ihnen immer jene Phantasie welche mit Blitzesschnelle das Weltall nach allen Seiten hin durchschweift. Den Urwald ersetzten sie durch einen Lustgarten, in welchem der gute Geschmack immer mehr aufräumte — die Sprache der Leidenschaft durch die Sprache der Galanterie. Von diesem galanten Französisch des siebzehnten Jahrhunderts steckt der deutschen Sprache noch weit mehr im Geblüt als sie meint und wünscht. Wer findet etwas Auffälliges darin wenn ein junger Mann „einen Angriff“ auf das Herz einer Schönen unternimmt, und dieses schliesslich „kapituliert“? Die Vorstellung der Liebe als eines Krieges zwischen Mann und Weib ist eine uralte und ganz allgemeine, aber nur insoferne als das Weib den Mann bekämpft, ihn überwindet, ihn zu ihrem Gefangenen macht und ihn als Sklaven in Ketten legt. Jene Wendungen hingegen welche den Mann als Krieger und Sieger zeigen, wurden vor zweihundert Jahren und länger von den Schlachtfeldern und Laufgräben in die Pariser Salons, ich will sagen die *ruelles* der Preciösen verpflanzt. Wie in unseren Tagen der Stallduft, so schwebte damals gern der Pulverdampf über dem eleganten Geplauder der beiden Geschlechter. Die Tapferen und noch mehr

die Nichttapferen erinnerten sich daran wie lieb die Venus den Mars hatte, und wurden nicht müde ihre eigenen Heldenthaten zu erzählen, wobei sie jene militärische Terminologie verschwendeten

*que les femmes n'entendent pas,*
*Et dont pourtant les mots sont doux à leurs oreilles.*

Die Abenteuer der Liebe besassen aber eine zu verführerische Aehnlichkeit mit den Abenteuern des Krieges als dass nicht Ausdrücke wie *attaquer la place dans les formes, faire les approches, ruiner les défenses, prendre par capitulation, emporter d'assaut* eine rasche Aufnahme in das Wörterbuch der Liebe gefunden hätten.

Ich breche hier ab; mitten darin, weil in einer solchen Materie nirgends ein Abschluss gegeben ist. Die Liebesmetaphern führen uns ohne Unterbrechung von einer Zeit zur andern, von einem Volk zum andern, und die Betrachtungen die durch sie hervorgerufen werden, erstrecken sich über die ganze Kulturgeschichte. Ich hatte erst geglaubt, es liesse sich daraus ein hübsches Buch machen, das auch zum Handgebrauch geeignet wäre; wie man im Büchmann nachschlägt, um ein geflügeltes Wort im vorausgesehenen rechten Augenblicke an die Luft zu setzen, so schlüge man dort nach, um mit wirkungsvollen Metaphern ein Demantherz zu überschütten. Es würde dadurch einem der hunderttausend „dringenden" Bedürfnisse abgeholfen. Wenn ich bedenke dass das armseligste Abruzzennest mit einem Dutzend brauner Schönen einen weit grösseren Schatz von Liebesmetaphern besitzt als das grosse Wien mit so buntgemischten prächtigen Anlässen! Allein jenes Buch ist unmöglich. Wenn in ihm sich nicht jene fabelhafte Dissertation *de omnibus rebus et*

*quibusdam aliis* endlich verwirklichen sollte, so müsste es doch das Schönste enthalten, und zu diesem Zwecke müsste man sich einen von jenen grossartigen Zettelkästen anlegen wie sie bei deutschen Gelehrten beliebt sind, und auf deren manchem, nur mit Aenderung des Namens, die bekannte spanische Inschrift stehen dürfte: „Hier liegt die Seele des Licentiaten Pedro Garcias.“ Und hätte man sich dann einer gewissen Vollständigkeit genähert, so würde man steinalt geworden sein und sich gar nicht mehr erinnern worum es sich eigentlich handelt; man würde die Liebesmetaphern anschauen wie Einer die Cotillonsorden die er in der Jugend gesammelt hat; Silber und Gold, Schleifen und Flor sind noch da, aber vergangen und vergessen alles was ihnen Glanz und Werth verlieh, die holde Röthe der Wangen, der beseligende Blick, das traute Flüstern. Dann wäre es auch nothwendig sich in das Wesen der Liebe, mit Rücksicht auf Chronologie und Ethnographie, zu versenken, und welcher Sterbliche besässe die erforderliche Kongenialität? „Ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt“, das thut sich leicht dar; „wäre denn Rom auch nicht Rom“, das weit schwieriger. Wie die Liebe das Allgemeinste ist, so ist sie auch das Individuellste; man befrage nur einmal Zwei die sich so recht mit Leib und Seele lieben, und sie werden es nie Wort haben dass es eine wahre Liebe gegeben hat, gibt oder geben wird ausser der ihrigen. Kurz, das Buch über die Liebesmetaphern gehört unter die Träume; es geht eben immer so: gerade die interessantesten Bücher bleiben ungeschrieben.

## XIV.

## Das Französische im neuen Deutschen Reich.

Man hat den Krieg an dessen Ende wir jetzt stehen, mit dem verschärfenden Ausdruck eines Rassenkriegs bezeichnet. In der That ist in ihm das Bewusstsein eines tiefen nationalen Gegensatzes und die Erinnerung an vielfach erlittene Unbill unwiderstehlich hervorgebrochen, und er darum ein so erbitterter und blutiger gewesen; kann man ihn aber etwa trauriger nennen als einen Krieg in welchem der Anlass zu allgemeinem Hass oder gar dieser Hass selbst fehlen würde? Der Einsatz war ein grosser; das innerste Leben der Völker nahm theil an diesem Kampf, aus welchem der besiegte Angreifer freilich nur schmerzliche Selbsterkenntniss und Mahnung zur Ein- und Umkehr davonträgt, wir aber Ermunterung auf unserer geistigen Bahn fortzuschreiten. Die Feder macht das Schwert schneidiger, und das Schwert theilt der Feder von seinem Gewicht mit. Unsere vorzüglichsten Geister beschäftigen sich mit der Erörterung jenes Gegensatzes in Staats- und Kulturgeschichte; demnächst wird aber auch das Eine in Betracht gezogen was diesen Gegensatz zwar am äusserlichsten, doch zugleich am schärfsten und einzig und allein auf entscheidende Weise darstellt: die Sprache. Die romanische nicht weniger als die germa-

nische Sprachwissenschaft, die ja selbst erst auf dem Boden unseres ersten grossen Vaterlandskrieges erwachsen ist, empfangen zu derselben Zeit besondere Anregungen da sie den Verlust so mancher persönlichen Kraft zu beklagen haben. Denn den Einen zog friedliche Lust an wälschen Pastourellen und Chansons nach Paris, und nun fällt er im feindlichen Anlauf auf diese Stadt; den Andern erbauten die Heldenlieder der germanischen Vorzeit, und nun fällt er, selbst ein deutscher Held, in einem Waffenspiel gegen welches alles Schwertergeklirr das jene besingen, nur ein Kinderspiel ist.

Das Vaterlandsgefühl steigert die Liebe zur eigenen Sprache. Unsere Väter waren vollberechtigt in ihrem Abscheu gegen alles Französische, besonders gegen die französische Sprache. Es hat auch in unsern Tagen nicht an Solchen gefehlt welche diesen Abscheu gern wieder belebt, welche die Ausweisung von auch ganz eingebürgerten Deutschen aus Frankreich durch die Ausweisung auch ganz eingebürgerter französischer Wörter aus der deutschen Sprache gern erwidert hätten. So soll z. B. das Wort „Dame“ verbannt werden, unter Berufung auf Schiller, von dem es nur einmal, und zwar auf eine nicht deutsche Persönlichkeit angewendet worden sei (was übrigens ein starker Irrthum ist). Indessen dergleichen sind Ueberhebungen über das Niveau der allgemeinen Stimmung; mit dem kostbaren Bernstein bringt die Fluth auch werthlosen Seetang. Gerade das Gelegentliche worauf solche Forderungen sich stützen, entzieht ihnen jeden Werth, und das Entsprechende findet auch auf einem andern, dem sittlichen Gebiete statt; oder ist etwa viel Rühmens davon zu machen wenn der Chignon erst

durch das Kriegsschwert abgehauen wird, wenn die Klänge Offenbach'scher Muse erst durch den Donner der Kanonen zum Schweigen gebracht werden? Frankreich kann uns noch gefährden, das Franzosenthum nicht mehr. Wir bedürfen nicht mehr jener Reaktion gegen das Studium der französischen Sprache wie sie vor mehr als einem halben Jahrhundert eintrat. Durchaus das entgegengesetzte Bedürfniss macht sich geltend: wie erwünscht ist nicht dem deutschen Soldaten in Frankreich die Kenntniss des Französischen, und wie viele der Zurückgebliebenen würden nicht die auf unserem Boden verweilenden Franzosen zu Lehrmeistern erkiesen, wenn sie nicht eine höhere Rücksicht davon abhielte? Dem Forschenden dürfte eines der grössern Gefangenenlager ein reiches Feld der Beobachtung darbieten; er vermöchte hier ohne Mühe auf einem Punkte die Verschiedenheit der französischen Mundarten oder doch der provinziellen Accente zu studieren und an den mehr oder weniger oder gar nicht des Französischen kundigen Bretonen und Afrikanern den Romanisierungsprozess zu verfolgen. Auf jeden Fall würde ihm das Bild des alten römischen Lagers möglichst nahe gerückt in welchem die militärische Zucht und das enge Zusammenleben zwischen den verschiedenartigsten Elementen eine gewisse Sprachеinheit, eine *lingua castrensis* herstellten. Das Lager überhaupt oder die Kaserne ist in der Geschichte der Sprache von nicht minderer Bedeutung als Kirche und Schule; der Kriegsmann, wenn seltener Träger der Civilisation, ist oft, natürlich fast unbewusst, als sprachliches Vehikel in Thätigkeit getreten, im grossen sowohl als im kleinen. Im kleinen z. B. besonders

zur Zeit der Landsknechte, die in wälschen Landen manch deutsches Geldstück zurückliessen und dafür fremde Scheidemünze heimbrachten. Der Deutsche lehrte den Romanen das *trinquer* und das *brindisi* (in Lothringen heisst *bringuè* „zutrinken"); der gewaltige Zug durch welchen die deutsche Kehle sich letzte, rief draussen einen so tiefen Eindruck hervor dass das „trink, Landsknecht" (schon bei Rabelais *lans tringue* und in Italien *trinks vain lanze*) eine allgemeine Begrüssungsformel dem Deutschen gegenüber wurde, in welcher die ganze Erkenntniss und Anerkennung seines Wesens zusammengefasst schien. Für solche Lehre handelte er wieder andern Lebensgenuss und Lebensgewohnheit und damit fremde Ausdrücke ein; wer denkt jetzt daran, wenn er seinen urdeutschen, überdies erst 50 Jahre alten Skat spielt dass das Wort „Skat" durchaus dasselbe ist wie das italienische *scarto* und fast dasselbe wie das französische *écarté*? So dürfte nun auch bei der jetzigen grossen Völkerreibung beiderseits manches Sprachmaterial hängen bleiben. Dass dies bei den Franzosen nicht ohne wunderliche Entstellungen abgehen wird, dafür bürgen uns u. a. die Proben welche angeblich Deutschkundige, wie jene Journalisten auf ihrer berühmten Zwangstour, von dieser ihrer Kenntniss ablegen; freilich wird der deutsche Soldat in seinem Siegerübermuth kaum glimpflicher verfahren, wie denn die frische Rücksichtslosigkeit mit welcher er z. B. den *Mont Valérien* nicht nur — was ja schon einen Präcedenzfall hat — in „Baldrian", sondern sogar in „Bullerjahn" umtauft, uns an die Zeiten gemahnt in denen *Verona* und *Milano* in dem Mund unserer romfahrenden Alt-

vordern sich zu „Bern“ und „Mailand“ verschoben. Alle diese Betrachtungen, mag ihr Beisatz von feindseliger Gesinnung ein grösserer oder ein geringerer sein, führen uns zu dem Wunsche dass bald eine Aufgabe gelöst werden möchte die bisher nur in einzelnen Theilen berücksichtigt worden ist, die Aufgabe nämlich die kulturgeschichtlichen Beziehungen zwischen der romanischen und der germanischen Welt an dem Austausche der Wörter und Redensarten wie er seit den ältesten Zeiten bis heute stattgefunden hat, zur Anschauung zu bringen.

Wenn der Krieg selbst uns veranlasst die Art des sprachlichen Gegensatzes und die einzelnen rein äusserlichen Vermittlungen desselben zu erwägen, so lenkt der ersehnte Friede unsere Aufmerksamkeit auf die räumliche Darstellung dieses Gegensatzes, auf die Sprachgrenze. Was über sie vorläufig gesagt werden kann, findet man in R. Böckhs trefflichem Buche. Von französischer Seite mangeln genauere statistische Angaben. Den Franzosen sind Untersuchungen über die Sprachverhältnisse ihres Landes nicht erfreulich; gehorsam ihrer grossen Lehrmeisterin Rom, der *imperatrice di molte favelle,* erblicken sie die Nationaleinheit in der Staatseinheit und suchen jede andere Sprache als das Akademiefranzösisch, welche innerhalb der Staatsgrenzen von Unterthanen gesprochen wird, zum Patois herabzudrücken. Die Thatsache auf welche es uns hier ankommt, ist die dass die Mark des neuen deutschen Reiches verschiedene kleine Theile vom rein französischen Sprachgebiet ablösen wird, nämlich das Metzer Land und vier Thalschaften diesseits der Wasgen (Steinthal, Weilerthal, Leberthal,

Weissthal). Der Südwesten des Elsasses soll bei Frankreich verbleiben. Wir wollen den hier herrschenden Patois kein Prognostikon stellen; die Bedenklichkeiten der Einen und die Befürchtungen der Andern können durch den Hinweis auf den wallonischen Landestheil von Malmedy, welcher zu Preussen gehört, beschwichtigt werden. Aber diese Patois bilden nun einen Theil unserer wissenschaftlichen Domäne, und einige allgemeine Andeutungen über sie werden nicht verfrüht sein.

Die französischen Mundarten stellen sich dem ersten Blick zu zwei Hauptgruppen zusammen: der nordfranzösischen oder eigentlich französischen, und der südfranzösischen, deren Litteratursprache, das Provenzalische erloschen ist. Beide Massen fallen aber keineswegs vollständig auseinander, sondern sind durch Uebergänge miteinander vermittelt, welche im Osten allmählicher zu sein scheinen als im Westen; ja Manche nehmen geradezu eine breite neutrale Zone an. Ueber den genaueren Zusammenhang der Mundarten sind wir nur ungenügend unterrichtet. Schon vor 30 Jahren gab ein gewisser Schnakenburg, wohl Elsässer, eine vergleichende Schrift über dieselben heraus, welche zwar, besonders durch die mitgetheilten Sprachproben, für eine erste Orientierung recht dienlich, aber weder im Einzelnen genau und zuverlässig ist, noch zu bemerkenswerthen Gesammtergebnissen gelangt. Wenn ferner fast allen litterarischen Hülfsmitteln für die Kenntniss der einzelnen französischen Dialekte eine wissenschaftliche und unzweideutige Lautbezeichnung abgeht, so ruft hier dieser Uebelstand in seiner Vervielfachung den weiteren Mangel der Einheitlichkeit hervor.

Die mehr oder weniger bewusste Abhängigkeit von der Schriftsprache welche überhaupt bei mundartlichen Aufzeichnungen einzutreten pflegt, ist in Frankreich folgenschwerer als etwa in Italien oder Spanien, sodass demjenigen der nicht das Korrektiv eigenen Hörens anwenden kann, gerade über das bei den bezüglichen Untersuchungen Wesentlichste nicht selten ein ziemlicher Rest von Unklarheit bleibt.

Im Mittelalter theilte sich Nordfrankreich in drei mundartliche Kreise, oder vielmehr es bestanden hier drei litterarisch gepflegte Hauptmundarten: das Normannische, das Pikardische, das Burgundische. Diese Dreitheilung hat sich in der Neuzeit sehr verschoben. Das Normannische ist eigentlich abgestorben, die heutige Mundart der Normandie kann nicht als sein echtes Kind betrachtet werden, da ihr seine wesentlichsten Züge fehlen. In England schien dem Normannischen ein grosses und reiches Terrain gewonnen zu sein; aber die Vorsehung hatte beschlossen dass Gladstone in germanischer und nicht in romanischer Zunge reden sollte, was freilich viele studierte Leute nicht wissen, oder nicht wissen wollen. Aus dem Burgundischen hob sich die Mundart von Ile-de-France ab und bildete sich zur allgemeinen Schriftsprache aus. Stellen wir uns in dieses Centrum und halten wir wie von einem Leuchtthurm eine Rundschau über das Land, so nehmen wir wahr dass in der südwestlichen Hälfte (etwa links von Yonne und Seine) die Dialekte weder untereinander noch vom Centrum bedeutend abweichen, dass aber in der nordöstlichen Hälfte gerade das Gegentheil stattfindet, dass hier die Sprache stark in Saft geschossen ist und viel üppige Sprossen ge-

trieben hat. Nach Deutschland und der deutschen Schweiz zu bemerken wir einen doppelten Ring von Mundarten, einen innern: Pikardisch, Burgundisch, und einen äussern: Wallonisch, Lothringisch, Franc-comtois. Vom Pikardischen, das in der Gegend von Valenciennes die Sonderbezeichnung *Rouchi* empfängt, scheidet sich das Wallonische scharf genug; in ihm hat die Centrifugalkraft einen so hohen Grad erreicht dass es vielfach nicht als französische Mundart, sondern als besonderes romanisches Idiom angesprochen wird. Man könnte in der That seine Stellung zu den französischen Mundarten mit der des Friaulischen zu den italienischen vergleichen; nur ist hier der Gegensatz noch weit bestimmter ausgeprägt, und die Loslösung des Friaulischen aus dem italienischen Verbande durch den neuen Anschluss an das Ladinische Tirols und das Churwälsche gleichsam sanktioniert. Wie übrigens Berghaus in einem Aufsatze von 1852 (nach Böckh) das Wallonische als die rechte Mutter der französischen Schrift- und Büchersprache hat bezeichnen können, ist mir vollständig unklar. Das Lothringische und das Franc-comtois sind aus dem Schosse des Burgundischen hervorgegangen, haben sich ihm aber durch verschiedene Unarten beträchtlich entfremdet. Abzweigungen des Franc-comtois und seines Uebergangs zum Südfranzösischen, des Jurassien sind die Patois der Schweiz und Savoyens, welche zwar auch manche alpenhafte Besonderheiten zur Schau tragen, aber doch wohl nicht als ein eigener dritter Ring aufzufassen sind. Bei dieser Gelegenheit kann ich übrigens die Befürchtung nicht unterdrücken dass die Notizen des Gothaischen Hofkalenders von 1871 über die Sprach-

verhältnisse Frankreichs in dem Kopf eines Laien leicht einige Verwirrung anrichten möchten. Dass das Wallonische neben Flämisch, Deutsch und Bretonisch als besondere Sprache aufgeführt wird, mag nach dem Obengesagten gelten. Aber daneben durften nicht Baskisch, Gaskognisch, Katalanisch, Italienisch, Provenzalisch und Burgundisch als südliche Dialekte zusammengestellt werden. Auch gehört das Burgundische nicht zum Süden, und wenn dasselbe in einem Gebiete von mehr als $6^1/_2$ Millionen Einwohnern, nämlich in einem Theile des Dauphiné, in Savoyen, Lyonnais, Burgund, Franche-Comté, Bourbonnais, Berry, Nivernais und einem Theile der Champagne (Lothringen wird nicht genannt) herrschen soll, so vermögen wir eine solche Umgrenzung nicht als in sprachlichen Thatsachen begründet zu erkennen.

Von den genannten französischen Mundarten werden innerhalb der neuen deutschen Reichsgrenze zwei gesprochen: das Wallonische in Malmedy und das Lothringische in Metz und den Wasgenthälern. Das Wallonische als einen alten Erwerb lassen wir hier unberücksichtigt. Von allen lothringischen Untermundarten ist das Metzische (*le messin*) am meisten litterarisch begünstigt worden. Metz ist durchaus eine altromanische, keine romanisierte Stadt, und wenn sie auch seit alter Zeit eine kleine deutsche Bevölkerung enthält, so darf doch nicht die Sprachgrenze hindurch gezogen werden, wie Karl Braun in seinen „Elsasser Unterhaltungen“ (Nat.-Zeit. 20. Dec. 1870) zu thun geneigt ist, ebenso wenig wie der Name „Metz“ mit dem von Deutsch- und Wälschmetz, *Meta theodisca* und *Meta langobardica*, oder wiederum das lateinische

*meta* mit dem italienischen *mezza* ($3^1/_2$ Stunden nach Eintritt der Nacht) irgend etwas zu schaffen hat. Wir besitzen eine Reihe von Denkmälern zwar nicht des eigentlichen, volksthümlichen, sondern des gebildeteren, geschliffeneren Metzisch, oder vielmehr eines metzisch gefärbten älteren und alten Französisch: Chroniken, Urkunden, Gesetze, Atours, aus denen Dom Jean-François ein *Vocabulaire austrasien* zusammengetragen hat (Metz 1773). Wir vermögen also die historische Entwicklung der Mundart einigermassen zu verfolgen. Wenn Schnakenburg behauptet dass Rabelais, obwohl in der Touraine geboren, sich mit Vorliebe und Glück des Metzischen bediene, so haben ihn vermuthlich die Anmerkungen von Le Duchat irregeführt, welcher als Metzer oft auf Metzer Sitte und Redeweise zu sprechen kommt. Rein lothringisch sind nur die Worte (Pantagr. IV, 6): *Deu! Colas m' faillon*, „Gott! Klaus, mein Sohn." Neuerdings hat unter Andern ein gewisser Jaclot, von Saulny, verschiedene kleine Schriften im Metzer Patois (dessen eigentlicher Sitz natürlich nicht sowohl Metz als das Land um Metz ist) erscheinen lassen. Die bekannteste ist wohl *Les Passe-temps lorrains* (Metz 1854). Der Anfang des ersten Gedichtes, *La France* 1848—1852 (das zweite besingt den Staatsstreich), möge als Probe der Mundart und der damaligen politischen Gesinnung dienen:

*La France èstoure o mou ogrousse*
*D'éte govèrnaye pè Napoléon.*
*Lés autes puhances an sont jalousses,*
*Come don tamp dé se grand nonom.*

Wörtlich ins Französische übersetzt:

*La France à présent (istam horam) est très*
*(multum) heureuse*
*D'être gouvernée par Napoléon.*
*Les autres puissances en sont jalouses,*
*Comme du temps de son grand oncle (nonnus).*

*La France ogrousse! Auguriosa — ogrousse — heureuse.* Dass romanische Leichtlebigkeit und Leichtgläubigkeit, wie im vergangenen Krieg, keine andern Vorbedeutungen als gute kennt, hat hier seine sprachliche Bestätigung; ja, Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft decken sich. Beiläufig sei bemerkt dass der Grossaugur unter welchem Frankreich so *auguriosa* war, keineswegs den Erbfehler seiner Rasse theile, er verstand sich genau auf Vögelflug und Vögelgeschrei, und sehr verstimmte es ihn wenn die Hühner die Bissen nicht frassen die er ihnen vorwarf (*tripudium infaustissimum*). War es diese germanische Kühlheit die ihm in so hohem Grade die Sympathien gerade der deutschen (*ci-devant*) Provinzen Frankreichs erworben hat?

Unter den am östlichen Wasgenabhang gesprochenen französischen Mundarten haben wir nur über eine, die des Steinthals, franz. *Ban de la Roche* ausführliche, freilich nun fast ein Jahrhundert alte Mittheilung. Sie rührt von dem bekannten Elsässer Gelehrten Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806) her, dessen wohl noch bekannterer Bruder Johann Friedrich im Steinthal Pfarrer war und sich um die Civilisation desselben sehr verdient machte. Der *Essai sur le patois lorrain des environs du comté du Ban de la Roche* (Strassburg 1775) ist dem Göttinger Schlözer gewidmet, auf dessen Veranlassung er veröffentlicht wurde:

*Vous jugiez qu'il seroit avantageux que l'on fît des recherches ultérieures sur le patois en général, et sur celui de ces contrées en particulier, et que pour cet effet on imprimât en attendant ce petit essai.* Mit derselben Genugthuung mit welcher wir diese deutsche Anregung französischer Dialektstudien konstatieren, lesen wir die Verse am Schlusse der Widmung, die uns freilich aus dem Mund eines zu annektierenden Elsässers oder Lothringers noch willkommener klingen würden:

*Vos a trop bi-n è vote aise;*
*On n'a mi dchî nos,*
*Biai Sire, ne vos depiaise,*
*Asi bi-n qu'on a dchî vos.*

Das heisst wörtlich:

*Vous êtes trop bien à votre aise;*
*On n'est pas (mica) chez nous,*
*Beau (Mon)sieur, ne vous déplaise,*
*Aussi bien qu'on est chez vous.*

Von demselben Oberlin erschien 1791 zu Strassburg: *Observations concernant le patois et les mœurs des gens de la campagne.*

Die Mundart von Lapoutroie (Weissthal) soll sehr sowohl vom Lothringischen überhaupt als auch gerade vom Steinthalischen abweichen; nach französischem Urtheil erinnert sie am meisten an das alte Keltisch.

Wir gedenken im Vorbeigehen der lexikographischen Arbeiten die sich auf andere Lothringer Mundarten beziehen, nämlich der von Cordier für das Departement der Meuse und der von Richard für das Departement der Vosges, und auch speciell für den Ort Dommartin bei Remiremont.

Das Franc-comtois nähert sich, indem es die Grenzen des Elsasses überschreitet, dem Lothringischen

sehr an, ja eine uns vorliegende Sprachprobe aus der Altkircher Gegend zeigt sogar mehr charakteristische Merkmale des Letzteren. Es fehlt uns, um ein sicheres Urtheil zu fällen, an Stoff; Fallots Untersuchungen über die Patois der Franche-Comté, Lothringens und des Elsasses (Montbéliard 1828) würden wohl Aufklärung geben.

Es ist also das Lothringische welches über Mosel und Wasgen herüber seine Zweige in das neue Deutsche Reich streckt. Die Repräsentanten desselben, das Metzische und das Steinthalische locken den Linguisten durch manche besondere Reize an, und zwar dieses noch weit mehr als jenes, da es den Endpunkt eines längeren Radius bezeichnet. Denn dass es im Gebirge versteckt und gegen den Westwind geschützt liegt, das getraue ich mir nicht in Anschlag zu bringen. Würde doch ein Franzose der auf einer Reise von Metz nach dem Steinthal den zunehmenden Barbarismus studierte, in Luneville aus den Klängen des Patois so ziemlich richtig die Halbwegsentfernung vom Steinthal heraushören. Wir können uns hier auf eine Charakteristik beider Mundarten weder in ihrem Verhältniss zueinander noch zur Schriftsprache einlassen; eine solche Charakteristik ist ein schwieriges Ding, sie ist, dem Namen zum Trotz, nicht in wenige Worte zusammenzufassen, und, was das Schlimmste ist, sie ist, da sie sich fast ausschliesslich innerhalb der Lautlehre zu halten hat, für den nicht völlig Eingeweihten trocken und langweilig. Doch wollen wir wenigstens dem deutschen Chauvin zu seiner Freude mittheilen dass, welche Einwendungen auch immer die französischen Reichsbrüder gegen das neue Regiment erheben mögen, eine

ihnen abgeschnitten bleibt, nämlich die: es sei ihnen unmöglich deutsches *h* und *ch* auszusprechen. Wer *rahon* für *raison*, *dom'halle* (Magd) für *demoiselle*, ch*pâle* für *épaule*, *laichi* für *laisser* sagt, der ist des Rechtes ledig die Rauhheit der anderen Sprache unter die Gründe nationaler Antipathie einzureihen. Solche antiromanische Aspirationen kennzeichnen den grössten Theil der Westgrenze des Französischen, und es scheint fast als ob nicht nur in den Gemüthern, sondern auch in der Sprache die „Hoch", „Hussah", „Halloh", „Haidiridoh" (s. Scheffel) unserer Vorfahren, die also fast Sprachpioniere gewesen wären, einigen Eindruck hinterlassen hätten.

In der Konjugation haben die kommunistischen Ideen der Franzosen eine merkwürdige, ich weiss nicht, soll ich sagen Verwirrung oder Vereinfachung bewirkt. Zunächst werden die Personen verwechselt, zwar nicht das Mein und Dein — aber was eigentlich gerade so schlimm ist — das Mein und Unser: durch ganz Frankreich sagt das Volk *j'avons* für *nous avons* (selten kommt *j'avons* für *j'ai* vor). Dann, und dies ist wenigstens im Norden allgemein gäng und gäbe, wird der Besitzstand der Personen verwechselt oder vielmehr Gemeingut: durch alle drei Personen des Plurals heisst es z. B. *dje, vos, il — aimine* (*nous aimions, vous aimiez, ils aimaient*). Das stolze Gebäude der lateinischen Konjugation, welches mehr und mehr verfallen ist — daher Stützen und Klammern als da sind Personalpronomina und Hülfszeitwörter — bietet hier nicht einmal den Anblick einer malerischen Ruine dar; der praktische Geist ist wie mit einem Hobel darüber hingefahren, und nur selten wird das Auge für den Verlust antiker Säulen-

kapitäle und Giebelschmucks durch einen mittelalterlichen Kragstein oder Dachrinnenausguss wie *que dje finisseusse* (*finisse*) oder *que j' euïecince* (*eussions*), einigermassen entschädigt. Aber da wir hier Linguistik noch ein wenig im Sinne des preussischen Landwehrmanns Kutschke treiben, so haben wir vor allen Dingen nach heimischen Wörtern umherzuhorchen. In bedeutender Anzahl begegnen uns solche im Steinthal. So tritt uns verschiedenes Geflügel und Gewürm unter deutschen Namen entgegen: *chtork*, Storch, ch*patz*, Spatz, *chnidre*, ch*nadrelle*, Eidechse (heisst diese in irgendeiner Mundart „Schneider", „Schneiderlein"?), *chnôque*, Schnake, *hoèrnat*, Horniss, *roupe*, Raupe, *voueindel*, Wanze (im älteren Hochdeutsch auch „Wentel", aus ursprünglichem *wantlûs*, Wandlaus, woher die Romanen von Enneberg und Abtei in Tirol ihr *antlus* haben). Dann eine ganze Reihe von andern Substantiven, meist konkreter Bedeutung: *bouocha*, Buche, *buôbe*, Bube, ch*litte*, Schlitten, ch*nitses*, Schnitze, ch*tande de beurre*, Butterstand, ch*uèbe*, Schwefel, *hauoue*, Haue, *hoffe*, Hof, *keubli*, Kübler, *quoetches*, Zwetschen (mundartl. „Quetschen"), *vouâle*, Wahl. Viele Zeitwörter: *cheltè*, schelten, *s'* ch*uttlè*, sich schütteln, *erfârè*, erfahren, *fœrbè*, färben, *grodè*, gerathen, *kiélè*, kühlen. Wenig Adjektive: *kiatte*, glatt, *vouonderli*, wunderlich. Sogar eine untrennbare Präposition in *f'rcontè*, sich ver-zählen, welches ein merkwürdiger Fall internationaler Wortehe ist. In Luneville neben *aïe* auch *ïo*, ja. Manche Wörter die Deutschen und Franzosen gemeinsam sind, tragen deutsche Uniform; so *crappe*, Krippe (*crèche*), *Chtrosebourgue*, Strassburg (*Strasbourg*), Ch*uitze*, Schweizer (*Suisse*), *oryelles*, Orgel

(*orgues*). Und wie heimeln uns nicht an *Bœrbele*, Bärbel, *Haïrie*, Heiri, *Ouali*, Uli, *Yéry*, Joerg! Setzte sich diese thalaufwärts gerichtete Wanderung deutscher Wörter unablässig fort, so würden die Steinthaler schliesslich in die gleiche Lage kommen wie ein gewisser Völkerstamm Südamerikas im vorigen Jahrhundert. Derselbe entdeckte nämlich eines Tages dass alle Wörter deren er sich bediente, spanisch waren, und ihm von der alten Sprache weiter nichts als die Grammatik geblieben war, dass er also rufen konnte: Alles verloren, nur die Ehre nicht. Aber deshalb darf man nicht zu voreilig diese fremden Elemente im Patois als die siegreichen Spitzen des feindlichen Heeres betrachten; könnten sie nicht auch abgeschnittene und gefangene Heeresmassen, nicht auch Deserteure bedeuten? Annektieren sie oder werden sie annektiert? Die Frage ist gerade ebenso schwierig zu beantworten als die: ob die Deutschen in Paris den Parisern, oder diese jenen mehr zu verdanken haben. Immerhin steht das Eine fest: wo zwei Sprachen bei sonst gleichen Bedingungen um ein Terrain ringen, wird diejenige den Sieg davon tragen welche am meisten aus dem Wortschatze der andern annimmt, die sprödere, heiklere unterliegen. Jene hat den Nachtheil übel zugerichtet zu sein, den Vortheil den Platz zu behaupten. Es kommt also auch hier, wie beim Maccaroniwettessen, auf den guten Magen an. — Spärlicher und weniger leicht erkennbar ist der deutsche Beisatz im Metzischen, z. B.: ch*loné*, schlagen, ch*pékeur*, Spieker (Schiffsnagel), *couesse*, Zwetsche, *handlé*, kehren, *houre*, *roch*a, Rock (vgl. franz. *rochet*, Chorrock). Die Wörter germanischen Ursprungs gehören nämlich hier schon meist derselben

Kategorie an wie die in den Mundarten des innern Frankreichs, d. h. ihre Matrikel ist eine sehr alte. Die Mundarten stehen hierin noch auf der Stufe des Altfranzösischen, das an solchen Wörtern viel reicher ist als die neufranzösische Schriftsprache, obwohl auch so der Akademie der Schmerz nicht erspart geblieben ist fast auf jedem Blatt ihres Wörterbuchs Spuren barbarischer Invasionen verzeichnen zu müssen. Hr. Édelestand du Méril scheut, damit er nichts mit den Deutschen zu thun habe, die weite Fahrt nach Island nicht um von dort allen barbarischen Wortvorrath der romanischen Sprachen herzuholen; doch dünkt es uns, er habe zu viel mitgebracht, denn sollte erst der Isländer den Italiener das *andare* (*andra*) und den Franzosen die *courtoisie* (*kurteisi*) gelehrt haben? Freilich erschien seine *Histoire de la poésie scandinave* zu einer Zeit in welcher man schon stark nach dem deutschen Rhein schielte, und ein gelinder Wahnsinn alle guten Franzosen befing, womit indessen keineswegs gesagt sein soll dass dieser Wahnsinn bei ihm ein vorübergehender gewesen sei. Uebrigens dürfte auch neuerdings, während der Feldzüge von 1814 und 1815 und nachher, manches deutsche Wort tiefer nach Frankreich hineinverschlagen worden sein. — Im Steinthal merkt man noch an manchem Anderen die deutsche Nachbarschaft. So sind z. B. den deutschen Wörtern „Katze“, „Arbeit“, „Predigt“, „Luft“ zuliebe *chat*, *travail*, *prêche*, *air* zum weiblichen Geschlecht übergetreten. Bekannt ist die romanische Unbeständigkeit des Adjektivs, das seinem Substantiv bald voraneilt, bald hinter ihm herhinkt. Der Deutsche sieht auf Zucht und Ordnung; er stellt es immer vor. Die Steinthaler

haben manche Neuerung in deutschem Sinne gemacht; sie sagen z. B. *d'aigres-dchottes* für *des choux aigres*, *sâvaidge djas* für *coq sauvage*. Die Malmedyer, nun schon geraume Zeit Preussen, haben es noch weiter gebracht: *l'cras vai* für *le veau gras* ist ihnen mundgerecht worden; doch möchten wir warnen einen direkten landräthlichen Einfluss vorauszusetzen.

Die Geschichte der französischen Sprachgemeinden am östlichen Abhange der Wasgen ist noch nicht aufgehellt. Man berufe sich nicht auf deutsche Ortsnamen, mit denen es sich verhalten kann wie mit manchen in Graubünden, Tirol und Friaul. Zu Rothau und Waldersbach im Steinthal erscheint das Romanische als altansässig; und wenn die Rothauer die Waldersbacher *grobiches* nennen (was von diesen durch h*ablas*, d. i. *hableurs* erwidert wird), so deutet dies nicht etwa auf die grob-germanische Abkunft der Letzteren, sondern bezieht sich darauf dass bei ihnen der Gebrauch des Lautes *tch* in höchster Blüthe steht, der zu Rothau unbekannt ist; *grobiches* wird gesagt für *grobitches*, Dickschnäbler. Auch lasse man sich, wenn man die sonst treffliche Kiepert'sche Karte der Grenzländer vor sich hat, nicht durch die gelbe Farbe beirren, welche früher deutsches, seither grösstentheils französisch gewordenes Sprachgebiet bezeichnet. Viel wahrscheinlicher ist es uns dass hier das Germanische das Romanische zurückgedrängt habe als dass es von ihm zurückgedrängt worden sei. Aber es ist noch ein anderer Fall denkbar: es ist weder germanisiert noch romanisiert worden; jede Gemeinde ist bei ihrer ursprünglichen Sprache verblieben, und die Gemischtheit des Sprachgebiets ist nicht so zu erklären dass Grenz-

festungen durch Eroberung aus der einen Hand in die andere übergegangen sind, als vielmehr so dass die Demarkationslinie von der einen oder von beiden Seiten durch Kolonisation überschritten worden ist. So besteht Markirch (Leberthal) aus zwei Kirchspielen, einem früher lothringischen und einem elsässischen, die eine Brücke über den kleinen Fluss verbindet. Jenes ist katholisch und französisch, dieses protestantisch und deutsch, und sogar in Sitte und Kleidung verräth sich die verschiedene Abstammung. Wenigstens bestand dieser Gegensatz vor nicht zu langer Zeit noch in seiner ganzen Schroffheit; seitdem mag er sich vielfach verwischt haben. Da in diesem Orte sogar manche Häuser zu einem Theil dieser und zum andern jener Provinz angehörten, so sagte man scherzend: „man macht das Brod im Elsass, und man bäckt es in Lothringen", oder „die Frau schläft im Elsass und der Mann in Lothringen".

* * *

Neben dem besprochenen Französisch haben wir in den neuerworbenen Provinzen noch ein anderes Französisch, das allerdings vom rein linguistischen Standpunkt weniger beachtenswerth erscheint, um so mehr aber von jedem andern; neben diesen trotzigen, ungeschliffenen Patois, welche, um hier an der Grenze jede unliebsame Erörterung von vornherein abzuschneiden, mit kühner Umgehung des Römerthums auf ihre keltische Herkunft pochen, haben wir ein Französisch von feinen Formen und einschmeichelndem Auftreten, welches per Achse aus dem „Mittelpunkte der Civilisation" hieher verpflanzt worden ist. Noch lagert über

dem Deutschen dieses Französisch gleichsam wie eine Nebelschicht; aber es würde sich allmählich verdichtet und jenes erstickt haben. Ja, es sind im Elsass, weniger in Deutschlothringen, sehr wesentliche Ansätze zu einer Romanisierung vorhanden, die in nächster Zukunft wahrscheinlich rasche Fortschritte gemacht hätte, die aber nun *Marte nostro* auf immer unmöglich geworden ist. Der Plan war vorgezeichnet: *at enim opera data est ut imperiosa civitas non solum jugum, verum etiam linguam suam domitis gentibus per pacem societatis imponeret*, wie der hl. Augustin sagt. Es wirft sich nun eine doppelte Frage auf, die nach dem jetzigen Thatbestand, dem statistischen Verhältniss des Französischen zum Deutschen, und die nach dem geschichtlichen Verlauf, den Mitteln der Französierung und ihren Hindernissen. Bis unter der deutschen Verwaltung genauere Erhebungen veranstaltet werden, sind wir auf französische Quellen angewiesen, und besonders auf die sehr interessante: *La langue française dans les départements de l'Est, ou des moyens et des méthodes à employer pour propager la langue nationale dans les parties de l'Alsace et de la Lorraine où l'idiome allemand est encore en usage. Par J. Wirth, Paris 1867.* Hier wird die Frage dahin beantwortet dass von mehr als einer Million Franzosen deren Muttersprache Deutsch ist, die Hälfte kein Wort Französisch verstehe, und kaum ein Viertel in dieser Sprache sich ausdrücken könne (S. 16). Es wird beispielsweise angeführt dass 1866 im Arrondissement Weissenburg von 1026 Konskribierten 472 kein Wort Französisch verstanden, und hinzugefügt dass im ganzen Departement das Verhältniss das gleiche sei, und in Deutsch-

lothringen mit 129,508 Einwohnern auf 90 : 100 steige. Dass die Zweisprachigkeit zum grössten Theil in der städtischen Bevölkerung und nur zu einem sehr geringen in der ländlichen vertreten ist, bedarf kaum der Erwähnung. Was ein ebenso wesentliches Moment, aber im einzelnen schwer festzustellen ist, sind die verschiedenen Abstufungen der Zweisprachigkeit. Besonders ist dabei im Auge zu behalten dass Verstehen und Sprechen keineswegs in gleichem Verhältniss zunehmen, und dass wiederum in Bezug auf dieses veränderliche Verhältniss die Individuen sehr voneinander abweichen. Daran reiht sich die weitere Wahrnehmung dass in den meisten Fällen in denen die höchste Fertigkeit im Sprechen erreicht worden, die Qualität des Französischen hinter derselben ein gutes Stück zurückgeblieben ist. Das in reiner Form nach dem Elsass eingebürgerte Französische unterliegt einer bedenklichen Inficierung von Seiten des Deutschen, für welche es nur geringe Vergeltung auszuüben vermag. Am schwierigsten weist einen solchen Einfluss die Aussprache ab, vorzüglich deren musikalische Seite, der Rhythmus und der Accent. Die Franzosen beklagen sich darüber dass die Elsässer die deutsche Prosodie ins Französische übertragen, und dass sie beim Sprechen den Mund nicht genug öffnen, sodass jene dumpfe Aussprache *tudesque* entstehe. Erkennen doch sogar wir Deutschen die Elsässer unter den Kriegsgefangenen sofort an ihrem Accent und noch mehr allerdings an den eigentlichen Fehlern der Aussprache, besonders jener behaglichen Gleichgültigkeit in Betreff des Schwingens oder des Nichtschwingens der Stimmbänder bei Erzeugung der Konsonanten,

welche uns so sympathisch berührt dass wir ausrufen möchten: „Kommt an unsere Brust, Elsässer, wohin ihr gehört! Euer Herz sei wo euer Mund ist! Ihr lernt doch nimmer Französisch, nicht jenes Französisch das im Glanze der Urbanität strahlt; drei Worte aus eurem Mund, und man weiss dass ihr Keller oder Schneider oder Köchly heisst. Die Franzosen haben den gaskognischen Accent, sie haben den provenzalischen, den pikardischen, den elsässischen. Warum ist ihnen der elsässische am fürchterlichsten? Weil er von germanischem Hauch angekränkelt ist, und sie die Germanen hassen. Man verlacht euch um eures Accentes wie um eurer Tournüre willen; ihr seid die beliebten Figuren der Bühne und des Romans. Ihr gleicht dem Skythen des Aristophanes, dem Prānestiner des Plautus, dem Dalmatiner des Andrea Calmo, dem Walliser Shakspeares. Und wenn man euch euren Accent überhaupt vergibt, so ist es weil er einen so pikanten Zusatz zu den Reizen der hübschen Alsaciennes bildet . . . .“ Es gibt aber nicht bloss einen Elsässer Accent („Accent“ als feinste Blüthe der Aussprache wird oft im Sinne von Aussprache überhaupt gebraucht), sondern auch ein Elsässer Französisch, ein mit Germanismen durchsetztes Französisch. Hier einige Proben davon: *Est-ce que cela vous goûte? Il a frappé dix heures. Il brûle chez M. Meyer. Ce qui est léger, vous l'appendrez facilement. Cher ami, ne prends pas pour mauvais. Pas si beaucoup. Attendez, j'apporterai une citadine.* Der Franzose ist versteinert wenn er Solches hört; *mais c'est du baragouin, c'est inintelligible!* ruft er aus. Man beachte wie rasch der Franzose mit diesem Wort *inintelligible* bei der Hand ist, ohne zu

bedenken dass ein allzu häufiger Gebrauch desselben wenig schmeichelhafte Vorstellungen von seinen geistigen Kapacitäten erwecken dürfte. Es mag sein Ohr und sein Sprachgefühl sehr fein und empfindlich sein, und er mag daher von schlechter Aussprache und inkorrekter Rede besonders unangenehm berührt werden; ist es aber deshalb nothwendig gleich den verzweifelten Standpunkt des Nichtverstehens einzunehmen? Das Ohr des Italieners ist noch viel empfindlicher, und wie wunderbar gelingt es gerade ihm den geheimnissvollen Artikulationen hinter dem Zahngeheg eines Britten den rechten Sinn beizulegen! Sicherlich reden sich die Franzosen um der Eleganz willen diese *inintelligibilité* meistens selbst ein — wenigstens begreifen sie die dumpfen Kundgebungen unserer Krieger ziemlich leicht. Wenn die Elsässer nicht selten schlechter Französisch sprechen als manche Deutsche, so kommt dies daher dass sie aus schon getrübter Quelle schöpfen. Das Französische wird nicht in dem Grade wie das Wasser eines Aquariums, sondern nur durch einen verhältnissmässig geringen Zuzug aus dem Innern Frankreichs erneuert. Und jene Fehler der Aussprache und der Rede, gerade weil sie so früh, in der Schule oder in der Familie, angelernt sind, werden später, auch in Pariser Luft, schwer wieder abgelegt.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der französischen Propaganda, namentlich im Elsass (Wirth Kap. IV und V). Man muss gestehen dass hier vor der Revolution die französische Sprache so gut wie keinen festen Boden gewonnen hatte. Zwar nahm das Provincialparlament gleich anfangs das Französische als Geschäftssprache an, und die drei Räthe

deutscher Zunge wurden bald beseitigt. Dagegen bestimmte erst ein Erlass vom 30. Jänn. 1785 dass die Sprache alles öffentlichen Verfahrens die französische sein müsste. In Strassburg aber herrschte bis zur grossen Umwälzung ausschliesslich das Deutsche. Die Jakobiner erklärten dem Deutschthum einen erbitterten Krieg; unter anderm wurden am 27. und 30. Jänn. 1794 die *écoles de langue* gegründet. Unter dem ersten Kaiserreich und der Restauration machte dann das Französische wieder geringere Fortschritte; eine neue Aera begann für dasselbe erst mit dem Gesetz über den Volksunterricht vom 28. Juni 1833, besonders sind die Kleinkinderschulen ein wesentliches Werkzeug seiner Verbreitung geworden. Und unter der letzten napoleonischen Regierung scheint die Französierung an Nachdruck bedeutend zugenommen zu haben. Wenigstens sagt Wirth S. 92: *En Alsace, c'est surtout depuis 1850 que l'impulsion en faveur de la langue française fut donnée d'en haut, et qu'elle trouva un concours dans les couches mêmes de la population où elle rencontrait jadis de la résistance.* In diesen Worten liegt auch das Verhalten des Volks zu der aufgedrungenen Sprache angedeutet. Der Samen des Französischen konnte auf keinen weniger empfänglichen Boden fallen als auf diesen. Französischen Esprit in den harten Alemannenschädel, französisches *j* in die Kehle die sich am *ch* so vergnügte, zu verpflanzen, das musste eines der schwierigsten Unternehmen sein. Der Widerstand dieses zähen, konservativen Stammes gegen Sprachneuerung, bekanntermassen vom Klerus nach Kräften unterstützt, hat daher den politischen Gegensatz bis heut überdauert. Um nur Eines hervorzuheben, so beweisen die Berichte

über die Gemeindebibliotheken dass in den Dörfern und selbst in einigen Städten weit mehr deutschen als französischen Büchern nachgefragt wird; ja der Präfekt des Bas-Rhin beklagte sich darüber dass die Behörden einer Gemeinde ihm vorgeschlagen hätten die Gemeindebibliothek ausschliesslich aus deutschen Büchern zusammenzusetzen (Wirth S. 128). Allein all dieser Widerstand hätte schliesslich nur um der Nützlichkeit willen aufgegeben werden müssen. In einem so centralisierten Lande wie das napoleonische Frankreich war Kenntniss der Landessprache für jeden der auf irgend einer Bahn vorwärts kommen wollte, eine unbedingte Nothwendigkeit. Dazu ist nun allerdings in den höheren Klassen noch ein gesteigertes, ja übersteigertes Nationalgefühl getreten, und vornehmlich unter der heutigen Jugend zählt das Franzosenthum seine eifrigsten Anhänger, die freilich auch wie Schmetterlinge vom Brennpunkt Paris angezogen werden. Es sind nicht bloss Franzosen, es sind Fransquillons, die sich bemühen das von der Mutter erlernte Deutsch zu vergessen oder die es zum mindesten verleugnen. Wirth hat vollkommen Recht wenn er S. 20 sagt: *On refuse à la France le génie de la colonisation; c'est peut-être vrai, mais on ne peut certes pas lui contester le génie de l'assimilation.* Auch das Landvolk, das noch heute die grösste Abneigung gegen das „Wälsche" an den Tag legt, würde allmählich durch die Rücksicht auf den Vortheil dazu bestimmt worden sein die Erlernung der fremden Sprache geradezu zu wünschen. Mit so lebhaften Farben schildert Wirth die Hülflosigkeit und gelegentliche Vereinsamung der Bauern die nicht Französisch verstehen, sowie den daraus erwachsenden

moralischen Schaden dass wir sagen müssen, dieser mittelbare Sprachzwang ist härter und grausamer als der unmittelbare. Wir stimmen ihm bei: jene Gegenden in denen das Französische unbekannt ist, sind unglückliche Gegenden, aber deshalb weil Leute die, auch wenn sie es wollten, keine Gelegenheit und keine Mittel hätten Französisch zu lernen, mit vollständiger Nichtberücksichtigung dieser Thatsache französisch regiert werden. Darf man wohl sagen: *Ignorantia linguae non excusat*? Wirth erzählt im zweiten Kapitel eine Reihe tragikomischer Vorfälle (*Tribulations d'une famille alsacienne qui ne savait pas le français*) welche beredter als jede Auseinandersetzung die Annexion des Elsasses an Deutschland befürworten. Hier ein Auszug davon.

Der Held dieser Geschichte heisst der Schulzenpeter und ist Maire eines Dorfes das 15 Kilometer von Strassburg entfernt liegt. Die Kenntniss der französischen Sprache beschränkt sich im Dorf auf wenige junge Leute die im Militär gedient haben, und auf den Pfarrer und den Schullehrer. Sogar bei dem Letztern ist sie eine sehr ungenügende. Der Maire empfängt einst von der Präfektur eine Krankheitentabelle zum Ausfüllen, und der Lehrer, zugleich Gemeindeschreiber setzt in die Kolumne die für die *crétins* bestimmt ist, in Folge der kühnen Gleichung *crétins* = *chrétiens* die Worte: *Crétins? nous le sommes tous.* Ein anderes Mal erhält die Präfektur auf die Frage nach den Antecedentien eines Bittstellers die erbauliche Antwort: *Tous les antécédents du postulant sont décédés.* In diesem von zwei Jahrhunderten französischer Herrschaft so wenig berührten Dorfe trifft nun

eines Tages plötzlich der Präfekt ein, der natürlich in das grösste Erstaunen geräth als er niemanden findet der ihn versteht. Der Maire, dessen Haus er nicht ohne Mühe ermittelt, antwortet auf seine Fragen: „Nichts wälsch!“ Aber Toni, der Knecht des Maire, gewesener Kürassier wird der rettende Engel des Präfekten, d. h. sein Dolmetscher. Die Schulbesichtigung liefert ein wenig befriedigendes Ergebniss, kein günstigeres die Verhandlung mit dem versammelten Gemeinderath. Letzterer beschwert sich über den Steuereinnehmer, der seine (französisch geschriebenen) Rechnungen ihnen nicht habe erklären wollen und ihnen gesagt habe: „Geht in die Schule und lernt lesen.“ Nach der Abreise des Präfekten lässt der Maire seinem Unmuth freien Lauf: „Sollte man nicht meinen dass auch der Präfekt uns in die Schule schicken wollte? Als ob er nicht mehr Zeit hätte Deutsch zu lernen. Ich habe Hrn. Lezay-Marnésia und Hrn. Sers gekannt; das waren tüchtige Präfekten, sie sprachen Deutsch wie ihr und ich, und waren doch keine Elsässer.“ Der Pfarrer stimmt, wie wohl jeder Vernünftige thun muss, dieser Auffassung bei und motiviert sie näher. Infolge der hohen Orts gemachten Entdeckungen wird der alte Lehrer durch einen jungen ersetzt; der Maire macht aber nicht diesen, sondern einen früheren Gerichtsboten zum Gemeindeschreiber. — Ein Strassburger Professor, leidenschaftlicher Botaniker lässt sich durch die deutsche Warnungsinschrift „Verbotener Weg“ nicht aufhalten, indem er sich sagt: „In Frankreich kann nur das Französische Gesetzeskraft haben.“ Dieser Anschauung halber verurtheilt ihn der Maire zu 10 Franken Busse. Einige Tage darauf

kommt dem Adjunkten des Maire eine Ausfertigung der Präfektur zu, des Inhalts dass der Maire *est suspendu de ses fonctions.* Der Adjunkt bittet den Briefträger sie ihm zu übersetzen; dieser aber dringt auch nicht tiefer in das Verständniss des französischen Textes ein als um zu erkennen dass mit dem Maire irgend etwas vorgenommen werden müsse. Aber was? ein Taschenwörterbuch wird zu Rath gezogen: *suspendu* bedeutet „aufgehängt". Der Maire soll gehängt werden! Gehängt! gehängt! Furchtbarer Schrecken, bis die Aufklärung durch den Pfarrer erfolgt. An die Stelle des Schulzenpeter kommt ein junger Mann, und dieser betraut den jungen Lehrer mit dem Gemeindeschreiberposten. — Der alte Maire und der von ihm ernannte Gemeindeschreiber (der in der That ein Schurke ist) werden der Erpressung angeklagt und nach Strassburg abgeführt. Nach drei Monaten Haft erscheint der Schulzenpeter, um zehn Jahre gealtert, vor dem Gerichtshofe. Keine Worte können die innern Qualen ausdrücken welche ein Angeklagter empfinden muss wenn er die Anklageakte, den Antrag der Staatsanwaltschaft, die Rede seines Vertheidigers, die Erwiderung, kurz alle Verhandlungen anhört ohne etwas Anderes zu verstehen als dass sein Name jeden Augenblick genannt wird. Der Unglückliche wirft flehende Blicke bald auf den Gerichtshof, bald auf die Geschwornen, als ob er in den Augen eines Jeden das Loos welches ihn erwartet, zu lesen hoffe. Bei der Verkündigung des Urtheils sieht er seinen Mitangeklagten erblassen und glaubt auch sich verurtheilt, während er in der That freigesprochen ist. Ohnmächtig sinkt er zusammen; als er den Sachverhalt erfährt, weint er

wie ein Kind. Da erst wird ihm der Ausruf abgepresst: „Ich gäbe die fünf Finger meiner Hand darum Französisch sprechen zu können!“ — Peter will eine Reise machen und zwar mit der Eisenbahn. Aber weil er Ribeauvillé und Saint-Hippolyte nicht mit Rappschwihr (dem Ziel seiner Reise) und Sankt-Pilt zu identificieren weiss, versäumt er den einen Zug und fährt mit dem andern eine Stunde über sein Ziel hinaus. — Seinen ersten Sohn hat er vom Militär losgekauft; aber sein zweiter, Toni besteht darauf zu dienen, um Französisch zu lernen. Er macht in Versailles alle möglichen Leidensproben durch und erkrankt schliesslich; ohne im entferntesten seine Absicht erreicht zu haben, in unentweihter Deutschheit, kehrt der *ventre de choucroute* zum väterlichen Herd zurück.

Die Mehrzahl der Elsässer und Deutschlothringer befindet sich ganz in derselben Lage wie der Schulzenpeter. Ist diese Mehrzahl als Franzosen zu betrachten? Nein! Sie haben nicht die geringste innere Berührung mit den „Wälschen“, die wälsche Phrase gleitet wirkungslos an ihren Ohren ab, der wälsche Text von Kellers Rede die ihren Patriotismus vor ganz Frankreich verherrlicht, enthält für sie keinen Sinn. Napoleon ist ihnen ein hieroglyphisches Symbol, Gambetta eine verworrene Mythe. Sie können keine politische Meinung haben über Dinge von denen ihnen jede eigene Anschauung fehlt. Man hat uns hundertmal gesagt, wir sollten die Pariser Presse nicht für den Meinungsausdruck von Paris halten. Und mit welchem Recht sollten wir den französischen Kundgebungen französierter Elsässer Glauben schenken wenn sie im Namen der deutschen Elsässer sprechen? Diese sind keine Franzosen!

Mögen sie die Deutschen noch so sehr verabscheuen, mögen sie sie für den Antichrist oder für Kinderfresser halten, mögen sie aus Häusern und Hecken auf sie schiessen, wie die Chouans auf die Republikaner, sie sind keine Franzosen, sie sind Deutsche! Waren denn nicht auch diesseit des Rheins Deutsche gegen Deutsche erbittert? Und wie rasch hat das Blut und der Schweiss des Krieges als Oel des Friedens die stürmisch erregten Fluthen geglättet! Manche Dirne zahlt den ersten Kuss mit einer Ohrfeige heim und liebt nachher treu und innig.

Obwohl Wirth von der durchgängigen Ueberlegenheit Frankreichs über Deutschland (den Volksunterricht etwa ausgenommen) durchdrungen ist, so athmen seine Vorschläge doch weise Mässigung; er will nicht, wie mancher Andere, die deutsche Sprache in Elsass und Lothringen ausrotten — seinerseits wäre dies freilich auch Muttermord —, er will sie neben dem Französischen fortbestehen lassen, damit das Elsass die geistige Vermittlung zwischen Frankreich und Deutschland übernehme. Wir glauben nicht an den Segen der Zweisprachigkeit; wenn man mit Recht gesagt hat *qu'une population qui parle deux langues, a deux cordes à son arc*, so hat man vergessen hinzuzufügen dass keine dieser Sehnen sehr straff ist. Was wir aber sicher wissen, ist dass das Elsass in französischen Händen nie jene Aufgabe erfüllt haben würde. Wie ausserordentlich wenig hat es, trotz der günstigen Vorbedingungen, bis jetzt dazu beigetragen beide Kulturen zu verbinden! Gerade hier entwickelte sich mehr und mehr eine lebhafte Feindschaft gegen Deutschland und alles Deutsche. Nichts von einem sanften Vermischen

beider Meere! Die ostwärts rollenden Fluthen des einen stauten sich zu wilder Brandung auf. Und wo in der That das Deutsche in den französischen Gesichtskreis tritt, da erscheint es meist verzerrt wie auf einem Kugelspiegel. Wir bekennen offen nicht einmal für die deutschen Dorfgeschichten in französischem Gewande zu schwärmen; sie machen uns einen zwitterhaften, unbehaglichen, unwahrscheinlichen Eindruck, mit dem alten deutschen Vaterland als nebelhaftem Hintergrund. Was weiss der Franzmann von Deutschland! Das Deutschland wie es sich zur Zeit der Revolution und des ersten Kaiserreichs auf die glänzende Wandfläche des französischen Ruhms abspiegelte, das hat sich als Bild fixiert. Das Land einerseits Goethes (welcher *lui-même, vers la fin de ses jours, regrettait de n'avoir pas écrit en français* Wirth S. 21) und seines blonden sentimentalen Gretchens, andrerseits hirschehetzender Pfalz- und Landgrafen und lächerlich-devoter Hofmarschälle! „Die Grossherzogin von Gerolstein" war den Franzosen ein deutsches Sittenbild; war es ihnen, denn jetzt werden sie sich überzeugt haben dass die Urtypen jener Karikaturen eher im heutigen Frankreich als im heutigen Deutschland zu entdecken sind. Vielleicht regen nun Rachegedanken die Franzosen zu einem eifrigen Studium der deutschen Verhältnisse und der deutschen Sprache an; aber wir hoffen, das Mittel wird den Zweck zerstören: wenn sie uns wirklich kennen, werden sie uns nicht mehr hassen. Dann mag das Elsass in deutschen Händen das werden was es in französischen nie geworden wäre, eine Brücke zwischen germanischer und romanischer Intelligenz. Damit es dies werde, aber auch damit es seiner nächsten

Aufgabe genüge fest in das neue Vaterland einzu wachsen, dazu ist von Seite der deutschen Verwaltung ein genaues Studium der Sprachverhältnisse und dann eine sorgfältige Einrichtung des Volksunterrichtes erforderlich.

Doch nun da auf den Thürmen die weisse Fahne weht, gereut uns fast manch bitteres Wort. Denn wenn es gilt nicht nur die Geister, sondern auch die Herzen der Völker einander anzunähern, so ziemt vor allem den Siegern dieses Bestreben. Wir Deutschen aber, oder vielmehr wir Norddeutschen leiden an einem Fehler der uns bei diesem Bestreben durchaus hinderlich ist. Wir sind unduldsam in Gefühlssachen. Vielleicht weil wir dieses Gebiet gar nicht als ein selbständiges anerkennen, weil bei uns die Unduldsamkeit des Denkens, die Logik sich in Alles mischt, weil wir zu viel beweisen. Jedenfalls erhält dadurch unser Urtheil über andere Nationen vielfach eine abfällige Schroffheit; wir wundern uns nicht nur dass sie nicht so sind wie wir, wir tadeln sie deshalb. Doch Eines schickt sich nicht für Alle, jede Nationalität hat das Recht ihres eigenen Charakters. Dieser ist bis zu einem gewissen Grade der Modifikation fähig, aber der Grundzug ist unzerstörbar: *naturam expellas furca, tamen usque recurret.* Und es ist dies zum grössten Theil in den äusseren Bedingungen des betreffenden Landes begründet. Es gibt ungemein wenig Kosmopoliten, obwohl ungemein Viele sich so nennen; die Meisten sind nur in einem ganz bestimmten Element sie selbst. Man verpflanze den Franzosen — natürlich ist die Wahrnehmung nur an grösseren Massen, besonders an den Truppen zu machen — nach Italien, und binnen

einer gewissen Zeit wird er sein Wesen verändern, wird ausarten. Italien ist ihm zu heiss; Deutschland zu kalt. Die Kriegsgefangenen in Spandau lassen von Zeit zu Zeit Causerien, unter dem Titel *Prométhée*, erscheinen, um inmitten der alten *gaieté gauloise* wieder aufzuleben. Aber hier zuckt der französische Esprit matt wie ein Fisch auf dem Sande. Jedes Volk muss seine eigene Bahn gehen, muss den meisternden Einfluss jedes andern abweisen, aber darf und muss auch von jedem andern in Freiheit lernen. Feindselige Gegensätze müssen versöhnt werden. Römer und Germanen haben in Europa je zweimal oben gestanden: jene zur Zeit von Augustus und von Ludwig XIV., diese zur Zeit von Karl dem Grossen und heute. Wie unsere Vorfahren von den besiegten Römern lernten, so haben auch wir von den besiegten Romanen zu lernen. Wir sind ein so grosses Volk geworden dass man es uns jetzt nicht mehr falsch deuten wird wenn wir ein ganz klein wenig Liebenswürdigkeit, Grazie, Gefälligkeit zu unseren übrigen Tugenden hinzufügen. Die Phrase hassen wir. Aber ein grosser Gedanke kann eine schöne Form ertragen. Arbeiten wir so von innen nach aussen, so werden wir mit andern Völkern die von aussen nach innen arbeiten, Berührung finden, ihnen verständlich werden. Man lasse uns nicht das Wort hören: „Wir brauchen die Andern nicht; wir sind uns selbst genug.“ Die moralischen Eroberungen die wir abbrechen mussten, sollten wir nun wieder aufnehmen und diesen Ausdruck zu den höchsten Ehren bringen; dann wird das Deutsche Reich den Namen verdienen welchen die Römer dem ihrigen gaben: *Pax nostra.*

## XV.

## Eine Diezstiftung.

Unter allen äusseren Zwecken welchen die Wissenschaft dienen kann, gibt es gewiss keinen edleren als den: die Völker zu versöhnen und zu befreunden. Die wahre Wissenschaft ist international, und sie betrachtet dies, trotz „schwarzer“ und „rother“ Internationale, als einen Ehrentitel. Dass der grosse Krieg welcher so viele Verhältnisse in Verwirrung brachte, auch auf dem Gebiete der Wissenschaft seine Nachspiele fand, erscheint begreiflich; weniger dass hier die Herausforderung nicht immer von den Franzosen ausging. Nach solcher Niederlage war alle Leidenschaftlichkeit entschuldigt, nach solchem Sieg alle Grossmuth geboten. Es hat aber unter den französischen Gelehrten nicht an solchen gefehlt welche sich in ihrem unparteiischen Urtheil durch ihren patriotischen Schmerz nie beirren liessen, und wiederum unter den deutschen Gelehrten nicht an solchen die rein wissenschaftliche Gelegenheiten zu politischen Ausfällen missbrauchten. Wer nicht meint, der Friede sei nur eine Pause um für den Krieg zu rüsten, der muss wünschen dass die zerrissenen Bande wieder zusammengeknüpft werden, ja fester als sie es waren, und für diese Aufgabe haben sich gerade die Männer der Wissenschaft zu begeistern. Sie würden ein Unrecht

begehen, wollten sie nicht jeden Anlass ergreifen den Missstimmungen und Missverständnissen zwischen den Völkern entgegenzuwirken. Kein günstigerer aber kann gedacht werden als der welchem die folgenden Zeilen gewidmet sind.

Die gemeinsame Abstammung der romanischen Sprachen hat zwar immer in dem Bewusstsein derer gelebt welche sie redeten, aber erst spät ist sie zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung geworden. Auch dann wurde das Verhältniss dieser Sprachen zueinander und zum Latein nicht sofort richtig erfasst; einem Deutschen, Friedrich Diez in Bonn blieb es vorbehalten uns von der Entwicklung des Romanischen in Zeit und Raum ein genaues, klares, schönes Bild zu liefern. Er ist der Begründer der romanischen Sprachwissenschaft, ja wir dürfen wohl allgemeiner sagen: der romanischen Philologie, wenn wir bedenken dass nur auf dem Boden der vergleichenden Sprachforschung die Kritik der alten Texte und die Prüfung der litterarischen Anfänge gedeihen kann. Der von ihm ausgestreute Samen hat lange gebraucht um aufzugehen, aber in dem letztverflossenen Jahrzehnt scheint das Versäumte reichlich nachgeholt worden zu sein, und zwar besonders durch die lebhafte Betheiligung der Romanen. Seit dem Jahr 1870 haben dieselben in den romanischen Studien bei weitem Bedeutenderes geleistet als wir Deutschen; hiebei lasse ich einen Mann dessen Wirksamkeit sich über das Gebiet aller romanischen Sprachen und Litteraturen mit dem grössten Erfolg verbreitet hat, ganz aus dem Spiele, weil er sowohl in deutscher als in romanischer Sprache lehrt und schreibt. Hauptsächlich kommen unter den roma-

nischen Ländern Frankreich und Italien in Betracht, obwohl wir auch Portugal und Rumänien schätzenswerthe Beiträge verdanken; nur das Land welches uns vor drei Jahrhunderten den *Diálogo de la lengua* geschenkt hat, zeigt uns jetzt leere Hände. Durch die Pflege welcher sich seit längerer Zeit die romanischen Sprachen an unseren Hochschulen erfreuen, besitzen wir vor den Romanen einen gewissen Vortheil, der übrigens neuerdings von ihrer Seite her vermindert wird; was will das aber gegen jenen ungeheuren Vortheil sagen den die Romanen vor uns besitzen? Von früh auf sind ihnen die Werkzeuge die wir uns mit schwerer Mühe erst anfertigen müssen, in die Hand gegeben. Werden sie sich ihrer nicht schliesslich mit einer ganz anderen Leichtigkeit und Sicherheit bedienen als wir? Werden sie nicht immer kleinere oder grössere Mängel an unsern Werkzeugen zu entdecken vermögen?

Jener Steigerung welche die Theilnahme Frankreichs und Italiens an unsern Studien erfahren hat, ist die Politik nicht ganz fremd. Solange Italiens staatliche Einheit noch nicht vollzogen war, schien seine sprachliche Einheit für die Italiener den Mittelpunkt aller Philologie zu bilden; nachdem sie aber zu dem ersehnten Ziele gelangt sind und infolge dessen auch zu grösserer Ruhe und Unbefangenheit, haben sie mit ruhmvollem Eifer die Betrachtung des sprachlichen Partikularismus eröffnet, der sich in keinem romanischen Lande so schön und so mannigfach entwickelt hat wie in diesem. Vom Kriegsglück verrathen, begann Frankreich die Künste des Friedens doppelt zu schätzen und wandte gern den Blick von der

trüben Gegenwart zur Vergangenheit, und als zwei Pariser Romanisten, von denen der eine dem Bonner Meister besonders nahe stand, 1872 eine Zeitschrift für ihre Wissenschaft gründeten, setzten sie diese Verse eines altfranzösischen Dichters als Wahlspruch auf den Titel:

> Damit nicht unsrer Ahnen Reden, Thaten
> Und Sitten in Vergessenheit gerathen.

Aus dem Pariser Kreise hat sich der Geschmack an der romanischen Philologie nach dem Süden Frankreichs verpflanzt und ist hier auf eine litterarische Bewegung gestossen welche ihn in jeder Weise begünstigt. Die Katalanen in Spanien und die Provenzalen in Frankreich sind schon seit geraumer Zeit dem Gedanken der Decentralisation zugethan, der sich zwar auch auf das Staatliche bezieht, aber nur in der Litteratur sich verwirklicht hat, glänzend verwirklicht hat. Der Verfasser der Dichtung *Mirèio* zählt zu den ersten Dichtern der Neuzeit; sein Name ist Mistral. Auf die litterarischen Verbrüderungsfeste der durch die Sprache engverbundenen Katalanen und Provenzalen folgte 1875 zu Montpellier ein Fest von allgemeinerem Charakter, an welchem die Wissenschaft und die Litteratur ihre Preise austheilten, und neben den besonderen Interessen der Lengua d'oc die innige Zusammengehörigkeit aller Romanen betont wurde. Mag auch die Erinnerung an die deutschen Siege hierzu mit angeregt haben, so hat sie doch bei dieser warmen und freudigen Feier, so viel sich aus den Berichten ersehen lässt, keinen irgendwie gehässigen Ausdruck gefunden, und es steht zu hoffen dass der „Gesang des Lateiners“ um welchen in diesem Jahr eine Preis-

bewerbung stattfinden soll, nicht ein Streitlied, sondern eine Friedenshymne sein wird. Kein Bertran de Born feure zum Kampfe gegen das Vaterland desjenigen an welcher soviel dazu beigetragen hat den Pulsschlag des jungen Romaniens zu beleben, und welcher gerade die Werke der alten provenzalischen Sänger, der Troubadours durch treffliche Uebersetzungen und klare Ueberblicke den Deutschen zuerst nahe gerückt hat. Unter seine Führerschaft haben sich ja die Romanen mit den Deutschen zu gemeinsamer Arbeit gestellt; ein gemeinsames Denkmal sollten wir nun dem Geschiedenen errichten. Sein Leben ist so still und so einfach verronnen, seinen Verdiensten hat nicht der Glanz äusserer Ehrenbezeigungen entsprochen; suchen wir das gut zu machen. Denn vor allem in jetzigen Zeitläuften müssen wir Sorge dafür tragen dass der Ruhm des Friedens nicht allzu sehr vor dem des Krieges erbleiche.

In Rom ist zuerst der Gedanke eines Denkmals für Friedrich Diez ausgesprochen worden; die Redaktion der leider eingegangenen *Rivista di filologia romanza* hat zu diesem Zweck 100 Lire bestimmt. Aber welcher Art soll das Denkmal sein? Worin oder womit ein Jeder gearbeitet hat, daraus sei ihm sein Denkmal gefertigt: den Feldherren der Kriege aus todtem Erz und Stein, den Feldherren der Wissenschaft aus lebendigem und feinerem Stoff. Dies ist auch die Ansicht derjenigen welche unterm 1. Febr. d. J. von Berlin aus den „Aufruf zur Gründung einer Diezstiftung“ haben ergehen lassen, „welche den Zweck habe die Arbeit auf dem Gebiete der von ihm begründeten Wissenschaft von den romanischen Sprachen zu fördern.“

Es besteht das Comité aus zwölf Personen, von denen elf dem preussischen Staat und wiederum neun der preussischen Hauptstadt angehören. Es ist „in Aussicht genommen die Zinsen des durch Sammlung zusammenzubringenden Kapitals in Perioden von später zu bestimmender Dauer als Ehrensold für hervorragende schriftstellerische Leistungen auf dem angegebenen Gebiete zu verwenden, und zwar jedenfalls ohne Rücksicht auf die Nationalität der Verfasser, und, wofern es sich ausführbar erweist, jedesmal nach Anhörung auch auswärtiger Sachverständiger . . .“ „Es ist Aussicht vorhanden dass nach vorläufigem Abschluss der Sammlung, für welchen der 30. Dec. 1877 angesetzt ist, mit einem der grossen wissenschaftlichen Institute Deutschlands (offenbar ist damit die preussische Akademie der Wissenschaften gemeint) Statuten sich werden vereinbaren lassen, und dass dasselbe die Verwaltung der Stiftung von da ab übernehmen wird.“ Um mich ohne Rückhalt auszusprechen, der Gedanke einer Diezstiftung ist jedes Beifalls würdig, aber das Kleid das man ihm angezogen hat, viel zu eng. Handelt es sich um irgend ein rein wissenschaftliches Unternehmen, so bietet gewiss Berlin die besten Bürgschaften dass es einen stetigen sicheren Fortgang habe und zu guten Erfolgen führe. Aber handelt es sich bei der „Diezstiftung“ hierum? Derjenige welcher sie wohl hauptsächlich angeregt hat, schreibt mir dass ihre Bedeutung für ihn besonders in etwas liege wovon der Aufruf nicht sprechen konnte (warum nicht?), nämlich darin „dass Deutsche und Romanen sich wieder einmal zu einträchtigem Thun verbinden in einer Sache die Beiden am Herzen liegt.“ Und so

werden die meisten Romanisten denken. Soll nun aber das Unternehmen eine solch höhere und weitere Bedeutung erhalten, soll ein warmer, verklärender, versöhnender Hauch über dasselbe ausgegossen, sollen nicht bloss Köpfe, sondern auch Herzen gewonnen werden, so kann ich die Wahl Berlins als Ausgangs- und Mittelpunktes keine sehr glückliche nennen. Nicht am wenigsten bedenklich erscheint es mir dass später auf die Festsetzung der Statuten und auf die Verwaltung der Stiftung Leute Einfluss ausüben können welche den romanischen Studien fern stehen und für die Romanen wenig Sympathie besitzen. Ein Denkmal welches dem wissenschaftlichen und dem persönlichen Charakter des Meisters in würdiger Weise entsprechen soll, hat gleichmässig auf den Schultern Deutschlands, Frankreichs und Italiens zu ruhen; die Romanen müssen nicht zugelassen oder gelegentlich herangezogen werden, sondern von allem Anfang dabei betheiligt sein. Möge der Plan der Diezstiftung in diesem Sinn umgestaltet werden. Man kann nicht sagen dass es zu spät hierzu sei; es wäre unrecht eine Sache die durchaus auf die Theilnahme weiterer Kreise angewiesen ist, unabänderlich geordnet zu haben bevor sie öffentlich besprochen werden konnte. Man kann auch nicht sagen dass Jenes überhaupt unthunlich sei; erschwert würde das Unternehmen allerdings, aber nur in dem Verhältniss als es an Werth gewinnen würde. Die Frage ist weniger die ob es die Kräfte, als die ob es den guten Willen übersteigen wird. Man sei nicht allzu kleinmüthig und engherzig; man mische der kühlen Berechnung etwas Begeisterung bei, man werbe die Romanen in herzlicher und nachgiebiger Weise an,

und sie werden sich gewiss nicht weigern gemeinsam mit den Deutschen eine Diezstiftung ins Leben zu rufen. Ich wüsste nicht an welchen Ort sich eine solche besser knüpfen liesse als an Rom; hier würden sich auch leicht internationale Romanistenzusammenkünfte anschliessen können. Italien bildet ein vermittelndes, ein neutrales Gebiet zwischen Deutschen und Franzosen und zugleich ein beliebtes Reiseziel für Beide; in Italien blühen die romanischen Studien rasch empor, und hier wirkt derjenige dem nach Diez, wie wir Andern neidlos anerkennen, die romanische Sprachwissenschaft am meisten zu danken hat. Rom aber, als die Wiege der romanischen Sprachen und aller abendländischen Gesittung, birgt für den romanischen Philologen tausend Anregungen in sich. In den Büchereien der Päpste, der Chigi, der Barberini mag er den Anfängen der romanischen Litteraturen, auf der Appischen Strasse und in den Katakomben den Anfängen der romanischen Sprachen nachgehen, zu Sant' Onofrio einer glänzenden Zierde jener gedenken und auf römischen Lippen bewundern, wessen diese an Kraft und Anmuth fähig sind. Und endlich gehört Rom nicht bloss den Romanen, sondern auch den Deutschen. Nicht etwa wegen „des römischen Reiches deutscher Nation", nein, erst nachdem wir Rom äusserlich verloren haben, haben wir es geistig gewonnen: für unsere Dichter, Künstler und Gelehrten ist es eine zweite Heimath geworden, und auf dem Kapitol hat unser archäologisches Institut seinen Sitz. Im Angesicht aller der Trümmer welche so viele Völker, Reiche und Einrichtungen begraben haben, werden nationale Disharmonien leichter verstummen;

und wenn zur Zeit der Mandelblüthe über dieses grosse Grab die lauen Lüfte des Westens uns anwehen, dann meinen wir den „allgemeinen Frühling“ zu verspüren „der die Gestalt der Welt verjüngt.“ Vielleicht sind dies Träume; aber müssen wir aus allen Träumen zur allernüchternsten Wirklichkeit erwachen? Wenn nicht Rom der Mittelpunkt einer Stiftung ist welche die Erinnerung an einen hervorragenden Mann in jedem guten Sinn auszubeuten sucht, welche nicht bloss an die Wissenschaft, sondern auch an die Freundschaft der Völker denkt, wenn es nicht Rom ist, muss es dann durchaus Berlin sein?

## XVI.

## Französisch und Englisch.

Ich habe es mit angesehen wie man zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts lange Zeit hindurch in allen Gesellschaften nebeneinander setzte, weil man glaubte, sie liebten sich; indessen war ganz das Gegentheil der Fall, und schliesslich mussten dies auch die Kurzsichtigsten bemerken. Ganz ähnlich ist es dem Französischen und Englischen in unserem Unterrichtssystem ergangen. Die Schulen welche überhaupt das Englische aufgenommen haben, pflegen es in dieselbe Hand wie das Französische zu legen; auf den Universitäten hat es sich gleich anfangs an das Französische angeklammert und auf den Lehrstuhl der romanischen Philologie eingeschmuggelt. Es gibt jemanden dem diese in Prüfungsvorschriften und Professorenbestallungen niedergelegten Thatsachen so zu Kopfe gestiegen sind dass er „ein eigenes wissenschaftliches Fach, die französisch-englische oder die neuere Philologie proklamiert“ und die kühne That durch Errichtung eines grossartigen Scherbenberges gefeiert hat. In selbiger „Encyklopädie“ heisst es: „Wer zwischen Griechisch und Römisch einen innigeren, mehr objektiven Zusammenhang als zwischen Französisch und Englisch behaupten wollte, der würde dadurch sogleich seine Laienhaftigkeit hinsichtlich der letzteren bekunden.“

Meiner Erfahrung zufolge sind es nur Laien welche der entgegengesetzten Ansicht huldigen. Wollen sich diese Laien ein paar Worte der Aufklärung gefallen lassen? Das Griechenthum hat in Stoff und Form einen solchen Einfluss auf das Römerthum ausgeübt dass wir das Letztere nicht wirklich verstehen ohne das Erstere genau zu kennen, und wiederum sind wir genöthigt unsere Kenntniss des Griechenthums zum grossen Theil aus römischen Quellen zu schöpfen. Dem festen Zusammenhalten der griechischen und der lateinischen Sprache stehen, wie man auch immer über das Gräkoitalische denken mag, keine Ansprüche von anderer Seite im Wege. Hingegen bildet zweifellos die englische Philologie einen Ausschnitt aus der germanischen Philologie, und die französische einen solchen aus der romanischen. Nicht einmal berühren sich die beiden Hauptgebiete hier besonders eng; denn zwischen Französisch und Deutsch besteht seit mehr als tausend Jahren eine Wechselwirkung die das Deutsche vollkommen berechtigen würde als Drittes in die neugegründete „neuere Philologie" einzutreten.

Bei den Männern der Wissenschaft herrscht hierüber nur eine Stimme; doch halten auch sie zum Theil noch, was den akademischen Unterricht betrifft, an der Vereinigung von Französisch und Englisch als „einer zwar unorganischen, doch bequemen" fest. Bequem, ja, für den Kultusminister, allein schwerlich für den Professor, der kaum auf beiden Gebieten in gleicher Weise zu Hause sein kann und, wenn er Drang zu wissenschaftlicher Thätigkeit spürt, sicherlich das eine um das andere vernachlässigen wird. Nicht Jeder trägt zwei Seelen in seiner Brust. Hie und da

hat man das Englische von seiner romanischen Pflegemutter getrennt; allein statt es nun seiner richtigen Mutter, der germanischen zuzuführen, welche sich allerdings immer sehr rabenmütterlich ihm gegenüber benommen hat, spricht man es mündig. Und während es an vielen Universitäten gar nicht vertreten ist, findet es sich an mancher in einer besonders günstigen Stellung. Denn wie viele Lehrstühle für die Sprache und Litteratur eines einzigen Volkes gibt es überhaupt? Indessen, weit entfernt irgendeine Beschränkung nach dieser Seite hin zu wünschen, halte ich es für durchaus erforderlich dass an jeder Universität ein Lehrstuhl für das Englische errichtet werde. Nur möge dieser als ein zweiter (oder dritter) germanistischer Lehrstuhl betrachtet und bezeichnet werden, dessen Inhaber seinem Kollegen nöthigenfalls oder vielmehr jedenfalls einen Theil seiner Last abnimmt. Dies würde noch manche praktische Folge haben, vor Allem aber die Vorstellung über den Zusammenhang der Studien klären. Man würde dann auch nicht, wie dies jetzt zuweilen geschieht, die englische Philologie der romanischen, deren Umfang doch ein so viel grösserer ist, entgegenstellen und über ihre ungerechte Zurücksetzung gegen diese sich beschweren. Auf gleicher Stufe stehen die romanische und die germanische Philologie. Wenn auch in Deutschland die eine weit mehr Berücksichtigung erfährt und erfahren muss als die andere, so soll man doch die Rechte der Praxis nicht allzu stark betonen. Immer erhält die Praxis ihren Grundriss von der Theorie vorgezeichnet; sie mag ihn vergrössern oder verkleinern, aber sie darf ihn nicht entstellen.

Auf die Universitäten haben die Schulen bestim-

mend eingewirkt. Ist es etwa hier praktisch Französisch und Englisch demselben Lehrer zu übertragen? Gewiss nicht. Es gibt keine zwei Sprachen und keine zwei Litteraturen die einen so schroffen Gegensatz bilden wie die französische und die englische. Gern berufe ich mich hiefür auf einen trefflichen Kenner des Englischen, der auch zugleich pädagogische Autorität ist, auf Elze: „Die englische Sprache und Litteratur in Deutschland, Dresden 1864.“ S. 79 ff. Die Erfahrung beweist hinlänglich dass dieser Gegensatz kein Hirngespinnst ist. Verhältnissmässig wenige Menschen sprechen beide Sprachen gleich gut, und noch weit wenigere nehmen ein gleiches Interesse an beiden; hat ein Lehrer in beiden zu unterrichten, so wird dieser Unterricht meistens ein sehr ungleicher sein. Auch innerhalb der Schule also muss Trennung des Englischen und Französischen empfohlen werden; jenes findet ganz von selbst seinen Anschluss an das Deutsche, dieses würde sich z. B. mit dem Latein gar nicht schlecht vertragen. Vielleicht wäre es sogar besser zwei weit auseinander liegende Unterrichtsgegenstände miteinander zu paaren, wie Französisch und Physik, als zwei die unter dem Anschein der Gleichartigkeit sich innerlich so widerstreben wie Französisch und Englisch.

Die Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Sprachen tritt auch ausserhalb der Personalunion zu Tage, und so fügt sich denn hier ganz naturgemäss die Untersuchung an welche Sprache auf dem Boden des deutschen Unterrichts den grösseren Vortheil, welche das grössere Recht besitze. Man hat vielfach verlangt das Englische möge dem Französischen völlig gleichgestellt

werden. Eine ehrlich gemeinte Gleichstellung kann nur eine solche sein die durchschnittlich die gleichen Ergebnisse erzielt. Dies aber wird nur dann geschehen wenn auf das Französische bedeutend mehr Zeit verwendet wird als auf das Englische. Ich entsinne mich dass alle meine Schulkameraden — wenn sie überhaupt etwas lernten — in dem spät begonnenen Englisch es weiter brachten als in dem früh begonnenen Französisch, und entsprechende Erfahrungen dürften sich aller Orten herausstellen. Auch Elze sagt (S. 79): „Die englische Sprache verlangt auf unseren Gymnasien nichts als was die Engländer *fair play* nennen, d. h. gleichen Wind und gleiche Sonne mit der französischen. Man gewähre ihr dies, und der Sieg ist ihr sicher.“ Der Sieg über das Französische doch? Aber warum soll dieses schlechterdings unterliegen? Der raschere und leichtere Erfolg in einem Fache bietet doch nicht die geringste Bürgschaft für dessen höheren pädagogischen Werth. Man unterrichte die Schüler im Plattdeutschen, und man wird sehen mit welcher Lust und Liebe und wie rasch sie lernen werden. Aber — so fragt mancher klassische Philologe dem von seinem fernen Standpunkt die eine neuere Sprache fast ebenso aussieht wie die andere — aber muss denn sowohl Englisch als Französisch gelehrt werden? Genügt nicht Eines von Beiden? Die Liebhaber des Englischen sind geneigt beizupflichten, unter der Bedingung dass das Französische dem Englischen Platz mache. Und ihnen pflichtet wieder eine grosse Menge bei, weil sie wahrnimmt dass das Englische geringere Schwierigkeiten bereitet als das Französische. Dass die eine Sprache die andere ersetze, davon kann bei ihrem so

verschiedenen Wesen gar keine Rede sein; aber wohl lässt sich annehmen dass die eine viel nothwendiger ist als die andere, und viel nothwendiger ist, wie mir scheint, die französische.

Sie ist es aus demselben Grund aus welchem sie die schwierigere Sprache ist. Die Stammverschiedenheit gewährt viel grössere Unterweisung als die Stammverwandtschaft; mit unsern Brüdern und Vettern werden wir uns besser verstehen, aber von fremden Menschen, anders gearteten und anders gezogenen, werden wir mehr lernen. Gerade weil zwischen Franzosen und Deutschen in allen Dingen des äusseren und inneren Lebens das stärkste Widerspiel stattfindet, empfangen beide Völker voneinander die beste Aufklärung über die eigenen Lücken und Fehler, die beste Anleitung sie auszufüllen und abzustellen. Schon die französische Sprache an sich ist für den Deutschen lehrreicher als die englische; sie hält ihn zu gründlicherem Nachdenken an als diese, die man sich zum grossen Theil in derselben Weise aneignet wie eine Mundart der eigenen Sprache. Die ängstliche Sorgfalt welche die Franzosen auf die richtige und geschickte Handhabung ihrer Sprache, besonders auf den klaren Ausdruck legen, können wir uns nicht genug zum Beispiel nehmen, um der diesseitigen Sprachverwilderung zu steuern. In einem Punkt scheinen die Franzosen schon auf uns eingewirkt zu haben: wir sind beträchtlich von unserer Weitschweifigkeit abgekommen und neigen uns der Kürze zu. Aber welche Kürze oft! Fast täglich fällt mir hier in Halle die Inschrift des Siegesdenkmals in die Augen: „Dem König die Treue, Deutschland ihre Hoffnung“, und jedesmal verwandeln

sich mir die beiden Löwen rechts und links davon in Sphinxe.

Ueber die französische Litteratur getraue ich mir kaum ein Wort zu sagen. Sehr viele Deutsche haben sich ein doppeltes Bild von ihr eingeprägt: das einer gepuderten, gereifrockten Dame zwischen Buchsbaumhecken — das war sie, das eines Débardeurs im Jardin Mabille — das ist sie. Eine grössere Mannigfaltigkeit geben sie nicht zu; Boileau und Paul de Kock sind die Schriftsteller welche von ihnen mit besonderer Vorliebe angeführt werden. Wer sich wirklich mit der französischen Litteratur vertraut macht, der wird gewahr dass hier die reichste Abwechslung besteht, und sich mancher Zweig mit üppigem Schmuck bedeckt hat welcher bei uns fast ohne Blatt und Frucht geblieben ist, und dem erweist sich auch was man so oft über ihre Armuth an innerem Gehalt wiederholt, als starke Uebertreibung; für Kopf und Herz findet er da mehr als genug.

Ohne aus den Lorbeerkränzen der englischen Schriftsteller das geringste Blättchen reissen zu wollen, halte ich es doch für durchaus ungerecht die englische Litteratur — wie so Viele unter uns thun — auf Kosten der französischen zu erheben. Was unserem Geschmack und unserem Verständniss näher liegt, pflegen wir als das Bessere zu betrachten, als ob wir im wahren Mittelpunkte der Welt ständen. Aber wäre es auch wirklich das Bessere an sich, so wäre es gewiss nicht im gleichen Grade das Nützlichere. Shakspeare gehört jetzt uns eben so gut wie den Engländern an. Kein Sekundaner wartet die Anregung und die Anweisung, ja nicht einmal die Erlaubniss ab um Shak-

speare in deutscher Uebersetzung zu lesen. Die Wirkungen sind nicht immer günstig, insofern sie nämlich allzu heftig sind; dem jugendlichen Magen wird es heilsam sein wenn die Zunge sich bequemt ausser der starkgewürzten englischen Speise auch etwas nüchterne französische zu nehmen. Die Neigung für Shakspeare ist bei so jungen Jahren eher zu dämpfen als zu schüren; man muss sich überhaupt hüten Alles an ihm zu messen, ihn als unfehlbar und makellos hinzustellen. Er ebenfalls hat seine Flecken, wenn es auch Sonnenflecken sind, und nicht allen Gestirnen ist es vorgeschrieben um diese Sonne zu kreisen. Einer weit ausgedehnteren Beachtung als die ganze englische Litteratur der Vergangenheit erfreuen sich übrigens von unserer Seite die neuesten englischen Romane. Besonders in der norddeutschen Damenwelt herrscht ein wahrer Heisshunger auf diese wie die Pilze hervorschiessenden Erzeugnisse. Ohne Zweifel sind die englischen Romane von gewissen Gefahren frei welche die französischen in sich zu bergen pflegen; aber in grosser Menge genossen können auch sie gefährlich wirken. Sie zeigen die Menschen durch die eigenthümlichen gesellschaftlichen Verhältnisse Englands aufs äusserste bestimmt und bestimmbar, in ihrer Freiheit und Natürlichkeit beschränkt; es werden hier, ganz unterderhand, Lehren des Hochmuths, der Engherzigkeit und der falschen Prüderie ausgestreut, die bei einem Theil unserer Leserinnen auf nur allzu empfänglichen Boden fallen. Ich kann das Vordringen englischer Sitte und Lebensanschauung in Norddeutschland nicht als etwas Erfreuliches betrachten; warum Herbes zu Herbem mischen?

Auch im Hinblick nicht auf die allgemeine Bildung, sondern auf die verschiedenen besonderen Bedürfnisse wird man dem Französischen als deutschem Unterrichtsfach den Vorzug vor dem Englischen zuerkennen müssen. Ob im Ganzen mehr Belehrung über die einzelnen Künste und Wissenschaften aus französischen Büchern zu schöpfen ist oder aus englischen, dies mag dahingestellt bleiben. Sicherlich aber gilt das Französische als allgemeines Verständigungsmittel der gebildeten Gesellschaft Europas, nicht das Englische. „Noch nicht", fallen mir diejenigen ins Wort welche dem Englischen prophezeien, es werde einstens die allgemeine Sprache der Erde sein. Möglich; doch sollte man mindestens nicht von uns verlangen dass wir schon jetzt auf diese grosse Zeit Rücksicht nehmen, welche hoffentlich eben so fern vor uns wie die der Ichthyosauren und Plesiosauren hinter uns liegt. Nur die Phantasie welche uns die eine so trefflich ausgemalt hat, könnte uns auch die andere ausmalen — die Zeit da alle Sprachen, mit Ausnahme der misstönendsten und unliebenswürdigsten, im „Qualmen und Zischen der Fluth verhallen".

Es ist unnöthig auf diejenige Bedeutung hinzuweisen welche das Französische aus Gründen des Staatsinteresses für uns besitzt. Wenn aber diese auch von den ärgsten Feinden Frankreichs zugestanden wird, so stellen sie dafür jeden anderen Nutzen des Französischen in Abrede. Sie betrachten es als gemeingefährlich. Ein deutscher Professor hat neuerdings geradezu behauptet, der frühe Unterricht im Französischen beflecke die Seele des deutschen Kindes. Wie würden wir wohl den Franzosen nennen der einen ähnlichen

Ausspruch in Bezug auf das Deutsche thäte? Immer und immer wieder müssen wir von dem hemmenden oder entsittlichenden Einfluss der französischen Litteratur auf die unsrige, von der Verunreinigung unserer Sprache durch die französische hören. Alle diese abgeschnellten Pfeile prallen mit verdoppelter Stärke auf uns selbst zurück. Denn die Franzosen haben uns nichts aufgezwungen; wir haben aus freien Stücken von ihnen gelernt und geborgt, und wenn wirklich nur Schlechtes, wo doch auch Gutes genug zu finden war, dann trägt unser Ungeschick oder unsere Geschmacklosigkeit die Schuld. Nicht deshalb war unsere Litteratur unfrei weil sie bevormundet wurde, sondern weil sie in sich unfrei war, weil sie sich unmündig fühlte, deshalb liess sie sich bevormunden; nicht darum handelte es sich dass die Fesseln nur überhaupt entfernt wurden, sondern dass die Kraft hinlänglich gereift war selbst sie zu sprengen. Eines in das Andere gerechnet, bleibt von dem Antheil welchen Frankreich an unserer Erziehung hat, immer noch ein Ueberschuss von Gutem, für den wir ihm Dank schuldig sind. Und wenn wir ihm einst zu viel Gewalt in unserem Haus eingeräumt haben, sollten wir ihm deshalb nun unsere Thüre gänzlich verschliessen? Nichts kann beredter für die Unerlässlichkeit eines gründlichen Schulunterrichts im Französischen sprechen als alle jene chauvinistischen Redensarten welche uns umschwirren; auf die Unterdrückung von Vorurtheilen hat doch die Schule zuallervörderst ihre Aufmerksamkeit und ihre Kraft zu wenden, und dass Vorurtheile der Art wie sie hierbei ins Spiel kommen, weitaus die gefährlichsten sind, darüber hat uns das Beispiel unserer Nachbarn

in unvergesslicher Weise belehrt. Es wird uns die Kenntniss des Französischen ein treffliches Werkzeug der Versöhnung sein welche wir wünschen, und eine eben so treffliche Waffe im Kampfe, wenn er unvermeidlich.

Genügt der französische Unterricht überall in Deutschland den Anforderungen die an ihn gestellt werden müssen? Nein. In manchen Anstalten steht er sogar auf einer sehr niederen Stufe. Es fehlt allerdings an tüchtigen Lehrern des Französischen; aber solche werden doch zunächst auf den Schulen selbst vorbereitet, und was die Schule verabsäumt hat, kann die Universität schwer nachholen. Die Aussprache des Französischen besitzt nicht, wie Viele meinen, eine nur äusserliche Bedeutung, sondern übt auf das ganze Studium der Sprache den allerwesentlichsten Einfluss aus. Wie kann aber eine jahrelang vernachlässigte Aussprache, in welcher das Französische fast den Klang einer deutschen Mundart besitzt, binnen Kurzem gebessert und berichtigt werden? Und darf der Professor welcher das Französische nicht allein, sondern die romanischen Sprachen überhaupt zu lehren hat, einen unverhältnissmässigen Theil seiner Zeit auf das Bemühen verwenden solche Sünden der Schule wieder gut zu machen? Ein einziges Mittel scheint einen durchgreifenden Erfolg zu versprechen: die Anstellungen von Universitätslektoren für das Französische.

Für wünschenswerth also erachte ich, um es in wenigen Worten zu wiederholen, dass das Französische im Unterricht durchgängig vom Englischen getrennt, dass es weder geradezu hinter dieses zurückgesetzt, noch auch durch besondere Begünstigung desselben

beeinträchtigt werde, dass es vielmehr selbst eine grössere Begünstigung erfahre. Ich habe mich auf Einzelheiten nicht eingelassen, ich habe keine Thatsachen und Zahlen erhoben, sondern diejenigen Punkte angedeutet welche mir von Belang erschienen; es lag mir nicht an einer rein pädagogischen, sondern an einer allgemeineren Betrachtung, die ich nun mit dem weitesten Umblick abschliessen möchte.

Das Englische braucht uns die germanische Welt nicht zu vertreten, da wir selbst zu dieser gehören. Wohl aber ist uns das Französische nicht nur an sich, sondern auch als Vertreter der romanischen Welt unentbehrlich. Hinter Frankreich liegen Italien und Spanien. An Italien knüpfen uns tausend feine Fäden, von denen man freilich jenen amerikanisch angehauchten Deutschen nicht sprechen darf welche erst ein Schiffstau leidlich erkennen. Wir haben von jeher zu diesem Land eine starke geheimnissvolle Liebe gefühlt, aber ihr lange Zeit hindurch einen unangemessenen Ausdruck geliehen. Jetzt träumen wir uns dahin wie nach einem Paradies, welches unsere Einbildungskraft in den buntesten Farben malt; und haben wir es kennen gelernt, so bringen wir daraus nicht nur Abschriften von alten Pergamenten und Skizzen von jungen Albanerinnen heim, nein — wie aus einer Sommerfrische Kräftigung und frohe Laune, wie von einer Hochschule reinere und freiere Anschauungen, wie aus dem Lande der Schönheit die Schönheit selbst. In Italien ist der Strom alterthümlichen Lebens am spätesten versiegt; von seinen Wassern gespeist, entsprangen hier die verschiedenen Quellen unserer neueren Gesittung. Wenn wir also in Gedanken und in Wirk-

lichkeit kein fremdes Land häufiger und lieber durchwandern als Italien, wenn jetzt auch unsere äusseren Beziehungen zu ihm sich mehr und mehr befestigen, als starke Taue neben jenen zarten Fäden, so haben wir vielleicht grössere Veranlassung zum Studium des Italienischen als zu dem des Englischen. Nur das Italienische, nicht das Englische vermöchte in unserem Schulunterricht einen Ersatz für das Französische zu bilden, obwohl es neben diesem keinen Platz finden wird. Versänke Britannien im Ocean, so verlören wir viel; aber empfänden wir nicht Herberes wenn wir eines Tages vom Südabhange der Alpen aus nichts erblickten als eine öde, trostlose Wasserfläche? Was Spanien anbelangt, so besitzt es eine Litteratur die unsere Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigt hat und werth ist sie fortdauernd zu beschäftigen. Welch unglaubliche Fruchtbarkeit, innere und äussere! Bühnendichter deren Werke die dramatische Litteratur eines ganzen Volks aufwiegen! Dazu rieselt unter den Smaragden und Rubinen eines fast morgenländischen Redeprunks eine schwärmerische Innigkeit welche uns Deutsche anheimelt und an den alten Spruch *Somos hermanos* erinnert.

Das Studium des Französischen führt uns in das des Italienischen und des Spanischen ein, und zwar thut es dies in einem weiteren Sinn als man anzunehmen geneigt ist. Die romanischen Völker haben von den Römern nicht nur die Sprache, sondern auch die ganze Gesittung ererbt, und wie verschieden sie auch mit diesem Erbgut umgegangen sind, ein gemeinsames Gepräge ist ihnen immer geblieben. Wir, denen kein Zweifel an der germanischen Einheit beikommt,

dürfen die romanische um so weniger leugnen als sie, die anerzogene, sich inniger und feiner erweist denn unsere angeborne. Zwischen diesen beiden Einheiten hat nun immer Eifersucht bestanden, jede beansprucht den höheren Rang, jede ist von dem Bewusstsein ihres höheren Berufes durchdrungen. Wir Deutschen sind dabei mit einer fast wissenschaftlichen Gründlichkeit verfahren. Uns und unsern Stammesgenossen haben wir die besten der Tugenden, den Romanen die schlimmsten der Laster beizulegen gewusst. Die „wälsche Tücke“ ist heuer, im Jahre der Mailänder Zusammenkunft auf unendlich taktvolle Weise in Erz und Stein verewigt, die „germanische Sittenstrenge“, eine etwas abgenutzte Reminiscenz aus Tacitus jüngst in einem Sendschreiben nach England wirksam aufgefrischt worden. Und unser Gemüth! das wir — wenigstens Norddeutsche und Engländer — um so höher schätzen je tiefer unter je rauherer Hülle es sich verbirgt! Was sind die raschen Thränen beim Anblick fremden Leidens, der Zartsinn mit welchem sich die Theilnahme äussert, jene edlen grossmüthigen Wallungen welche sich über jede äussere Rücksicht, sogar über die gesellschaftliche Form des Vorstellens hinwegsetzen, was ist all das Aufflammen eines romanischen Herzens gegen das Aufthauen eines germanischen? Ebenso fühlen wir uns seit lange auf der geistigen Höhe und erblicken die Romanen unter uns. Als endlich auch die wunderbarsten Kriegslorbeeren sich auf die Stirn des deutschen Denkers niedersenkten, da tönte wie ein fröhliches Halali durch unsere Tagespresse die Kunde von dem Niedergang nicht nur des verkommenen französischen Volks, nein, gleich der

ganzen lateinischen Rasse. Glücklicherweise entscheidet kein Jena und kein Sedan über das wahre Verhältniss zwischen Romanen und Germanen; wir haben überhaupt nicht die einzelnen Erscheinungen auf beiden Seiten ihrer Zahl und ihrem Werthe nach gegeneinander abzuwägen, sondern die beiden Lebenskräfte aus denen ihre wechselnde Fülle entspringt, miteinander zu vergleichen. Wenn wir das thun, wenn wir durch die äussere Hülle auf den Kern blicken, so werden wir erkennen dass es sich um einen Vorrang nicht handeln kann. Beide Welten, die romanische und die germanische stehen gleichberechtigt nebeneinander; sie sind einander nothwendig wie zwei Hälften die sich ergänzen. Sich zu vermählen, nicht sich zu befehden ist ihre Aufgabe. Es wäre gut schon in den Schulen das Verständniss dieser Beziehung anzubahnen statt ihm entgegenzuarbeiten. Manche sehr aufgeklärte Lehrer lassen sich zu Ungunsten der Romanen gewisse Verschweigungen, Bemäntelungen, Uebertreibungen zu Schulden kommen, weil sie die Vaterlandsliebe für eine höhere Tugend halten als die Wahrheitsliebe; aber hätte jene solche Förderungsmittel nöthig, so wäre es schlecht um das Vaterland bestellt. Hüten wir uns davor die Germanen als die auserwählte, gottbegnadete Rasse zu betrachten; weder sie allein, noch die Romanen allein sind die Träger der heutigen Gesittung, sondern Beide zusammen. Seitwärts lagert das Slawenthum wie eine riesige dunkle Wolke; wir wissen nicht ob diese über die Gefilde von deren Dünsten sie sich genährt hat, verheerenden Hagel oder fruchtbaren Regen entladen wird.

Ich sehe eben dass Emilio Castelar auf den Seiten

welche er der deutschen Ausgabe seiner „Erinnerungen an Italien“ vorgesetzt hat, den nothwendigen Ausgleich zwischen der romanischen und der germanischen Rasse mit glühender Beredsamkeit erörtert. Auf seine Worte darf ich verweisen und von ihnen Wirkung erhoffen; es macht nichts aus wenn über sie als utopistische Träumereien und dichterische Ueberschwänglichkeiten diejenigen unter uns die Achseln zucken welche verbrannt haben was sie verehrten, und verehren was sie verbrannten.

## XVII.

## Keltische Briefe.

Caernarfon, 21. Aug. 1875. Ich bin hier verschiedene Male gefragt worden wie ich nach Wales gekommen sei. Meine Geschichte ähnelt derjenigen von dem Manne welcher ein Hufeisen fand und sich ein Pferd dazu kaufte. Es ist der Gesundheit sehr dienlich regelmässig spazieren zu gehen, aber sehr langweilig es allein zu thun, und an dem einen Orte langweiliger als an dem andern; ich hatte das Glück einen Gefährten für diese tägliche Arbeit zu gewinnen, und es traf sich dass es ein Kymre war; ich lernte daher von ihm mit der Zeit auf Kymrisch sagen: „Wenn es beliebt“ und „Es ist sehr schönes Wetter“ und dergleichen mehr. Was konnte ich mit dieser sauer erworbenen kleinen Münze in Deutschland anfangen? Um sie an den Mann zu bringen, beschloss ich nach Wales zu reisen.

Eines Abends fuhr ich aus der grossen Kleinstadt welche am Gendarmenmarkt liegt, ab und war am andern Morgen in Rotterdam. Hier rastete ich einen Tag und berichtigte meine Vorstellung von den Holländern wie sie sich aus Theaterstücken und älteren Jahrgängen der „Fliegenden Blätter“ bei mir festgesetzt hatte. Mein Besuch fiel gerade in die Zeit der Kirmess, des Hauptfestes von Rotterdam, das etwa ein Dutzend

Tage zu dauern scheint. Alles machte vergnügte Gesichter, nur der Himmel nicht, zu dem doch die Orgeln in allen Tonarten emporschrieen. Bäuerinnen in Menge stolzierten umher; Hauben von Goldblech verdeckten das Haar, und von den Schläfen stachen grosse goldene Korkzieher spitz in die Luft. Das kühne Bild der morgenländischen Dichter, denen zufolge die Schönen an ihren Locken die Herzen der Männer aufspiessen, drohte hier sich zu verwirklichen. Abends ging ich nach Vauxhall Doele, dem Vergnügungsort der feinen Welt, wo alle möglichen Vorstellungen stattfanden. Besonderes Entzücken erregte ein schwarzer Violinist, der schliesslich die Kerze vom Notenpult riss und damit seinem Instrument wunderbare Töne entlockte. Die deutschen Sänger erfreuten sich, obgleich ihre Leistungen sehr mittelmässig und zum Theil auch anstössig waren, eines lebhafteren Beifalls, wohl auch grösseren Verständnisses als die französischen Sänger. Ich verliess diesen Ort gegen Mitternacht, um in einem andern Stadttheil dem Treiben des niederen Volkes einen Blick zu schenken. Mädchen und Burschen zogen in regelmässig bunter Reihe durch die Strassen; alle sangen dieselbe Weise, die vom „Kleinen Postillon“, die einzige die überhaupt Rotterdam zu kennen schien. Buden und Waffelbäckereien waren schon entvölkert; nur um die Karussells ging es noch ziemlich lebendig her. Ich bemerkte mit grosser Verwunderung dass das weibliche Geschlecht in allen Dingen, auch in der Zärtlichkeit die Initiative zu ergreifen pflegte. Am darauf folgenden Nachmittag verliess ich Rotterdam zu Schiff und kam, nach angenehmer Seefahrt, bei anbrechendem Morgen in Har-

wich an, wenige Stunden später in London. Hier hielt ich mich gerade so lange auf als es brauchte um die Unverschämtheit der Droschkenkutscher kennen zu lernen. Gegen 9 Uhr ging es von London ab; der Zug sauste bis Chester mit einer Geschwindigkeit wie wir sie in Deutschland nicht kennen. Es ist dies aber auch durchaus nothwendig wenn der Fremde nicht vor Langerweile umkommen soll. Von Chester an wurde es angenehmer; von beiden Seiten rückten Meer und Berge näher und näher heran, und die englische Steifheit schien in der frischeren Luft geschmeidig zu werden. In einem Coupé mit mir sass ein junges Paar das ich anfangs für Schwester und Bruder gehalten hatte, dessen Vertraulichkeit aber bis Bangor, wo die Trennung stattfand, beständig wuchs. Er, mit tiefliegenden Augen und langem Backenbart, schaute ziemlich trüb darein — er kam mir wie ein Geistlicher vor —, während sie, eine angenehme Brünette, öfters ihn schalkhaft anblickte und ihren kleinen Mund zum Lächeln verzog. Der Nutzen der Tunnels ist mir erst da vollständig klar geworden. Abends gegen 7 Uhr traf ich in Caernarfon, dem Ziele meiner Reise ein.

Ich beabsichtige keineswegs mich auf Ortsbeschreibung einzulassen; ich brauchte dazu nur eines der vielen englischen Bücher über Nordwales auszuschreiben. Unter diesen glaube ich am meisten empfehlen zu dürfen: *Black's Picturesque Guide to North Wales, 5th ed. Edinburgh 1874* (mit Karten und Bildern). Von Deutschen die Nordwales ausführlicher behandelt haben, ist mir nur Julius Rodenberg bekannt: „Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen

und Lieder. Hannover 1858.“ Ich gestehe dass man ein solches Buch sich nicht hübscher denken kann, und der Verfasser klagt sich mit Unrecht an, er trage selbst die Schuld „wenn diesem Werkchen der luftige Schwung und die ungetrübte Helle fehlen welche der Himmel von Wales selbst ihm zugedacht zu haben schien.“ Dafür möge er aber so liebenswürdig sein mir zu verzeihen dass ich ihm einen andern Vorwurf mache, den: Dichtung und Wahrheit nicht nur, sondern auch Altes und Neues vermischt zu haben. Er will der Hochzeit Sarahs als Augenzeuge beigewohnt haben; aber die Hochzeitsgebräuche die er schildert, sind längst abgekommen, und ebenso verschiedene von den Todtengebräuchen über die er doch „theils aus eigener Anschauung, theils nach mündlicher Mittheilung“ berichtet. In der That glaube ich Rodenbergs Quelle entdeckt zu haben, nämlich *Roberts, The Cambrian popular antiquities, London 1815*, anders könnte ich mir die vielfache wörtliche Uebereinstimmung beider Schriftsteller nicht wohl erklären. Ueberhaupt wird man sich nach Rodenberg schwerlich ein richtiges Bild von dem heutigen Wales entwerfen. Obwohl er von seinen Studien in der kymrischen Grammatik spricht, so deutet doch Manches darauf hin dass bei ihm die Kenntniss dieser so schwierigen Sprache nicht allzu weit gediehen ist, und dass Mutter Moll und der Schulmeister von Llanfairfechan mit ihm in englischer Sprache verkehrten. Die Bekanntschaft des Letzteren hätte ich recht gern gemacht; doch ist er ganz kürzlich gestorben, als Schulmeister von Harlech (sein Bardenname war Meurig Idris). Ich wiederhole, Rodenberg schreibt sehr anziehend; freilich hat ihm auch immer

ein grosses Vorbild vorgeschwebt. Man wird es leicht z. B. aus folgender Stelle erkennen: „An dieses Haus fesselte mich mehr und mehr ein seltsames Interesse. Ein junger Mann der nach manchen kleinen Erfahrungen wie sie in gutem und bösem Sinne der Jugend nie vorenthalten werden, sich für ein gewisses Tändeln immer noch den Sinn bewahrt hat, sieht sich weit in eine ganz neue Umgebung versetzt. Nun kommt ihm, mit allem Duft und Schimmer der Romantik, der sogar ein nationaler Hintergrund nicht fehlt, ein liebenswürdiges Wesen entgegen das die Mystik jenes Hauses in einen dem Herzen angenehmen Ton hinüberspielt u. s. w.“

Als Dr. Johnson aufgefordert wurde die Geschichte seines Besuchs in Wales zu Papier zu bringen, entschuldigte er sich: Wales sei England so ähnlich dass er nichts Besonderes davon zu erzählen wisse. Es gehört dies ohne Zweifel zu den Irrthümern in die der berühmte Doktor verfallen ist; indessen das steht fest dass beide Länder viel Gemeinsames haben. Da ich nun von England nichts weiter kenne als einen verschwindend kleinen Theil der Droschkenkutscher — England auf Reisen kommt hier nicht in Betracht — so schwebe ich einigermassen in Sorgen, es möchten mir Dinge als Eigenthümlichkeiten von Wales erscheinen die eben so gut in England zu finden sind. Ich bitte auf jeden Fall um Nachsicht.

Was dem Fremden gleich auf den ersten Blick und am meisten in Wales auffallen muss, ist die ausserordentliche Religiosität. Auf der ganzen Erde gibt es kein frömmeres Land, und selbst Kardinal Manning sprach sich neulich in Aberystwyth hierüber

besonders lobend aus, obwohl er als Katholik wenig Freude an Wales haben kann. Die Herrschaft der Hochkirche ist durch die verschiedenen Sekten (die Nonkonformisten) sehr eingeschränkt. Den ersten Rang unter diesen, der Zahl und dem Einfluss nach, nehmen die Methodisten ein, genauer die kalvinischen Methodisten (es gibt auch wesleyanische). In verflossener Woche, vom 16.—19., hatten diese Methodisten von Nordwales ihre Jahresversammlung (gewöhnlich *sassiwn* genannt — Verderbniss des engl. *association*) zu Caernarfon. Nachdem ich so eben einen Sonntag in seiner strengen Heiligung durchgemacht hatte, hörte ich vier Tage hintereinander predigen. Der Haupttag war der letzte; an diesem wurden in einem riesigen Amphitheater das auf freiem Felde gegen Llanbeblig zu aufgerichtet war, sechs Predigten gehalten, immer je zwei unmittelbar hintereinander. Das Publikum war sehr stark, man behauptet an 15 000 Menschen (bei ähnlichen Gelegenheiten hat man schon 20 000 Menschen gezählt), und ganz Caernarfon besitzt noch nicht 10 000 Einwohner. Von nah und fern waren Methodisten herbeigeströmt, die bei ihren Glaubensgenossen Unterkunft fanden. An demselben Tage wurde noch an drei anderen Orten gepredigt. Dem Kymren ist es möglich einen ganzen Tag lang dem Worte Gottes zu lauschen, welches allerdings auch durchschnittlich weit besser vorgetragen wird als bei uns, mit grosser Sicherheit, Lebendigkeit, Eindringlichkeit und vollkommen frei. Hauptsächlich durch die Ueberlegenheit ihrer Prediger über die der Staatskirche haben die Methodisten sich in so starker Weise vermehrt. Denn der Kelte überhaupt bewundert die

Beredsamkeit und pflegt sie nach Kräften; die Redegabe der Engländer hat man wohl nicht mit Unrecht als ein Erbstück von keltischer Seite angesehen, da die Skandinavier und die Deutschen in dieser Beziehung hinter den westlichen Völkern beträchtlich zurückstehen. Was mir an den Methodistenpredigten missfällt, das ist die allzu berechnete Manier der Steigerung und die Masslosigkeit dieser Steigerung selbst. Zuerst wird langsam und leise gesprochen — oft versteht man kaum die Worte des Bibeltextes; allmählich erwärmt sich die Rede; schliesslich glaubt man eine ganz andere Person zu sehen und zu hören. Der Redner beginnt mit den Händen in der Luft umherzufechten, besonders liebt er es den gekrümmten Arm zurückzuziehen und vorwärts zu stossen, als ob er dem unbussfertigen Sünder den Bauch aufschlitzen wollte; das Gesicht röthet sich, die Stimme wird rauh und heiser, das *ch* gurgelt aus der Tiefe empor, als ob es die Angst des jüngsten Tages darstellen sollte; die Worte werden in einem eigenthümlichen Rhythmus — mit unnatürlicher Dehnung der stark betonten oder auch anderer Silben — herausgeheult. Ich wurde an das eintönige Pathos erinnert mit dem ich im vorigen Jahr den Darsteller des Cid im Théâtre Français die wirksamsten Stellen seiner Rolle hatte vortragen hören. Jener Tonfall ist durchaus keine Erfindung der Prediger — die Engländer haben ihn nicht —, sondern er ist echt kymrisch; ich habe ihn, allerdings in weit geringerem Grad, auch sonst vernommen, sogar bei alltäglicher Unterhaltung. Dieses und andere äussere Mittel üben auf das Volk regelmässig eine grosse Wirkung aus, Viele, besonders alte

Leute beginnen vor Zerknirschung zu ächzen und zu stöhnen. So viel Gottesfurcht flösste mir Furcht ein, und ich räumte schon am Morgen des letzten Tages das Feld. Es zeigte sich mir hier der Ansatz zu jenem protestantischen Fanatismus der in Britannien und Amerika unter so mannigfachen Formen aufgetreten ist; doch darf ich nicht verschweigen dass die absonderlichsten Sekten nicht keltischen, sondern englischen Ursprungs sind. Will ein Maler Scenen aus der Geschichte Cromwells darstellen, so komme er hieher und betrachte diese schwarzgekleideten Männer, denen ein langer spitzer Bart, meist auf der Oberlippe rasiert, das Gesicht umrahmt, und unter buschigen Augenbrauen ein ernster, schwärmerischer Blick hervordringt. Indessen sind sie in der That keineswegs so kriegerisch und finster wie die Puritaner des 17. Jahrhunderts. Die Kymren zeigen sich duldsam, und wiegt auch der Ernst in ihrer ganzen Lebensrichtung vor, so sind sie gleichwohl keine Feinde der Heiterkeit; sie lächeln oft und lachen recht gern. Tanz, Spiel, Theater sind freilich verpönt; ein grosser Theil der Bevölkerung enthält sich auch vollkommen der geistigen Getränke. Immerhin sind die Kneipen leidlich bevölkert, und besonders lieben es die Barden ihrem Genius durch einen Schluck Bier oder Whisky nachzuhelfen. Hie und da stösst man auf einen Mann der sich des rechten Wegs nicht bewusst ist. Im Ganzen macht sich in Wales der Einfluss der Religion auf die Sittlichkeit in einem Masse geltend wie wohl kaum anderswo, am wenigsten in katholischen Ländern. Auffällig scheint dass die nächsten Verwandten dieser strengen Protestanten, die Bretonen ebenso strenge

Katholiken sind, und dass ganz dasselbe Verhältniss innerhalb des andern Zweiges der keltischen Familie, zwischen Iren und Schotten, besteht. Im Grund aber überwiegt die Aehnlichkeit die Verschiedenheit; es treten uns hier nur verschiedene Aeusserungen eines und desselben Gefühls, eines starken Zuges nach der andern Welt entgegen, welcher aus alter Zeit ein Gemeingut aller keltischen Stämme ist. Hat etwa der Ocean dazu beigetragen in seinen Anwohnern das Gefühl der Unsterblichkeit und den Gedanken an das Jenseits zu nähren und zu steigern?

Eine hervorragende Tugend der Kymren ist die Gastfreundschaft; ich habe sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Nachdem ich die erste Nacht zu Caernarfon in einem Hôtel zugebracht hatte, veranlasste mich der Eigenthümer der beiden hiesigen Zeitungen auf zwei Nächte in sein hübsches Haus umzusiedeln. Dann wurde die Privatwohnung frei die man für mich ausgesucht hatte; ein Parlour und ein Schlafzimmer, geräumig, elegant und sauber (für 10 Shill. die Woche). Dazu ist Mrs. Prichard — Namen sind in Wales kein Erkennungszeichen, alle Welt heisst entweder Jones oder Evans oder Davies oder Prichard — Mrs. Prichard, sage ich, ist die Liebenswürdigkeit selbst, sie brät mir die saftigsten Braten und Koteletten, bäckt mir die süssesten Puddings und Fruchttorten. Sitze ich Abends im Schaukelstuhl vor dem stark beladenen Theetisch, und summt mir das Gas in die Ohren, so ist es mir mehr englisch als keltisch zu Muthe; fast möchte ich dann, es knisterte ein munteres Feuer im Kamin, aus dessen Oeffnung jetzt nach Landessitte bunter Papierzierrath hervorquillt. Während der Mahl-

zeiten stelle ich vergleichende Betrachtungen an; ich wünschte, Deutschland entlehnte den gerösteten Schinken von hier und lehrte dafür dem Kymren den Gebrauch der Serviette. Um das Häusliche ein- für allemal abzuthun, erwähne ich noch dass die Reihenfolge: Wohnzimmer, Küche, Adyton, meine Gedanken nach Rom und Neapel geführt hat; die Betrachtungen die ich einst an die italienische Einrichtung knüpfte, erscheinen mir nun als hinfällig.

Ueberall ist man mir auf das freundlichste entgegengekommen, bei jeder Vorstellung auf der Strasse schütteln mir Männlein und Weiblein derb die Hand und fragen: „Wie geht es Ihnen?“ Ausgesuchte Manieren sind nicht des Kymren Sache. Zum Theil habe ich diese Freundlichkeit meiner Bekanntschaft mit dem Kymrischen oder vielmehr meiner Vorliebe für dasselbe zuzuschreiben. Gleich nach meiner Ankunft legte ich in die Hände Llew Llwyfos, Barden und Redacteurs des *Herald Cymraeg* den Schwur ab nur Kymrisch zu reden; und bis jetzt ist die Versuchung diesen Schwur zu brechen noch in keiner verlockenden Gestalt an mich herangetreten. So werde ich denn überall als Deutscher der Kymrisch versteht, aber nicht Englisch, herumgeführt und gezeigt; und das Letztere, das *dim Seisneg!* wird mir fast zum grösseren Verdienst angerechnet als das Erstere. Auch Leute die sonst Englisch zu reden pflegen, bedienen sich mir gegenüber des Kymrischen, und zwar eines möglichst grammatikalischen. Meine Wirthin, der eingeschärft ist im Gespräch mit mir die Wörter ein wenig auseinander zu halten, geht dem zufolge bei ihren Mittheilungen mit grosser Feierlichkeit zu Werke.

Sie nähert sich mir langsam, legt mir die Hand auf die Schulter, sieht mich aus ihren alten treuen Augen eine halbe Minute verheissungsvoll an, bringt ihren Mund an mein Ohr und zerhackt dann, mit möglichst lauter Stimme, ihre Sätze in einzelne Silben. Der kürzeste Weg zum Gehirn ist das freilich; ob auch der beste, muss ich bezweifeln.

Das Wetter war in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes nicht sehr günstig. Schwere Wolken, Regenschauer, kein Licht als das von der Kanzel herab — ich war nahe daran mit Homer oder vielmehr mit Pope auszurufen:

*There in a lonely land and gloomy cells*
*The dusky nation of Cimmerian dwells;*
*The sun ne'er views th' uncomfortable seats,*
*When radiant he advances or retreats.*
*Unhappy race! whom endless night invades,*
*Clouds the dull air and wraps them round in shades.*

Dann aber hellte sich der Himmel auf. Eine prachtvolle Aussicht geniesst man vom Twthill aus, einem Felskegel der sich nicht sehr hoch über die höchstliegenden Häuser erhebt und der fast immer besucht ist. Von da erblickt man was sich nur wünschen lässt: eine nette Stadt mit rothbraunen Schieferdächern, die schönste, grösste und besterhaltene Ruine eines mittelalterlichen Schlosses, das offene Meer, einen Meeresarm, einen Fluss mit zahlreichen Schiffen, den Vordergrund einer grossen Insel, eine blühende Landschaft mit Viehweiden, Feldern, Baumgruppen, Wohnsitzen, durch Hecken und Mauerwerk eingetheilt, und endlich die schöne zackige Gebirgskette, die am Meere jäh abschneidet. Den höchsten Gipfel derselben,

die Gwyddfa (Snowdon) kann man von Caernarfon aus nicht sehen, wohl aber von Stellen in der nächsten Umgebung aus. Er hüllt sich gern in Wolken ein.

Morgen beginnt die grosse Eisteddfod von Pwllheli, über die ich Näheres zu berichten gedenke.

* * *

Rhyl, 17. Sept. 1875. Die zweite Woche meines Aufenthalts in Wales, die der Eisteddfod sah der ersten, der der Methodistenversammlung so ähnlich wie ein Ei dem andern, das der Lerche dem des Raben. Meine Sorge dass die Sehnsucht nach dem Himmel alle irdischen Gedanken in den Kymren abgetödtet hätte, erwies sich als unbegründet; ich fand dass auch hier, trotz aller Frömmigkeit, der Spruch des heidnischen Dichters galt: *Humani nihil a me alienum puto,* und ich athmete auf. Selbst der Himmel nahm diese Weltlichkeit gar nicht so übel; denn während des Festes entwölkte er sich und spendete sein heiterstes Lächeln. Einen Gegensatz zwar, doch keinen Widerspruch schienen mir schliesslich die beiden Wochen zu enthalten; vielleicht war auch das Publikum bei der einen und der anderen Gelegenheit etwas verschieden zusammengesetzt. Viele von denen die bei den „Sinaipredigten", unter den Donnerworten vom höllischen Pech und Schwefel gebebt und gestöhnt hatten, mögen absichtlich weggeblieben sein, während alle lebenslustige Jugend, wenn irgend thunlich, zu den Freuden der Eisteddfod herbeigeeilt war.

Ueber die Geschichte der Eisteddfode habe ich gegen dreissig Spalten in dem kymrischen Pierer, dem *Gwyddoniadur Cymreig* gelesen, und mir wirbelt der

Kopf davon; ich wünsche diesen Eindruck nicht fortzupflanzen. Ein grosser Theil der Nachrichten welche sich auf diese feierlichen Zusammenkünfte der Barden sowie auf das Bardenthum überhaupt beziehen, ist gefälscht oder höchst unzuverlässig. Doch beginnen die übertriebenen Vorstellungen welche hierüber herrschten, zu schwinden, dazu hat u. a. Gweïrydd ap Rhys in einer Reihe von Artikeln welche neuerdings die amerikanisch-kymrische Zeitschrift *Y Wasg* brachte, beigetragen. Ich werde daher nichts über die Eisteddfode von 517 und 540 und über so viele andere sagen, sondern mich auf zwei Bemerkungen beschränken. Die älteste Erwähnung einer Eisteddfod welche glaubwürdig zu sein scheint, findet sich im *Brut y Tywysogion* (Fürstenchronik): Rhys ap Gruffydd hielt 1176 im Schloss von Aberteifi ein grosses Fest, an welchem eine doppelte Art von Bewerbung stattfand, die eine zwischen den Dichtern, die andere zwischen den Musikern; es waren zwei Stühle für die Sieger in diesen beiden Kämpfen bestimmt und mit reichen Preisen ausgestattet. Nach einem Schlummer von anderthalb Jahrhunderten erwachten die Eisteddfode 1819 zu Caerfyrddin wieder zum Leben, und seit sechzehn Jahren hat jährlich eine „nationale, königliche, privilegierte“ Eisteddfod statt, und neben diesen allgemeinen zahlreiche örtliche von weit geringerer Bedeutung.

Die Kymren vergleichen gern ihre Eisteddfode den olympischen Spielen der Griechen. Jene sind allerdings Wettspiele wie diese; aber nicht auf den Gebieten körperlicher Kraftentfaltung, sondern nur auf denen der Dicht- und Tonkunst, auch der Prosaschrift-

stellerei und der Gewerbthätigkeit. Das Schöne steht in erster, das Nützliche in zweiter Reihe. Geld und goldene oder silberne Medaillen, und zwar Beides zugleich, werden als Preise verliehen, seltener andere Ehrengaben. Der Werth der Preise auf der Eisteddfod von Pwllheli betrug gegen 800 Pf. St. Zu einem geringen Theil werden sie von einzelnen Personen ausgesetzt, zum grossen Theil von dem Ausschuss, der überhaupt das ganze Fest veranstaltet und dessen Kosten bestreitet. Decken die Einnahmen welche durch den Verkauf der Eintrittskarten gewonnen werden, die Ausgaben nicht, so macht sich das in der Tasche der Ausschussmitglieder fühlbar; stellt sich dagegen ein Ueberschuss heraus, so pflegt er zu nationalen Zwecken verwendet zu werden. Man hat es dem Ausschuss der Eisteddfod von Bangor im vorigen Jahre sehr verdacht dass er den Reingewinn sich selbst zugute kommen liess. Ueber die Preiswürdigkeit jeder Leistung wird von einer, zwei oder drei Personen entschieden. Zuweilen wird der Preis ganz zurückbehalten — mich dünkt, es geschieht nicht oft genug — häufig wird er auch zwischen zwei oder drei Bewerbern getheilt. Ganz unlogisch ist es jedenfalls eine ungleiche Theilung vorzunehmen; sobald man dem einen 1 Pf. 5 Sh. und dem andern 1 Pf. 15 Sh. zuerkennt, erklärt man den zweiten für den Besten und müsste ihm also den ganzen Preis zuerkennen, denn eben nur der Beste soll ihn erhalten.

Ich habe von diesen Festen eine ganz vorzügliche Meinung, wie viel sich auch im Einzelnen ihre Ausführung bessern lässt. Die verschiedenartigsten Kräfte werden zur Thätigkeit angespornt, der Erfolg erhält eine verhältnissmässige Belohnung, und zwar unter

allgemeinster Theilnahme; Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Staatskirchler und Nonkonformist, Tory und Whig finden sich hier zusammen und werden durch ein gemeinsames Interesse in nahe und freundliche Beziehung gebracht, durch das Interesse an allem was kymrisch ist, seinem Wesen oder seiner zufälligen Entstehung nach. Die Eisteddfod ist der Brennpunkt im Nationalleben der Kymren. Dicht- und Tonkunst sind zwar von Haus aus gleichberechtigt; da aber die Nationalität sich in der Sprache am deutlichsten äussert, so erklärt es sich dass jetzt wenigstens die Pflege der Dichtkunst den wesentlichsten Zweck der Eisteddfode bildet. Es lässt sich nicht leugnen dass verschiedene der besten dichterischen Erzeugnisse aus der Bewerbung um Eisteddfodpreise hervorgegangen sind. Man könnte freilich denken, wer einen vorgeschriebenen Gegenstand gut behandelt, würde einen selbsterkorenen noch besser behandeln. Indessen ist die Auswahl immer so gross dass jeder Dichter etwas finden wird was seiner Neigung und Befähigung vollkommen entspricht. Wem „Boadicea“ und „Cassivellaunus“ zu alterthümlich, der wählt die „Heiligen von Bardsey“ oder „Katharina von Berain“; wem die Elegie und die Grabschrift zu traurig, der wählt das Liebeslied; wem das epische Gedicht zu lang, der wählt das Epigramm. Die prosaischen Aufgaben, für die gewöhnlich auch die englische Sprache zulässig ist, beziehen sich natürlich nicht auf Fachwissenschaftliches, sondern auf Dinge von allgemeinem Interesse, z. B. auf den „Verstand“ und auf die „Enthaltung von geistigen Getränken“, sowie auf Kymrisches. Für Pwllheli waren zwei Aufgaben der letzteren Klasse gestellt: „Ueber das Leben

und den Genius des Dichters David Owen (Dewi Wyn o Eifion)“ — der für den bedeutendsten kymrischen Dichter dieses Jahrhunderts gehalten wird († 1841; sein Geburtshaus hatten wir auf unserer Fahrt nach Pwllheli erblickt) — und „Ueber die besten Sammlungen von kymrischen Büchern und Handschriften und von Büchern die sich auf Wales und kymrische Litteratur beziehen.“ Nur die erste Aufgabe wurde wirklich gelöst; der einzige Bewerber um die zweite empfing die zehn Guineen (ohne die Silbermedaille) als Ermunterung.

Es ist wahr dass kein anderes Volk heutzutag ein derartiges Fest kennt; bei einem grossen Volke wie den Engländern, den Franzosen, den Deutschen wäre es überhaupt nicht möglich. Man denke sich, es gingen bei den Preisrichtern statt 20 Pfund *on the mind*, wie dies zu Pwllheli der Fall war, 5 Centner ein! Jeder Schriftsteller würde ja über diesen Gegenstand schreiben, um zu zeigen dass er etwas davon besitze. Oder es sängen statt zweier Chöre, wie zu Pwllheli, 40 Chöre nacheinander: *The people shall hear and be afraid* (aus Händels „Israel in Aegypten“). In der That, *the people would hear and be afraid!*

Die Eisteddfod wurde abgehalten in einer riesigen Bretterhalle. Der Raum für das Publikum bestand aus vier Abtheilungen; die Bühne, auf welcher der Präsident und die Beamten der Eisteddfod ihren ständigen Aufenthalt hatten, schloss nach hinten mit einem kleinen Amphitheater für die Chöre ab. Der Pavillon war u. a. mit Sinnsprüchen reich geschmückt. Ueber der Bühne las man die drei Eisteddfodsprüche: „Unter Gottes Schutz und Frieden!“, „Jesus, dulde kein Unrecht!“,

„Die Wahrheit gegen die Welt!“. Gegenüber: „Gott erhalte die Königin!“ und „Es lebe der Prinz von Wales!“ Zu beiden Seiten: „Ohne Gott nichts!“, „Im Angesicht der Sonne und der Augen des Lichtes!“, „Die Dauer der Welt der kymrischen Sprache!“ u. s. w. Auch die Namen einer Reihe von Barden die nicht mehr unter den Lebenden weilten, waren angebracht, zunächst an der Bühne die der beiden jüngst verstorbenen Meurig Idris und Cynddelw. Der Letztere war Prediger der Baptisten zu Caernarfon, und seinen Verlust beklagt Wales tief. An jedem Tag wurde eine Morgen- und eine Abendsitzung gehalten; die einen, in der Dauer von mindestens 4 Stunden, machten die eigentliche Eisteddfod aus, die anderen bestanden aus Konzerten von 26—28 Nummern (zum grössern Theil Sologesängen). Mit jeder Sitzung wechselte der Präsident. Zu diesem Posten, der keine andere Mühewaltung als die einer kurzen Ansprache einschloss, waren natürlich die angesehensten Personen auserlesen. Am ersten Morgen sollte der Baronet Watkin Williams Wynn präsidieren; allein er war durch Krankheit verhindert. Sein Stellvertreter sprach von ihm als dem *prince in Wales*; er stammt nämlich, allerdings durch Vermittlung zweier Erbtöchter, von Roderich dem Grossen ab, der im neunten Jahrhundert König von ganz Wales war. Seine Geschlechtstafel ist mir seitdem zufälligerweise zu Gesicht gekommen, und ich habe da unter seinen Ahnen einen Robert ap Meredith entdeckt der erst mit dem 80. Jahre heirathete. Ein Tintenklecks auf diese Stelle des Stammbaumes wäre nicht übel! Präsident am zweiten Morgen war der greise Lord Mostyn, von dem ein Vorfahr, zur Zeit

der Königin Elisabeth, in der Geschichte der Eisteddfode genannt wird.

Von diesem viertägigen Fest kann ich sagen was von keinem andern gleichen Umfangs das ich je mitgemacht habe: dass es mich nicht im geringsten ermüdet hat. Es lag dies, abgesehen von der vollständigen Zwanglosigkeit welche dabei herrschte, an der Mannigfaltigkeit des zu Sehenden und zu Hörenden. Zwischen den musikalischen Wettkämpfen, den einzigen an denen das Publikum kritischen Antheil nehmen konnte, trugen die Richter ihre Entscheidungen vor und riefen den Sieger oder die Siegerin mit Namen auf. Handelte es sich um die besten Hufeisen oder die besten Strümpfe oder den besten Flanell, so erfreute sich das Publikum wenigstens an einem flüchtigen Anblick der Leistung. Der Glückliche betrat die Bühne; zu gleicher Zeit wurde eine Dame hinaufgeführt die dem sich Beugenden oder Niederknieenden an buntem seidenen Band den Preis um den Hals hängte. Ein herzlicher Händedruck und laute Beifallsbezeigungen der Zuschauer schlossen die kurze Ceremonie. War es eine Glückliche, so vollzog ein Herr die Krönung. Ausserdem fanden auch in den Morgensitzungen einzelne Stimm- und Instrumentalvorträge statt, und wurden verschiedene Reden gehalten. Unter diesen machte besonders eine von Hwfa Mon, Prediger in London und Dichter auf mich Eindruck. Er brüllte nämlich wie ein verwundeter Löwe; seit ich Ira Aldridge als Othello hörte, ist mir etwas Aehnliches nicht wieder vorgekommen. Und Othello hat doch eine kleine Ursache zu brüllen, ebenso die Methodistenprediger, soweit sie von dem Weltgericht und der ewigen Ver-

dammniss reden — aber Hwfa Mons Gegenstand waren die Eisteddfode und die kymrische Sprache. Wie er so dastand, über die Brüstung gebeugt, mit erhobenem Arm, mit flammendem Antlitz, das auch für gewöhnlich einen begeisterten, seherhaften Ausdruck trägt, glaubte ich einen alten Druiden zu erblicken der, an einsamer nordischer Küste, vor blutendem Opfer sein besiegtes und verfolgtes Volk zum Widerstand und zur Rache anfeuert und dabei das Tosen der Wellen und des Windes übertönt. Dieses ins Unschöne, Unheimliche gesteigerte Redefeuer ist, ich erkenne es mehr und mehr, echt kymrisch. Trotzdem haben mir sehr viele Kymren, als ich mich neulich missfällig über diese Art des Vortrags im *Herald Cymraeg* ausgesprochen hatte, lebhaft zugestimmt, so ein Ungenannter in dieser Zeitung selbst. Beiläufig gesagt, berührt derselbe auch einen andern Punkt den ich aufs Tapet gebracht hatte. „Ist etwa die Sitte dass zwei, drei Predigten unmittelbar hintereinander gehalten werden, aus der Neigung der Kymren zum Wettkampf, zur Mitbewerbung herzuleiten?“ So hatte ich gefragt, und der Ungenannte erwiderte: „Wer von uns, wenn er an die Bemerkungen denkt die nach den Predigten gemacht werden, möchte bezweifeln dass diese Worte ein gutes Theil Wahrheit enthalten? ‚Der und der hat es heute recht gut gemacht‘, heisst es, oder ‚A hat keine Chance nach B‘, oder ‚C wusste dass er heute nach D sein Bestes thun müsste‘ u. s. w.“ In der (staatskirchlichen) Zeitung *Y Dywysogaeth* las ich einen Artikel über die bei den Nonkonformisten herrschende Art zu predigen in welchem meine Bemerkungen wiederholt und neue hinzugefügt waren. Unter

den letzteren scheint mir folgender Vergleich sehr treffend: „Die Menge stellt sich eine ‚grosse Predigt' wie einen Feuerbrand vor der anfangs ruhig, düster und rauchig ist, dann mehr und mehr, unter Geprassel und Gluth, aufflammt."

Glücklich hob sich von dem düstern Pathos Hwfa Mons und mancher etwas langweiligen Partie der Eisteddfod der Humor ab den der Dichter Mynyddog, einer von den Leitern (nicht Präsidenten) der Sitzungen entfaltete. Keine zwei Sätze brachte er in seiner behaglichen, sichern Weise hervor ohne dass ihm Jubel und Gelächter antworteten, besonders aus dem Hintergrunde, wo das unverfälschte Kymrenthum sass. Z. B. Ein paar kleine Mädchen haben auf dem Klavier beliebige Stücke vorgetragen; der Preisrichter lobt das Spiel der Einen sehr, nur sei leider das Stück so kurz. Mynyddog stellt die Siegerin dem Publikum vor; Mr. *** habe nur Eines auszusetzen, nämlich — und dabei weist er auf die kleine Gestalt hin — dass das Stück so kurz sei. Auch sang Mynyddog ein paar seiner eigenen komischen Lieder, die den lautesten Beifall hervorriefen.

Das Kymrische ist, wie es sich gehört, bei weitem die vorherrschende Sprache; daneben wird auch Englisch gesprochen, und zwar als die vornehmere Sprache. Verschiedene der Präsidenten hielten ihre Ansprache erst auf Englisch und wiederholten sie dann auf Kymrisch.

Dienstag, den 22. August bei grauendem Morgen verliess ich Caernarfon mit der Eisenbahn. Es strömte vom Himmel; wir waren alle recht verschlafen und verdriesslich. Nachdem wir noch ein paar Stunden in Pwllhelis Wirthshäusern umhergezogen waren, begann

das Fest trüb und matt. Es hatte durch das Dach des Pavillons durchgeregnet, und die feuchten Sitze füllten sich langsam. Ich kehrte Nachmittags nach Caernarfon zurück, um mich auf einen mehrtägigen Aufenthalt in Pwllheli zu rüsten. Auch der folgende Morgen zählte zu jenen brittischen Regenmorgen welche die Stimmung in so hohem Grade beeinflussen; unterwegs aber klärten sich Wetter und Laune auf. Neben mir sass ein Engländer der vor wenigen Wochen in Halle gewesen war und recht gut Deutsch sprach; mir gegenüber ein Barde Caernarfons. Es entwickelte sich zwischen uns Dreien eine deutsch-englisch-kymrische Unterhaltung, die mich um so mehr ergötzte als ich mein Inkognito oder vielmehr mein Ignoro in Bezug aufs Englische wahrte. Der Pavillon war an diesem Tage weit mehr gefüllt als am vorhergehenden. Ich machte zahlreiche Bekanntschaften, u. a. die des Dichters Ceiriog, von dessen Gedichten ich schon in Deutschland verschiedene mit lebhafter Theilnahme gelesen hatte, und die des Rev. Silvan Evans, Herausgebers der *Archaeologia Cambrensis* und Verfassers eines grossen englisch-kymrischen Wörterbuches, welcher, wie ich mit Freuden höre, an der jungen Universität von Aberystwyth das Fach der kymrischen Philologie in Zukunft vertreten soll. Nachdem ich in der Rektorei mit Speise und Trank gelabt worden war, besuchte ich die Ausstellung in der Volksschule, die nichts besonders Keltisches aufwies, sodann das Konzert. Donnerstag war der Haupttag, der sogenannte Stuhltag. Das Wetter liess nichts zu wünschen übrig. Wir stiegen auf einen benachbarten Hügel, den Pen-yr-allt-fawr, um uns die Gorsedd, die feierliche Bardenzusammen-

kunft, die übrigens an jedem Morgen stattfand, anzusehen. Wie herrlich von hier die Aussicht über das hellleuchtende Meer, den malerischen Felsen Caregyr-imbill, der in die Bai vorspringt, die Eryrikette, die Berge von Merionethshire! Sie fesselte mich mehr als die Feierlichkeiten der Gorsedd, die mich indessen schliesslich unerwarteterweise zur Aufmerksamkeit zwangen. Der alte Eisteddfodmann Clwydfardd, der auf dem Stein inmitten des Kreises stand, hatte die Eisteddfod proklamiert, das Gebet gesprochen und eine kurze Rede gehalten; die Barden, um ihn herum, hatten die Gorsedd mit eigenen Versen angesungen; es waren verschiedene Personen in einen der drei bardischen Grade, unter die Druiden (Geistliche), die Barden i. e. S. (Dichter), die Ofyddion (Männer der Wissenschaft — die Engländer haben daraus *ovates* gemacht) aufgenommen worden, auch eine Dame die sich als Dichterin ausgezeichnet hatte. Da hörte ich auf einmal aus Clwydfardds Mund meinen Namen und die Aufforderung an mich in den Kreis zu treten. Ich leistete Folge, liess eine Beleuchtung meiner Verdienste über mich ergehen und empfing den Grad eines Ofydd. Man band mir eine grüne Schleife um den Arm (weiss ist die Farbe der Druiden, blau die der Barden), ich stellte mich auf den Stein, sagte: „Ich danke vielmals", und wurde vom Volke begrüsst. Das Pseudonym welches man mir gab, war *Celtydd o'r Almaen* (Keltist aus Deutschland). Jeder der irgendwie auf Oeffentlichkeit Anspruch erhebt, muss ein solches Pseudonym haben und wird dann auch fast immer mit demselben genannt. Wenn man sich einmal die Schilder in einer kymrischen Strasse genau angesehen und etwa eine

Reihenfolge wie John Jones, Robert Edwards, Edward Roberts, Robert Jones, John Jones, Robert Roberts, Edward Jones u. s. w. festgestellt hat, ist man von der Nützlichkeit jener Einrichtung vollkommen durchdrungen. Familiennamen sind jung in Wales und noch nicht vollständig befestigt. Die alte Sitte war — wie ja auch anderswo — dem eigenen Namen den des Vaters hinzuzufügen, und da sehr häufig der eigene Name vom Grossvater entlehnt wurde, so konnte ein Stammbaum sehr einfach ausschauen (z. B. Owen Rhys, Rhys Owen, Owen Rhys, Rhys Owen u. s. w.). Doch zurück zur Gorsedd! Der Schluss war der Eröffnung gleich. Wir hielten unsere Hände an die Scheide aus der das heilige Schwert halb herausgezogen war. „Ist Friede?“ rief Clwydfardd, „Friede!“ antworteten die Barden, und so dreimal. Beim dritten Mal wurde das Schwert in die Scheide gestossen; es konnte kein Zweifel mehr darüber herrschen dass Friede war. So fühle ich mich denn im Zusammenhang mit jenen alten Druiden welche in Mondnächten die heilige Mispel von den Bäumen abnahmen und im Besitze so wunderbarer Geheimnisse waren. Von diesen druidischen Geheimnissen gelobe ich feierlich nie etwas verlauten zu lassen.

Mit Musik zogen wir, Barden und Volk, zum Pavillon hinab, der diesmal aufs vollständigste besetzt war; nahe an 5000 Menschen mochten darin sein. Es präsidierte Mr. Edwards, ein gemüthlicher Herr, welcher es trotz seiner Beleibtheit nicht lange Zeit hintereinander auf seinem Präsidentenstuhl aushielt. In einer bescheidenen Ecke der Bühne bemerkte ich ein altes Mütterchen, dem durch die Gunst eines Mächtigen hier

ein Platz angewiesen war. Auf seinem wackelnden Kopfe trug es den schwarzen Cylinderhut den man jetzt — wenigstens in hiesiger Gegend — nur noch selten als weibliche Kopfbedeckung findet. Dieser Hut ist gewiss nichts Anderes als eine alte Façon des Damenreithutes; haben sich doch so viele Moden aus der feinen Welt in ländliche Einsamkeit zurückgezogen. Vorn auf der Bühne konnte man die alte Tracht der kymrischen Frauen an einem jüngeren und hübscheren Modell studieren; ein Fräulein mit rosigen Farben hatte, um das Volk an seinem Hauptfeste zu ehren, einen hohen Hut — der in Neuheit funkelte — und einen rothen Mantel angethan. Diese Urkymrin sprach etwas Deutsch und machte später bei Hwfa Mons Rede Miene sich die Ohren zuzuhalten. Wie an jedem Tage, wurde an diesem ebenfalls gesungen, gespielt und geredet; auch ich sprach, auf besondere Veranlassung, einige Worte zum Volke, dem ich die Versicherung gab dass, solange das Land des „Schlafenden Barden“ (sehr bekanntes Werk von Elis Wynn 1703) so viele wache Barden hervorbringe, der Spruch an der Wand dort seine Geltung behalten werde: „Die Dauer der Welt der kymrischen Sprache!“ Es wurde dies sehr freundlich aufgenommen. Die Morgensitzung schloss mit dem Bedeutendsten der ganzen Eisteddfod ab, der Ertheilung des Stuhlpreises. Ein schöngeschnitzter Eichensessel und 30 Pfund waren dem Verfasser der besten Awdl auf die Schönheit bestimmt. Der alte Gwalchmai, dessen Brust mit goldenen und silbernen Siegeszeichen überdeckt war, verlas das Urtheil der drei Richter; unter vierzehn eingegangenen Gedichten wurde das Tudnos für das beste erklärt,

und ihm ausserordentliches Lob gespendet. Der Sieger, ein junger Mann trat vor; Gwalchmai, das Scepter, und Hwfa Mon, das Schwert in der Hand, gingen ihm entgegen und geleiteten ihn, unter Trompetenstössen, zu dem „Stuhl von Gwynedd (Nordwales) Mon und Manaw (Man)", hinter welchem die Barden einen Halbkreis gebildet hatten. Er empfing den Preis aus den Händen einer Dame, liess sich auf seinem Thron nieder und vernahm etwa ein Dutzend poetischer Huldigungen von den Umstehenden. Dann wurde das Schwert der Gerechtigkeit entblösst, und die Frage nach dem Frieden erledigt; endlich der Sieger mit der Würde eines „Stuhlbarden von Gwynedd, Mon und Manaw, und zwar nach der alten Satzung der Barden von der Insel Britannien" belehnt.

Das Städtchen selbst bot in diesen Tagen einen jahrmärktlichen Anblick dar. Kleine Buden und Fässer mit Obst stehen hier und da; vier Krüppel durchziehen früh und spät die Strassen, indem sie einen mitleiderregenden Gesang hören lassen; die Kneipen sind stark besetzt. Alle Augenblicke stosse ich auf jemanden der es für unbedingt nothwendig hält dass ich von ihm ein Glas Bier oder Sherry oder Whisky annehme. Dabei heisst es einem Dritten gegenüber: „Kennen Sie meinen Freund, den Doktor aus Deutschland? Er versteht kein Englisch, nur Kymrisch, und spricht Kymrisch viel besser und reiner als wir." Sodann Staunen, Händeschütteln, die drei Fragen: „Wie geht es Ihnen? Wie gefällt Ihnen die Eisteddfod? Wie gefällt Ihnen dieses Land?" — die drei Antworten: „Gut, vorzüglich, ausgezeichnet." Und ich habe einen Freund mehr. So oft sich die Sache wiederholt, immer

genau in denselben Formeln, als ob diese in der Satzung der Barden von Grossbritannien ständen. „Reinheit der Sprache“ ist übrigens ein etwas zweifelhaftes Kompliment; es kann geradezu das Gegentheil von „Verständlichkeit“ bedeuten. Auch mit dem einen und anderen der hübschen jungen Mädchen findet sich Gelegenheit einen Händedruck zu wechseln. Wenn man so viel von dem „alten Land unserer Väter“, „den alten Bergen“, „der alten Sprache“, „den alten Satzungen“ hört wie auf der Eisteddfod, fühlt man um so mehr das Bedürfniss sich zu vergewissern dass nicht Alles hierzuland alt ist, und schliesst sich um so lieber an die Jugend an.

Am Donnerstag Nachmittag war das Gewühl am stärksten. Ich schlenderte neben der blonden Schenkin von Afonwen einher und versuchte ihr den Hof zu machen, als ich Rev. S. Evans mit Gattin begegnete. „Wollen Sie mit uns speisen, bei einem Bekannten in der Nachbarschaft?“ fragte mich das Paar voll liebenswürdiger Sorge um mein Wohlergehen. „Ich nehme es dankbar an.“ „Nun, so kommen Sie auf den Bahnhof; der Zug geht um 6 Uhr.“ Eine Stunde später sassen wir im Wagen, und ich wunderte mich dass man mir für Portmadoc, unseren Bestimmungsort trotz meines Verlangens kein Hin- und Zurückbillet gegeben hatte. „Ja, heute Abend können Sie nicht nach Pwllheli zurück. Wo wir speisen, werden wir auch übernachten.“ Ein gelinder Schreck überfiel mich, weil ich ohne Reisetasche war; aber ich sah dass auch meine Gefährten federleicht in der Welt herumflogen, und dies tröstete mich. Dicht bei Portmadoc liegt ein reizender Park, und inmitten dieses Parks ein Landhaus dessen Herr

und Herrin uns aufs zuvorkommendste empfingen. Das Mahl wies neben anderem Luxus, wie dem des Rheinweins und des Champagners, auch den Luxus von Servietten auf, dessen ich nach meiner Ankunft in Wales ganz entwöhnt worden war. Hier musste ich vom Kymrischen Abschied nehmen; es wurde noch verstanden, aber nicht mehr gesprochen; das Englische beherrschte die Unterhaltung. Das ganze Kymrenthum erschien hier bis auf einen feinen und kostbaren Bodensatz verflüchtigt, bis auf die Liebhaberei des Hausherrn für alte kymrische Bücher. Noch gegen Mitternacht sassen wir in der Bücherei, um in den werthvollen Bänden zu blättern und darauf bezügliche Gespräche zu führen. Das herrlichste Wetter am anderen Morgen lockte mich früh aus Bett und Haus; ich stieg durch die schattigen Gänge des Parks empor bis zu der freien Höhe, weil ich glaubte, ich würde dicht unter meinen Füssen das Meer erblicken. Aber es erglänzte in ziemlicher Ferne. Ich sagte dann meinen Wirthen und meinen Führern Lebewohl und fuhr in einem starkbesetzten Zuge nach Pwllheli zurück. In der weiblichen Umgebung welche ich unterwegs hatte, erkannte ich einen Theil des Chors von Portmadoc, der schon zweimal gesiegt hatte; siegesgewiss auch schauten die jungen Damen aus, und in der That eilten sie einem neuen Triumph entgegen. Der letzte Festtag verrann angenehm und heiter wie die vorhergehenden. Gegen Ende des Konzerts, am Abend, wollte ein Sir auf Englisch dem Publikum auseinandersetzen was Wahrheit sei; aber mochten die Leute das nun wissen, oder uneingedenk des Eisteddfodspruchs „Die Wahrheit gegen die Welt!“ nicht wissen wollen,

oder die Erklärung verspätet finden, kurz, sie wurden sehr ungeduldig und begannen eine Musik mit den Füssen welche der Rede ein vorzeitiges Ende bereitete. Nachdem Alles, Reden, Singen und Klimpern vorüber war, begann das Kneipen, und nachdem auch dies vorüber, funkelte noch lange ein heller Sternenhimmel auf zahlreiche Schaaren behaglich Umherwandelnder herab. Ich musste an den Schluss eines römischen Karnevalstags denken.

Samstag früh sah das Städtchen sehr leer und nüchtern aus, und wir Nachzügler beeilten uns es zu verlassen. An der Kreuzstation Afonwen mussten wir, wie gewöhnlich, warten. „Ist Zeit?“ erscholl es in Nachahmung der oft gehörten Gorseddformel. „Zeit!“ „Ist Bier?“ „Bier!“ U. s. w. Die schönste der Schwestern war nicht gegenwärtig; sie ruhte offenbar noch von dem Feste zu Pwllheli aus. Von Afonwen bis Caernarfon ging es mit ausgesuchter Langsamkeit; die ganze Reise, glaub' ich, dauerte drei Stunden. An Unterhaltung fehlte es nicht; eine Engländerin hatte über die Eisteddfod und über Wales im allgemeinen ihre eigenen Ansichten und ersparte sie uns nicht. In diesem Lande sollten die Schafe nicht so fett, der Rasen nicht so grün sein, die Vögel nicht so munter singen wie in England. Mein Llew Llwyfo wehrte sich mannhaft und bewies ihr unwiderleglich dass die „Sachsen“ — so heissen die Engländer auf Kymrisch — noch nicht buchstabieren konnten als die Kymren schon eine reiche treffliche Litteratur besassen. Seine Widersacherin war ein recht gescheites Frauenzimmer, aber eines der schrecklichsten die ich je gesehen habe, so schrecklich wie nur ein englischer Blaustrumpf sein

kann. Neben ihr sassen zwei bescheidene und liebenswürdige Damen, welche ebenfalls nur Englisch verstanden und auf deren Mienen sich ein leises Missfallen über die Nörgeleien ihrer Nachbarin zeigte. Ich wunderte mich erst über diesen Gegensatz zwischen Engländerinnen; doch erfuhr ich dann zu meiner Genugthuung dass diese Beiden Walliserinnen waren, nämlich aus einem Theil von Montgomeryshire wo das Englische das Kymrische vollständig verdrängt hat. Darf ich hier ein Wort über die „gute Erziehung" der Engländer einschalten? Sie scheint sich mehr auf kleine als auf grosse Dinge zu beziehen. Jemand der es *shocking* nennt die Gabel mit der rechten Hand zu halten, betrachtet es keineswegs als *shocking* sich einem Andern gegenüber möglichst unliebenswürdig und taktlos zu benehmen. Jene Engländerin richtete die Frage an mich in welchem Theile von Deutschland ich wohnte. Als ich erwiderte: „In Preussen", sagte sie: „Ich liebe die Oestreicher viel mehr als die Preussen" — ein Ausspruch den ich zwar sehr erklärlich, aber nicht angenehm zu hören fand.

Kein Urtheil kann ungerechter und unverständiger sein als das der Engländer über alles was kymrisch ist. Bei den wenigen die hierin eine Ausnahme machen, pflegt ein gelehrtes Interesse zu Grunde zu liegen. Hauptsächlich die Zeitungsschreiber sind dem armen Taffy sehr aufsässig. Wenn sie nur nicht in so komische Irrthümer verfielen! Man kann z. B. in der *Times* lesen dass in Wales gaelisch gesprochen wird. Auf die Anwendung der Worte: *dim Sasnach!* welche auf kymrisch „kein Englisch!" bedeuten sollen, thun sich die Engländer etwas zugute, sie bringen sie überall an;

aber die Verbindung ist ein Unding, nur *dim* gehört der kymrischen Sprache, *Sasnach* der gaelischen an (kymr. *Seisneg*). Uebrigens kommt es den Engländern ungemein spasshaft vor Kymrisch reden zu hören; denn sie sind überzeugt dass eine wirkliche Verständigung in einer so wunderlichen Sprache unmöglich ist. Wie kann man überhaupt sich in einer andern Sprache verständlich machen als in der englischen!

Die Eisteddfod ist in den Augen der Engländer ein barbarisches, thörichtes Fest. Als ich Pwllheli verliess, kam mir ein Artikel im *Standard* zu Gesicht der über das verflossene Fest in sehr unterhaltender Weise spöttelte; aber die Befugniss des Korrespondenten irgend einen Begriff von der Sache zu haben, wurde mir durch die beiden Wörtchen *dim Sasnach* sehr in Zweifel gestellt. Etwas später las ich im *Liverpool Mercury* folgende Auslassung bezüglich der Eisteddfod von Pwllheli: „Auch Preise in Menge für Abhandlungen über Etikette, Oden an lang abgeschiedene Heilige und sagenhafte Krieger, dichterische (?) Ergüsse über verschiedene Gegenstände, aber all dies wie sehr viel Sekt im Vergleich zu wenig Brod. Warum könnten die Preise nicht ausgesetzt werden z. B. für den schwersten Bienenstock, für die beste Art und Weise den Honig auszunehmen ohne die Bienen zu tödten, und für verschiedene Verbesserungen im Garten- und Ackerbau, die den kommenden Geschlechtern von Nutzen sein würden?“ Niemand möchte leugnen dass die Bemerkungen des Bienenvaters höchst weise sind; doch scheinen sie einer Ergänzung zu bedürfen. Nicht die Dichtkunst allein, auch die Tonkunst ist eine brodlose; was soll an die Stelle der

musikalischen Wettkämpfe treten? Ich dächte, Hahnen- und Hundegefechte und anderes dergleichen was der Thierzucht Vorschub leistet. Nein, im Ernste zu reden, man vergleiche doch einmal ein englisches Volksfest mit einem kymrischen! Auf welcher Seite mehr Anstand, Bildung und Geschmack? Man suche doch in England die Partisane zu diesen Handwerkern welche, voll geistiger Strebsamkeit, ihre Sprache rein und richtig schreiben und sich, fast ohne Anleitung, zu Dichtern und Sängern ausgebildet haben? Wird man wohl etwas Anderes finden als *savages with a turn for piety and mechanics*, wie einst ein Fremder die Engländer insgesammt bezeichnet hat?

* * *

Bala, 21. Sept. 1875. Dünne Bäumchen ohne schattige Kronen, dünnes Bier ohne schäumende Blume, rauchende Herren, strickende Damen, Mandolinata und vaterländische Potpourris — die Vereinigung aller dieser Dinge gewährt ohne Zweifel einen bescheidenen Genuss. Und sagen zu müssen dass ich mich danach mehr als einmal während meines vierwöchentlichen Aufenthalts zu Caernarfon gesehnt habe! Den Mangel öffentlicher Alltagsvergnügungen, an die wir Deutschen nun einmal gewöhnt sind, konnte ich trotz aller Liebenswürdigkeit der Eingebornen nicht ganz verschmerzen. Ich brachte die meisten Abende zu Hause zu. Nach dem Abendessen pflegte ich einen Angriff auf die vierundzwanzig kymrischen Dichtungsmasse zu machen, der immer siegreich abgeschlagen wurde, und dann mich durch die Anekdoten des *Golud yr Oes* in den Schlaf zu lullen. Nachmittags wurde ich, wie das

auch hier geschieht, öfters zum Thee eingeladen. Unter „Thee“ schlechthin wird immer der Nachmittagsthee verstanden; es wohnt demselben ein ähnlicher Zweck bei wie unserem deutschen Damenkaffee, nämlich der: etwa zwei Stunden nach dem Mittagsessen den Magen einer förmlichen Ueberschwemmung preiszugeben, die durch Butterscheiben, Korinthenbrod, Pfannkuchen und dergleichen verdickt wird. Nur bildet der kymrische Thee eine regelmässige Mahlzeit und erfreut sich von Seiten des männlichen Geschlechtes nicht minderen Zuspruchs als von Seiten des weiblichen. Da der gewaltige Verbrauch von Thee mit den Bestrebungen der „guten Templer“ oder Mässigkeitsvereinler zusammenhängt, also gewissermassen eine moralische Färbung trägt, so suche ich mich vor der dritten Tasse immer durch die Behauptung zu retten dass drei Tassen starken Thees einen Deutschen eher zu einer sündhaften Handlung aufzuregen vermöchten als die gleiche Menge von irgend einem der sogenannten geistigen Getränke. Jede festliche Kundgebung kleidet sich in einen Thee. Um z. B. einen wesleyanischen Geistlichen bei seinem Weggang von Caernarfon zu ehren, veranstaltete man einen Thee am Nachmittag und ein Konzert am Abend; das Billet zu Beidem kostete $1^1/_2$ Sh. An den Theetischen wogte es auf und ab; unablässig rann das heisse Nass aus den Theekannen und schien den Schmerz um den Scheidenden lebendiger auszudrücken als eine Fluth heisser Thränen.

Wenn mein Eifer Predigten zu hören — aus einem früher angegebenen Grunde — bald etwas erkaltete, so bin ich zu Caernarfon regelmässig und

gern in die Sonntagsschule gegangen. Diese Einrichtung ist eine sehr merkwürdige. In der Kapelle sitzt die ganze Gemeinde zusammen, in eine Menge von einzelnen Gruppen abgetheilt die je ein halbes Dutzend oder etwas mehr Personen fassen und denen würdige und erfahrene Leute vorstehen. Die Geschlechter sind getrennt, doch kann der Vorstand einer weiblichen Klasse dem einen sowohl wie dem andern angehören. Früher soll es hie und da Sitte gewesen sein dass Männer und Frauen durcheinander sassen. In jeder Abtheilung wird irgend ein Abschnitt der Bibel gelesen und besprochen; nur die Kinder haben andere Bücher um darin zu lesen oder vielmehr lesen zu lernen. Denn die Wochenschule kennt das Kymrische als Unterrichtsgegenstand nicht; die einzige Anweisung zum Kymrischlesen findet eben in der Sonntagsschule statt, und Kymrisch schreiben lernt, wie es scheint, Jeder von selbst. Dass eine Sprache welche Jahr aus Jahr ein eine solch stattliche Reihe von Büchern hervorbringt, in dem Kopfe des Einzelnen wie eine Heckenrose aufblüht, befremdet mich immer wieder von neuem, besonders wenn ich bedenke wie die verschiedenen Mundarten des romanischen Graubündens, deren litterarische Bedeutung doch unvergleichlich geringer ist, in der Schule Pflege und Zucht erfahren, wie sogar das Oberhalbsteinische sein eigenes Abcbuch besitzt, während sein ganzes sonstiges Schriftenthum durch einen Katechismus dargestellt wird. Da ich selbst im Kymrischen noch Anfänger war, hätte ich strenggenommen unter die Kleinen vor den Altar gehört; aber man führte mich unter die Schriftgelehrten auf die Emporkirche, an einen Platz wo vor Kurzem auch

der holländische Professor Oosterzee gesessen hatte. Wahrlich, schriftgelehrt sind die Kymren, und vor ihrer Bibelfestigkeit fühlte sich das „gelehrte Deutschland“ in meiner Person sehr beschämt. Es stellte sich heraus dass ich über den Bauplan des salomonischen Tempels und einiges Andere sehr schlecht oder gar nicht unterrichtet war, und nur einmal tröstete mich dafür die Anerkennung welche ich wegen der feinen Unterscheidung zwischen *hudo* (verführen) und *temptio* (versuchen) erntete.

Um Caernarfon gibt es zwar nicht allzuviele, doch recht angenehme Spaziergänge. Am liebsten setzte ich beim alten Schloss über den Seiont über und ging dann, von frischem Winde angeblasen, am Menai entlang, bis ich in der Ferne die weissen Wellenkämme der offenen See erblickte. Einst an einem trüben regnerischen Tag besuchte ich in der Nähe von Llanwnda einen alten Pächter der mich eingeladen hatte. Von hoher und breiter Gestalt, in derber Kleidung, mit dröhnender Stimme, durch und durch Biedermann und zäher, altväterischer Kymre, musste er Jedem als ein wirkliches Original erscheinen. Wegen dieser Urwüchsigkeit hiess er seit seiner Jugend Hu Gadarn; dies war nämlich der Name des Mannes unter dessen Anführung, der Sage zufolge, die Kymren aus dem Sommerland nach Britannien kamen. Das Haus des Pächters lag auf einer Anhöhe, von hohen Bäumen umschattet, welche trotz der geringen Entfernung des stürmesendenden Meeres ihre Wipfel stolz und unversehrt in die Luft hoben, ein Sinnbild des Mannes selbst. Gleich nach meiner Ankunft setzte sich Hu Gadarn auf sein Steckenpferd, „die alte

kymrische Sprache", *yr hen iaith Gymraeg* — welche Worte er möglichst betonte und dehnte — die allerälteste Sprache, die Ursprache der Menschheit. Kann man daran zweifeln dass sie im Paradies gesprochen wurde? sind nicht die Namen der ältesten biblischen Personen kymrisch? Abel ist *ab ail*, zweiter Sohn (müsste heissen *ail fab*), Cain ist *cain*, schön u. s. w. Noch das Buch Hiob war ursprünglich in kymrischer Sprache abgefasst; aber dieser Text ist dann verloren gegangen. Nichts wie Lesefrüchte aus alten Scharteken; denn in Bezug auf ihre Sprache haben die Kymren von jeher die unglaublichsten Vorstellungen zu Tag gefördert. Der Rev. Joseph Harris von Swansea, Herausgeber des *Seren Gomer* sprach im Jahre 1814 sogar die Meinung aus dass das Kymrische nicht nur die Sprache des irdischen Paradieses gewesen ist, sondern auch die des himmlischen sein wird. Ich fragte meinen Wirth ob er mir etwas von den *ellyllon* (Elfen) erzählen könnte; aber er verstand gar nicht was ich mit dem Worte meinte, bis ich es in Verbindung mit dem *tylwyth teg* (Feen, eig. „schöne Familie") brachte. Er wusste nichts davon; er meinte, durch den Einfluss der Sonntagsschulen seien all die Märchen und der Volksaberglauben verschwunden. Zwischen dem Mittagsessen und dem Thee wandelten wir am kiesigen Meeresstrande, wo einst Hu Gadarn einem amerikanischen Schiffskapitän das Leben gerettet hatte, auf und ab, ziemlich ernst und schweigsam, während ein alter fetter Hund sich hinter uns herschleppte. Die Aussicht war unerquicklich:

Hu Gadarn spähet hin nach Gwerddons Eiland
Ueber Caernarfons Bai, die dunkel aufbraust;

Doch nichts erspäht er. Trübe Wolken hängen
Vom Himmel nieder, nur als Nebelschatten
Erscheinet selbst der Eifl Vorgebirge.
Auf seinem Speer gelehnet, stand er finster;
So hoch und still glich einer Eiche er:
Sie beugt sich über den gewalt'gen Strom,
Und in dem Winde rauscht ihr graues Moos.

Wie sollte man inmitten einer solchen getuschten Landschaft nicht zum Ossian werden! Wie sollten da nicht alle Erinnerungen an den nebelhaften Dichter der nun selbst zu Nebel zerronnen ist, erwachen! Ossian zählt — beiläufig sei es für die Leser der *Times* gesagt — zwar zu den Kelten, doch nicht zu den Kymren. Ich verabschiedete mich von Ty Mawr mit einem Strauss von Fuchsia und Rosen und liess dafür meinen Namen in einem Album zurück, zwischen Gedichten von Ebenezer und Zeitungsausschnitten über die Seeschlange und die Bevölkerungszahl der Erde.

Mehr von der Umgegend Caernarfons als meine zwei Beine lehrten mich die vier von John Evans' brauner Stute kennen. Um meinen Drang nach dem offenen Meere zu befriedigen, kutschierte der genannte Herr bald nach meiner Ankunft einige Damen und mich nach der Küste. Wir tranken in einem einsamen Hause Thee und besahen uns dann ein merkwürdiges kleines Fort das Lord Newborough in der Franzosenzeit angelegt hatte. Ich lief auf die Dünen und begrüsste das Meer mit Jubel. Es war ein sonnenheller Tag, und auf der Landschaft zwischen Strand und Gebirgskamm lag etwas von italienischem Schimmer. Ein anderes Mal begleitete ich John Evans, als er auf die Insel Mon in die Nähe von Beaumaris fuhr, um der Bestattung Sir Richard Bulkeleys beizuwohnen.

Der reizende schattige Weg von der Menaibrücke bis nach Beaumaris, von welchem herab man durch das Laub der Bäume auf die Fluthen des Menai sah, rief mir manche Partieen des Genfer Sees ins Gedächtniss zurück. Auf Baron Hill, dem Landsitze des verstorbenen Baronets war es sehr still; nur einige Trauerwagen verriethen was vor sich gehen sollte. An dem prunklosen Leichenzug, welcher sich nach dem ein halb Stündchen entfernten Llanfaes bewegte, nahm ich begreiflicherweise nicht theil, sondern spazierte im Park umher und erlabte mich an dem Anblick des mannigfachen üppigen Pflanzenwuchses und am Geruch der feuchten Erde. Hat man auch drei Viertel seines Vermögens verspielt und verwettet, mit einem solchen Park ist man noch reich genug. Ich setzte mich, von goldigen Fliegen umsummt, auf eine Bank. Vor mir dehnten sich die wundervoll grünen Matten in langsamer Senkung zum Gestade hin; drunten weidete behaglich prächtiges Vieh, Rinder des Helios, Widder des Polyphemos; von jenseit der Bai grüsste des Penmaenmawr stolzes Felsenhaupt herüber, und in weiter Ferne war die Halbinsel sichtbar auf welcher das vornehme Bad Llandudno liegt. Eine entzückende Ruhe, welcher das Todtenglöckchen von Llanfaes klangvollen Ausdruck lieh! Aber über den blauen Himmel flogen weisse Wolken, und über die blaue See weisse Segel, und ich dachte an die Odyssee unseres Lebens. Noch einen zweiten Besuch statteten wir der Insel Mon ab; er galt im besonderen den beiden Cromlechs zu Plas Newydd. Wir betrachteten diese Denkmäler, welche aus einer geheimnissvollen Vorzeit wie erratische Blöcke zurückgeblieben sind, mit grösster Sorg-

fält, wir kletterten hinauf und krochen hinein, aber es kam uns kein gescheiter Einfall. Als wir dann, langsam durch den lichten Hain alter Bäume zurückschreitend, uns über den Anfang aller Dinge zu unterhalten begonnen hatten, sprang John Evans mit kühnem Sprunge auf das Ende aller Dinge über und nahm mich in ein scharfes Verhör. Es liess sich schliesslich nicht verhehlen dass ich nicht an die ewige Verdammniss glaubte. „Dann sind Sie ja Unitarier!“ rief er aus. Es war das erste Mal dass ich von den Unitariern hörte. Zum Glück beendete die Ankunft des Segelbootes unsere allzu eifrigen Erörterungen über den Ursprung des Bösen und über die Allgüte Gottes. „Und wäre dieser Fährmann Charon“, sagte ich beim Einsteigen, „ich könnte nicht denken wie Sie.“ John Evans versicherte mich aber später dass unsere „wie Ost und West auseinandergehenden“ Auffassungen des Jenseits keinen Schatten auf unsere diesseitige Freundschaft werfen sollten.

Seiner Güte gegen mich setzte John Evans die Krone auf, indem er eine Partie um den Snowdon veranstaltete, zu welcher er ausser mir verschiedene Herren und Damen einlud. Etwa ein Dutzend Personen fuhren wir eines Montags früh in zwei Wagen ab. Die Sonne blieb nach einigen matten Versuchen den Wolkenpanzer des Himmels zu durchdringen, den ganzen Tag über unsichtbar; nach kymrischen Begriffen war es sehr schönes Wetter. Jedenfalls ersetzte den Mangel des Sonnenscheins eine allseitige gute Laune vollkommen. Kaum lagen Caernarfons Häuser hinter uns, so machten wir aus dass jedes englische Wort welches in die kymrische Unterhaltung einflösse, eine Geldbusse

nach sich ziehen sollte, was für uns eine Quelle grossen Ergötzens ward. Die Bleistifte der beiden Merker waren ohne Rast beschäftigt, und den Meisten in der Gesellschaft fiel es wohl zum ersten Mal auf mit wie vielen englischen Flickläppchen sie das Prachtgewand der eigenen Sprache zu entstellen pflegten, und mit wie unnöthigen; denn fast immer fanden wir ohne Mühe einen passenden kymrischen Ersatz. In Llanberis, dem berühmten Schieferorte, dem Chamouni des Snowdons wurde gehalten; man fragte sich ob man den nahen Wasserfall von Ceunant Mawr besichtigen sollte, aber die allgemeine Stimmung entschied sich für das freundlichere Element des Bieres. Nachdem wir uns erfrischt hatten, wurde Jedem unter uns — ohne Ansehen des Geschlechts — welcher noch kein Pseudonym besass, ein solches auf feierliche Weise beigelegt, nur dass ein Regenschirm die Stelle des heiligen Gorseddschwertes vertrat. Aus dieser bardischen Taufe ging derjenige welcher nachher unsere merkwürdige Vergnügungsfahrt in zwei Nummern des *Herald Cymraeg* dem Andenken der Nachwelt überlieferte, als *Ymffiamychwr* hervor — welches Wort schwierig zu übersetzen ist — und eine sehr stattliche und lustige Dame, die Frau eines Arztes als *Pilsen Caergybi*, die Pille von Caergybi. Die Steinbrüche von Llanberis hinter uns, drangen wir in das rauhe, schroffe Gebirg ein, die Festung von Wales, die letzte Zuflucht des rothen Drachen vor den Fängen des römischen Adlers und den Klauen des englischen Leoparden. Ungastlich, trotzig starrten mir die Felsen entgegen wie die steinernen Särge altkymrischer Königsherrlichkeit, auf düstern Tafeln glaubte ich die Namen Gwrtheyrns,

Llywelyns, Owen Glyndwrs zu lesen. Irrt nicht vielleicht der unruhige Owen Glyndwr noch jetzt Nachts hier umher, er der bei Shakspeare sich gegen Heinrich Heisssporn rühmt dass er Geister, sogar den Teufel aus der Tiefe heraufbeschwören könne? Und dann mag auch die alte Hetty aus ihrer Hütte, dem *Cromlech* heraustreten; einen besseren Ort für Nachtspuk gibt es nicht als diesen wilden, alpenhaften Llanberispass. Meine Gefährten schienen die Eindrücke der Umgebung lebhaft zu empfinden. Joan Arfon berichtete von alten Dingen und sagte alte Verse her; Llew Llwyfo warf von einem grossen Felsblock den er erklommen hatte, den Bergwänden ein warmes kymrisches Lied entgegen, und freudig hallten sie es wieder. Drei Engländer welche des Weges zogen, gafften uns an. „Welche prächtige Stimme", sagten sie, „was singt er denn, Deutsch oder Kymrisch?" „Kymrisch", lautete die Antwort, „Kymrisch und aus Herzensgrund; was wäre wohl hier am Platze als Kymrisch?" Nur Arthur, der überhaupt von einer Neigung zum Dickjohndavidismus (englisiertem Kymrenthum) angekränkelt ist, erhob sich kaum über seine gewohnte scherzhafte Stimmung; es gefiel ihm mit den Leuten aus dem Volke denen wir begegneten, drollige Unterhaltungen zu führen. Nur bei zwei Wesen welche aus einer nahen Hütte an die Strasse getreten waren, blieb seine Mühe vergeblich, bei zwei reizenden kleinen Mädchen von so wunderbarer Aehnlichkeit wie ich sie bis dahin noch nie wahrgenommen hatte. Die armen Kinder waren taubstumm. So zwischen Berg und Wildbach, zwischen Ernst und Kurzweil schlugen wir uns über die Passhöhe nach dem einsamen Wirthshaus Pen-y-gwryd,

wo der Weg sich nach Capel Curig und nach Beddgelert theilt. Hier wurde ausgespannt. Da wir den gereimten und ungereimten Inhalt des Fremdenbuches bald durchgekostet hatten, so stiegen wir, in Erwartung des Mittagsmahles, auf eine steile Anhöhe welche einen weiten Umblick über die grossartige Haide- und Felsenromantik darbot. Der Snowdon, der nur etwa die Höhe unseres Brockens hat, dräute so riesig und finster vor uns empor dass ich mich fast darüber freute seine Besteigung nie ernstlich beabsichtigt zu haben. Ein kymrisches Sprichwort lautet:

Da ist der Snowdon! sagen thut's sich leicht,
Doch wird sein Gipfel langsam nur erreicht.

Ich begnügte mich also damit so recht behaglich vor mich hinzusagen: *Dacw 'r Wyddfa!* So oft ich hinblickte, war ich immer von neuem überrascht keinen Schnee auf dem Gipfel zu sehen. Auch der englische Name lässt solchen voraussetzen. In der That aber ist *Snowdon* nur eine falsche Uebersetzung des kymrischen *Eryri*, welches nicht von *eira*, *eiry*, Schnee herkommt, sondern mit *eryr*. Adler, *eryri*, Gürtelkrankheit zusammenhängt. Auch *Gwyddfa* — so heisst, wie schon gesagt, der höchste Gipfel der Eryri — bezeichnet nicht sowohl, wie Manche annehmen, das Ding von wo aus man sieht, den Aussichtspunkt, sondern das Ding welches man sieht, welches in die Augen fällt (besonders „künstlichen Hügel", „Grabmal"). Die Leute der Urzeit schwärmten nicht allzu sehr für Weitsichten und tauften sicherlich die Berge vom Thal aus. Daher kann auch, abgesehen von sprachlichen Gründen, der Name des Piz Languard im Engadin nicht auf den von droben zu geniessenden Fernblick (ital. *lungo*

*guardo*) anspielen; mir scheint es glaublich dass diese gen Himmel züngelnde Spitze von *lingua*, engad. *laungia* (vgl. engad. *languarda*, Zungenwurst) benannt worden ist. Wegen vorstehender Abschweifung, welche, aller weltmännischen Sitte zuwider, das Handwerk des Verfassers vordringlich zur Schau trägt, muss ich um so mehr Nachsicht erbitten als wir oben auf unserem Hügel auch nicht entfernt dergleichen verhandelten. Vielmehr berieth ich mich mit Arthur über das beste Mittel der Gwyddfa zu einer weissen Kappe zu verhelfen, welche uns für die Würde des höchsten Berges von Wales unerlässlich vorkam. Ich stellte ihm vor wie das Zeltdach der Eisteddfodhalle von Pwllheli, welches ihm dazu verwendbar erschien, doch zu leicht schmutzen würde, und wie die Ausführung eines andern Plans, nämlich den Gipfel weissen zu lassen, mit mancherlei Fährlichkeiten verbunden wäre — eine Erörterung welche von P. Caergybi unterbrochen wurde, indem sie das Lied zu singen begann: „Schönes Wales, Land des Gesanges.“ Sodann musste ich eine Stelle aus Faust hersagen, und Joan Arfon, indem er sich bedächtig eine Prise in die Nase schob, entschied dass Deutsch sehr ähnlich klänge wie Kymrisch. Woraus ein fahrender Gelehrter des 16. Jahrhunderts gewiss „dero Cimbern und Kymren gemeinsames Herkommen“ geschlossen haben würde. Der Hunger trieb uns bergab; Llew (Löwe) und Twrch (Maulwurf) veranstalteten sogar einen Wettlauf, der ebenso unerwartet endete wie der zwischen dem Hasen und dem Swinegel, nämlich damit dass Llew bis an die Kniee in einen trügerisch bewachsenen Sumpf versank. „Wunderbar!“ rief der Ymfflamychwr, „der

Maulwurf springt, und der Löwe gräbt sich ein“ (*Twrch yn llamu a Llew yn tyrchu*).

Beim Essen, das uns trefflich mundete, brachte Arthur als Vorsitzender einen Trinkspruch auf mich aus der mich sehr beschämte, und den ich mit einem höchst einfach gedachten Englyn erwiderte. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen dieses einzige Schmerzenskind meiner kymrischen Muse für die Liebhaber und Kenner hieherzusetzen, indem ich die Laien wegen einiger metrischen Aufklärungen auf einen spätern Brief vertröste:

*Gorddwfn ydyw 'r cefnfor cu — aruchel*
*Ydyw 'r Eryri ddu;*
*Dyfnach yw fy niolwch i*
*Na 'r mor, uwch na 'r Eryri.*

(Sehr tief ist das liebe Meer, sehr hoch ist die schwarze Eryri; tiefer ist mein Dank als das Meer, höher als die Eryri.) Ein zweiter Trinkspruch Arthurs bezog sich auf die Dichter und Gelehrten von Wales und namentlich auf Joan Arfon, den er wegen seines Erfolgs auf der letzten Eisteddfod beglückwünschte — derselbe hatte nämlich den Preis für die beste Awdlbryddest auf den verstorbenen Barden Emrys, bestehend in einer Goldmedaille und 20 Pfund, gewonnen. Joan Arfon, der seines Zeichens ein kleiner Viktualienhändler ist, schloss an seinen Dank Bemerkungen über die ungünstige Lage der kymrischen Barden an: es fehle ihnen meistens an Zeit und Mitteln sich gründlich der Dichtkunst zu widmen. „Warum aber“, hatte ich Lust einzuwenden, „denken denn gerade die Wohlhabenden und Reichen in Wales so wenig daran in kymrischer Sprache zu dichten?“ doch es würde uns

dies auf gewisse sehr allgemeine Betrachtungen geführt haben. Unmittelbar nach Tisch fuhren wir nach Beddgelert ab. Die lieblichen Schönheiten des Weges erquickten mich wahrhaft nach den rauhen die wir vorher durchmessen hatten. Wir eilten an frischen Matten, klaren Seen, weissen Häusern, grünem Gehölz vorbei, immer den Nant Gwynant entlang, der sich bei Beddgelert mit dem Nant Colwyn vereint. *Nant* heisst „Bergwasser" (und „Thalschlucht"), wie zufälligerweise auch diejenigen wissen welche von Genf nach dem Montblanc gereist sind; den *Nant noir* welchen sie hinter Sallenches überschritten haben, können sie hier in Wales als *Nant du* wiederfinden.

Beddgelert liegt — und zwar recht malerisch — auf der Grenze zwischen Arfon und Meirionydd. Der Name bedeutet „Gelerts Grab", und Gelert war ein treuer Hund der Vorzeit, welcher von seinem Herrn, Llywelyn dem Grossen mit rascher Hand erstochen wurde, verdächtig dessen Sohn getödtet zu haben, während er ihn im Gegentheile vom Tod errettet hatte. Mitten auf einer schönen grossen Wiese bei Beddgelert ragen drei unregelmässig gestellte Steine aus der Erde empor, von einer Trauerweide beschattet; da liegt der Hund begraben. Gelert ist nicht so glücklich wie sein berühmter Speciesgenosse Stutzel zu Winterstein in Thüringen († 1640), dessen weit geringere Verdienste in einer versificierten Inschrift verkündet werden. Ich weiss nicht ob in Wales überhaupt Hundegrabschriften bestehen; wies doch vor einer Reihe von Jahren der Steinmetz das Ansinnen welches der allbekannte Dick Nancy, der Todtengräber an ihn stellte, auf den Grabstein des hochbetagt verstorbenen Hundes

Rover einige Worte zu meisseln, wie eine Beleidigung zurück. Nun, ist das Andenken Gelerts auch nicht in Stein gegraben, so doch um so tiefer in das Herz des Volkes. Meine Begleiter waren nahe daran das Grab mit einigen Thränen zu netzen, und Gwenithen Arfon, deren Mädchenherz die Treue auch in einem Hunde zu schätzen weiss, wünschte sogar ihren Namen in die Rinde des Baumes zu schneiden; allein ich ernüchterte die gerührte Stimmung einigermassen, indem ich erwähnte dass die Geschichte von Llywelyn und Gelert unter anderen Namen an allen Ecken der Welt erzählt würde und also wohl in das Gebiet unglaubwürdiger Sage gehörte. Ganz zu überzeugen vermochte ich nicht; wenn man mir auch zugab dass die Erzählung nicht gut von Britannien nach dem Morgenlande gewandert sein könnte, warum sollte nicht ein und dasselbe sich zweimal zugetragen haben? In Arthurs Brust bohrte sich der Stachel meiner kritischen Bemerkungen am tiefsten ein. Als uns der Heimweg an einem Stein mit der weisslichen Fussspur eines Riesen vorbeiführte, stieg Arthur aus, sprang über das Wasser, in das er beinahe hineinfiel, und kletterte an dem Stein empor; nachdem er eine Zeit lang mit dem Taschenmesser an der Stelle herumgeschabt hatte, theilte er uns als wissenschaftliches Ergebniss mit dass überhaupt an keinen Fussstapfen, geschweige an den eines Riesen zu denken sei. Wir wanden uns allmählich auf wellenförmiger Strasse aus den Bergen heraus, welche den kaum gelüfteten geheimnissvollen Schleier wieder dicht um sich zogen. Ich sass auf dem nach aussen gerichteten Hintersitz des zweirädrigen Wagens und wäre bei jeder Steigung des Weges in Gefahr

gewesen herabzugleiten, hätte nicht dann immer P. Caergybi mit rückwärts gedrehter Faust mich am Arme festgehalten. Fröhlich, wie wir ausgefahren waren, kamen wir nach Sonnenuntergang wieder in Caernarfon an, und der einzige Unfall der ganzen Fahrt, der am Schlusse derselben eintrat, dass mein hellgrauer Sonnenschirm, der Stolz seines Besitzers und die Bewunderung Caernarfons entzweiknickte, dieser Unfall erhöhte die Heiterkeit nur noch, indem er zugleich auf eine zweckmässige Verwendung der am Morgen eingegangenen Geldbussen hinwies.

Mein letzter Abend in Caernarfon gewährte mir Freuden für die ich ebenfalls John Evans, genannt Arthur zu Danke verpflichtet bin. Die Harfentöne welche Rodenbergs Buch durchziehen, hatten in mir eine unendliche Sehnsucht wach gerufen; denn ich hatte das volksthümliche Instrument der Kymren, dessen Pflege sehr in Abnahme zu kommen scheint, nur einmal gehört, auf der Eisteddfod von Pwllheli; aber was ist der elegante Mr. Thomas, Harfner Ihrer Majestät gegen die braunäugige Gwenni und gegen den Harfner der zu Sarahs Hochzeit die Pennillion begleitete? Meine Sehnsucht zu stillen, gab John Evans eine musikalische Abendunterhaltung. Verstände ich das Geringste von Musik, so würde ich es kaum unterlassen mich hier über die der Kymren zu verbreiten; in der traurigen Lage in der ich mich befinde, kann ich nur sagen dass die kymrischen Weisen welche ich überhaupt zu hören Gelegenheit gehabt habe, durchaus keine Verwandtschaft mit den ohr- und herzzerreissenden Lautgebungen der Prediger verrathen, sondern dass ihre Heiterkeit wie ihre Schwermuth eine

gedämpfte, friedliche ist, wie wenn sie alle an thauigen Morgen auf duftenden Bergwiesen geboren wären. Besonders angenehm klingt mir der „Marsch der Männer von Harlech“ noch in den Ohren. Was mir an jenem Abend am meisten gefiel, war der Wechselgesang zwischen Llew Llwyfo und Iolo Trefaldwyn, zu welchem ein junges Mädchen die Harfe schlug: in raschem, munterm Tonfall folgte Pennill auf Pennill. Die Pennillion, meist vierzeilige Strophen, lassen sich mit den süddeutschen Schnaderhüpfeln und besser noch mit den Ritornellen und Rispetten der Italiener und den Coplas der Spanier vergleichen. Wenn auch die keltische und die südromanische Dichtung sonst durch die ganze Weite des Himmels getrennt sind, so kann es doch nicht Wunder nehmen dass sie hier, im unbefangensten Ausdruck der allgemeinsten menschlichen Regungen, besonders der Liebe, sich einander annähern, dass der Kymre singt:

Dort geht das Schiff mit weissen Segeln
Auf dem Meer nach Irland hin,
Gib, Gott des Himmels, gute Fahrt ihm,
Denn der holde Kymre ist drin,

und kaum anders der Toskaner:

Von dannen aus dem Hafen fuhr ein Schiff,
Von dannen fuhr, für den ich glüh' und bange;
Mutter Maria, gib ihm deinen Schutz,
Dass heil das Schiff zu seinem Ziel gelange.

Beachtung aber verdient dass dort wie hier eben eine Form besteht in welche jede Eingebung des Augenblicks, sei sie mehr gefühlvoll, sei sie mehr sinnreich, sich mühelos ergiesst, und die dann auch gern in Rede und Gegenrede verwendet wird. Dazu zeigen diese

Liedchen, die der Kymren ebenso wie die der Südländer auch in ihrem inneren Gewebe vielfach wiederkehrende Muster; sie klingen aneinander an, sie ändern sich zueinander ab, sie sind Eigenthum Keines und Jedes. Norddeutschland und Nordfrankreich kennen nichts dergleichen. Einen deutlicheren Begriff als aus diesen Winken wird man aus den zahlreichen Uebersetzungen und Nachdichtungen bei Rodenberg gewinnen. Llew Llwyfo trug mit ausserordentlicher dramatischer Leidenschaft ein längeres englisches Gedicht vor. Mich drängte man wiederum hartnäckig wegen eines Stückes aus Faust, und so brüllte ich denn endlich — um nicht den kymrischen Predigern den Ruhm zu lassen dass sie allein brüllen könnten — mit aller Kraft meiner Lungen die Stelle her: „Wenn aus dem schrecklichen Gewühle.....“ „Sehr schön, aber zu kurz!“ rief man. Ich erwiderte: „Für das was es besagt, lang genug.“ —?— „Das Ganze ist ein Fluch.“ Man lachte. Zuletzt hielt John Evans, welcher übrigens der Gesellschaft zu Ehren einen Frack trug, eine Lobrede auf meine Wenigkeit; ich bat den Ymfflamychwr in meinem Namen dafür zu danken, statt dessen schloss er sich sachlich dem Vorredner an, und der Twrch betrachtete diesen Gegenstand noch nicht für hinlänglich erschöpft um nicht auch seinerseits sich rednerisch darüber zu ergehen. Pilsen Caergybi überreichte mir eine Puppe in Volkstracht und ersuchte mich wenigstens diese Kymrin nach meiner Heimath mitzunehmen, wobei die Bemerkung einfloss dass zur Erhaltung reiner kymrischer Sprechweise eine Frau aus dem Lande selbst das beste Mittel sein würde. Von so vielen Liebenswürdigkeiten erdrückt, von so viel Liebenswürdigkeit

gerührt, trennte ich mich von den Freunden, und dies war das Ende meiner Tage von Caernarfon.

Hier muss ich mich gegen einen Vorwurf vertheidigen der mir gemacht werden könnte. Ich spreche in diesen Briefen sehr viel von mir selbst, man wird sagen, zu viel. Die meisten meiner Landsleute beten die Objektivität in einem Grade an dass sie einen Verstoss gegen dieselbe kaum verzeihen. Sogar im Briefe als litterarischer Gattung verdammen sie das starke Hervortreten der Persönlichkeit, und allerdings sind sie durch die vielfachen balneologischen, pathologischen, landwirthschaftlichen u. s. w. Briefe sehr verwöhnt. Dieser vaterländischen Ansicht mag ich hier etwas entfremdet worden sein, wo die Tagespresse in weit grösserem Mass als bei uns mit persönlichem Stoff angefüllt und mit persönlicher Auffassung getränkt ist. Vielleicht auch sind mir die schönen Dinge welche man mir gesagt hat, etwas zu Kopf gestiegen. Im Ganzen aber lasse ich mein eigenes Ich wo es glänzt, nur im Wiederschein, gleichsam als unwürdigen Brennspiegel kymrischer Gastfreundschaft und Herzlichkeit erglänzen; höchstens noch dass ich diejenigen daheim welche über meine „unfruchtbaren" keltischen Studien die Achseln zuckten, eines Besseren zu belehren, und diejenigen für welche die noch so wenig betriebene keltische Philologie einige Anziehungskraft besitzt, zu ermuntern beabsichtige.

Von Caernarfon begab ich mich nach Rhyl (kurzes *y*!), einem Badeort an der Nordküste, wo ich acht Tage bei meinem Freunde John Rhys, Schulinspektor Ihrer Majestät zu Gaste war. Auf John Rhys gehen alle meine kymrischen Bemühungen zurück. In Leipzig

theilte mir vor verschiedenen Jahren Georg Curtius mit dass sich unter seinen Zuhörern ein Kymre befände und dass ihm derselbe den eigenthümlichen Laut des kymrischen *ll* beschrieben hätte, welcher an der rechten Seite der Zunge vorbei gepfaucht würde. Dieses *ll* packte mich mit gewaltigem Zauber. Gleich den mit Früchten und Blumen lieblich geschmückten Kapitelinitialen in französischen Bilderwerken, stand es mir zu Anfang aller kymrischen Wissenschaft gross und stolz da, ein verlockendes Sinnbild. Mein Gefühl leitete mich auch richtig; wie ich später erfuhr, hat in der That mit dem *ll* das Kymrische seinen Anfang genommen. Beim Thurmbau von Babel fiel einem Arbeiter der nach oben gaffte, etwas zerbröckelter Mörtel in den offenen Mund; der Mann fing an zu pusten und zu sprudeln, es kam zunächst das *ll* heraus, und dann das ganze Kymrische hinterher, da es gerade die Zeit der Sprachtrennung war. Um dieses *ll* mir anzueignen, suchte ich die Bekanntschaft jenes Kymren, der eben kein anderer als John Rhys war; von dem *ll* aus unternahm ich dann meinen ersten Streifzug in die kymrische Grammatik, den eine fast vollständige Vergessenheit von dem zweiten erfolgreicheren trennte. John Rhys, welcher damals vergleichende Sprachwissenschaft studierte, hat sich in der Folgezeit mit besonderem Eifer der keltischen Philologie beflissen und manche Probe seiner Tüchtigkeit auf diesem Gebiete abgelegt. Es wäre zu wünschen dass ihm die keltische Professur welche, wie ich höre, zu Oxford gegründet werden soll, übertragen würde. Jetzt unterhält er gerade eine anstrengende Jagd auf uralte keltische Namen, d. h. zunächst auf Grabsteine welche

solche aufweisen, und manches seltsame, unbegreifliche Wild wird da aufgestöbert. Natürlich wurde während der ganzen Zeit meines Aufenthalts von nichts Anderem gesprochen als von Lautschwund und Lautwandel, Einfluss des Accents, Bedeutungswechsel, Wortverwandtschaft und Aehnlichem, nicht nur da wo der Liber Landavensis und Llwyds Archaeologia, Zeuss' Grammatik und Curtius' Etymologie uns durch ihre Gegenwart anfeuerten, sondern auch in dem Speisezimmer. Denn Mrs. Rhys, eine geborene Kymrin, die in Berlin, Paris und Rom gelebt hatte, war eine sehr sprachenkundige Dame und zeigte auch, der Neigung ihres Geschlechts zuwider, lebhaften Antheil an der wissenschaftlichen Betrachtung der Sprachen. Das dritte Familienmitglied war noch zu weit in der Praxis zurück um sich für die Theorie erwärmen zu können; die kleine reizende Myfanwy verstand zwar, wie ihre Eltern behaupteten, alles was man ihr sagte, beschränkte sich aber im eigenen Hervorbringen auf ein melodisches *Didldidldidldidl*, zu welchem sie der Anblick runder Gegenstände, besonders wenn sie zugleich essbar waren, veranlasste. Ohne Zweifel strebte auch sie in diesem Ausdruck des Entzückens dem mehrgenannten *ll* nach, das ihr von allen Lauten der Muttersprache als der süsseste und begehrenswertheste erscheinen mochte. In Rhys' Haus machte ich auch die Bekanntschaft von W. J. Hughes, einem lebhaften Mann, der ein gutes Stück von der Welt gesehen hatte, und mit Aristophanes und Rabelais innig befreundet war. Sein Kymrisch hatte er einigermassen vergessen, und es belustigte mich wenn er mich, den Fremden um Verdolmetschung englischer Wörter anging. Zum Andenken schenkte

er mir die neue im vorigen Jahr zu Liverpool erschienene Ausgabe von Twm o'r Nant, dem „kymrischen Shakspeare", der wie er ein Dinbychmann und im Gebrauch englischer Wörter so wenig wählerisch war wie er.

Rhyl ist im eigentlichsten Sinn ein funkelnagelneuer Ort, welcher seine Entstehung und Blüthe der für das Baden sehr günstigen Beschaffenheit des Strandes verdankt, und welcher ausser John Rhys' Bücherei wenig Keltisches aufzuweisen hat. Eine lange Reihe stattlicher Häuser wendet dem Meer ihre Vorderseite zu, und die hier entfaltete Lichtverschwendung gestattet den Blicken der Vorübergehenden tief ins Innere, wenigstens der Erdgeschosse zu dringen und die Badegäste bei ihren verschiedenen Beschäftigungen fast wie in Glaskästen zu beobachten. Ein Viertelstündchen in das Meer hinaus, etwa bis zum Stande der tiefsten Ebbe führt ein Molo in Gestalt einer grossen hölzernen Brücke welche einen Erfrischungs- und einen Tanzsaal trägt. Am Abend kann man — was mir so unkymrisch wie möglich vorkommt — am Strande Musik hören und sich dabei unter einen südlicheren Himmel träumen; freilich giesst der Mond nur ein mattes Licht aus, doch erleichtert uns das andrerseits süsse Täuschungen über die auf- und abwandelnden Gestalten mit welchen Manchester und Birmingham diese Gestade bevölkert haben.

Fast die ganze Zeit über welche ich in Rhyl verbrachte, war der Himmel wolkenlos; durch die aufsteigenden Dünste aber erschien der Glanz der Sonne in eigenthümlicher Weise gedämpft. Liebt es etwa die schamhafte Königin des Tages ihr Antlitz vor den

Nacktheiten zu verschleiern die sich hier breit machen? In Caernarfon war mir das Buch von Luke Owen Pike: *The English and their origin* (London 1866) zu Gesicht gekommen, und ich hatte darin gelesen dass wir Deutschen doch ein recht unanständiges Volk wären, wenn auch nicht sowohl aus Verderbtheit als aus Unwissenheit, wozu Belege aus Goethe beigebracht waren. Die Engländer hingegen hätten mit den alten Griechen eine bewusste Sittsamkeit, wie so ziemlich alle Vorzüge des Leibes und der Seele gemein. Die Ueberzeugung welche man mir von früh auf eingeprägt hatte, dass die Deutschen alle Völker des Erdballs an Züchtigkeit überträfen, war dadurch erschüttert worden, und ich fühlte mich verstimmt. Der Strand von Rhyl tröstete mich. Er bot mir Gelegenheit die Leistungsfähigkeit der Engländerinnen im Sehen wie im Sehenlassen zu bewundern; zu Ersterem eignete sich der Molo vorzüglich. Wie zweckmässig ist auch die in England so beliebte Verlängerung der Kindheit! Hochaufgeschossene Mädchen welche anderswo beinah auf Bälle gehen würden, legen in den Dünen die wesentlichere Hälfte ihrer Kleidung ab und sind mit ihren jüngeren Brüdern bei kühnen Wasserbauten thätig. Es ist wohl möglich, Mr. Pike, dass das Anstandsgefühl Ihrer Griechen den Anblick von alledem ruhig ertragen haben würde; aber auch deren Schönheitsgefühl?

Das Wetter schlug um, als ich von Rhyl in das Innere des Landes nach Bala reiste. Von dem kymrischen Eden, dem Clwydthale sah ich vor Regen nichts. In Corwen musste ich einige Stunden verweilen, da der Anschluss den ich auf dieser Station erwartet hatte,

nicht stattfand. Ich suchte den Gasthof *Owen Glyndwr* auf, wo ich dem grimmen Sachsenfeinde dessen Namen er führte, zum Trotze nur englische Wirthsleute, eine englische Kellnerin und ein paar gelangweilt aussehende Engländer als Gäste traf. Meine kymrische Anrede wurde hier ebenso wenig verstanden wie dies mitten in Deutschland der Fall gewesen wäre; und weil ich behauptete, ich spräche besser und lieber Kymrisch als Englisch, so wurde ein kleines Mädchen aus dem Hof gerufen um mit mir eine Prüfung abzuhalten, deren Ausgang befriedigte. Nachdem ich recht gut zu Mittag gespeist hatte, begab ich mich auf einem angenehmen Wege nach einer nahen Anhöhe welche, wenn ich nicht irre, „Glyndwrs Sitz“ heisst, und welche mit einem künstlichen Steinhaufen geziert ist. Dieser oder wenigstens die Flaggenstange die er trägt, wurde, wie eine Inschrift andeutet, zum Andenken an die Hochzeit des Prinzen von Wales aufgerichtet. Die Aussicht von hier muss zeitweise recht schön sein; ich hatte keine andere als auf Nebel. Als ich abwärts wieder am Kirchhof vorbei kam, trat ich ein und besichtigte „Glyndwrs Schwert“, einen steinernen Pfeiler von eigenthümlicher Gestalt. Im Hintergrund des Kirchhofs liegt ein niederes Haus zur Aufnahme von sechs Pfarrerswitwen bestimmt; der Platz ist gut gewählt um sündige Wiederverheirathungsgedanken fernzuhalten. Von da begab ich mich nach der Station und harrte der Abfahrt. Ich war im Begriff mich in einen falschen Zug zu setzen, als mich ein Herr den ich nicht kannte, in kymrischer Sprache auf meinen Irrthum aufmerksam machte. Dann wandte er sich zu einem Dritten um und sagte auf Englisch: „Jener Herr ist ein Fremder,

er versteht kein Englisch, man muss Kymrisch mit ihm reden", erzielte aber durch diese Bemerkung, obgleich er sie wiederholte, nicht den geringsten Eindruck.

Von Corwen gelangte ich in kurzer Fahrt hierher nach Bala, wo ich einige Zeit zu bleiben gedenke. Mein nächster Brief soll von Bala handeln.

* * *

Meine Gewohnheit ist es mich über Orte an welchen ich zu verweilen gedenke, möglichst wenig zu unterrichten, damit ich immer den vollen Reiz der Neuheit koste. In Rom z. B. war es sehr angenehm dass Colosseum, Pantheon, Peterskirche ihre Schatten auf eine vollkommen weisse Tafel warfen. Da nun aber die Einbildungskraft es sich nicht verwehren lässt ihre luftigen Gebilde aufzuführen, so wird man bei diesem Verfahren zuweilen recht enttäuscht. Und enttäuscht wurde ich als ich nach Bala kam. Ich hatte so oft den Namen Bala aussprechen hören dass ich mir unwillkürlich eine Stadt von dem Umfang und dem Verkehr Caernarfons vorgestellt hatte. Statt dessen fand ich ein mehr als siebenmal kleineres Städtchen, eine breite, stille, keine zehn Minuten lange Strasse — bog man rechts oder links ein, war man bald im Freien. Balas Bedeutung ist eine geistige oder vielmehr geistliche — zwischen Beidem habe ich in Wales keinen Unterschied entdecken können. Es ist der eigentliche Mittelpunkt des kymrischen Nonkonformistenthums; wie wirkliche Burgen, zu Schutz und Trutz gegen die bischöfliche Kirche, schauen die Colleges der Methodisten und der Independenten von einer Anhöhe hernieder. Nie wird mein Fuss eine frömmere Stadt betreten als Bala.

Ich stieg im „Epheuhaus“ ab, einem mit Epheu überkleideten Haus am Südwestende der Stadt. Die für mich bestimmten Zimmer waren niedriger, weniger schmuck und theurer als die welche ich in Caernarfon inne gehabt hatte; aber ihr alterthümlicher Anstrich sagte mir eher zu als dass er mir missfiel. Auch blickte ich durch die engen Fensterchen nicht auf die langweilige Thomasstreet, wo ein Dutzend vollkommen gleicher Häuser nur durch ihre Nummern vor dem Verwechseltwerden geschützt sind, sondern auf einen kleinen wilden Garten, in welchem sich die Bohnen — sie sollten einen Hauptbestandtheil meiner Mahlzeiten bilden — sehr breit machten. Auch Litterarisches fand sich vor; in den Wandschränken war eine Menge von Büchern aufgestapelt, offenbar die hinterlassenen Pfänder Oxforder Studenten die sich hier mit Jagen, Fischen und Rudern vergnügt hatten. Die *Virgilian hours* des Rev. Valpy, wie so viele englische Bücher glücklicherweise ohne Jahreszahl, zeigten mir bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich die englische Philologie versteigen kann. Auf dem Tische lagen religiöse Schriften, darunter auch die Predigten von Moody. Ueber diesen Moody schalte ich ein Wort ein, da man seinen und Sankeys Namen in Wales auf Schritt und Tritt zu hören bekommt. Ich glaube, er wird immer nur jenseit des Kanals und jenseit des Oceans geniessbar bleiben; denn so fromm seine Absichten sein mögen, mit seiner Thätigkeit ist allzu viel Schaustellung, Reklame, ja Humbug verbunden. Ich blätterte in den Predigten, und manche Stelle erinnerte mich an Abraham a Sancta Clara; vor allem bemerkte ich jene auch bei so vielen unserer Prediger

herrschende Manier welche erst das Göttliche uns mit Händen greifen lässt, dann aber, sobald wir es fester anzufühlen, das Gleichniss auszuspinnen, Schlussfolgerungen zu ziehen wünschen, es aus unserem Bereich in unerkennbare Fernen entrückt. Die Herrin von Moodys Predigten und Valpys *Virgilian hours*, von den üppigen Bohnen und den wackeligen Stühlen, die Herrin auch über mein leibliches Wohlbefinden auf die nächsten vierzehn Tage war eine siebzigjährige, würdig aussehende Jungfrau, Miss Owen. Ueber ihre Frömmigkeit wurde mir rasch jeder Zweifel benommen, indem sie sich augenblicklich erkundigte welchen Gottesdienst ich am andern Tage zu besuchen gedächte — es war Samstag Abend — und erst eine Viertelstunde später ob ich noch an demselben Tag leibliche Nahrung zu geniessen wünschte. Es schien mir im Anfang als ob sie mich sammt meinem Kymrisch nicht in vollem Ernst nähme; indessen gewöhnte ich mich bald an ihre wunderliche Art. Sie erwies mir grosses Wohlwollen, aber desto weniger Ehrerbietung; im Ganzen behandelte sie mich etwa so als ob ich ein hoffnungsvoller Knabe und sie meine Gouvernante wäre. Bei jedem Bissen den ich in den Mund schob, fragte sie mich ob es mir schmeckte, und, wenn ich ausging, ob ich auch nicht mein Taschentuch vergessen hätte. Bald sah sie mich theilnehmend an und erklärte dass ich eine Erbin mit 10,000 Pfund jährlich bekommen müsste, bald stiess sie ein mattes, mitleidiges Lächeln hervor, bald schlug sie mich verweisend auf die Schulter, bald seufzte sie tief über meine Gottlosigkeit. Uebersetzte ich z. B. die heimische Redensart: „Heute regnet's aber Gassenjungen“ zur Sprachübung ins Kym-

rische, so richtete sie erst die Augen gen Himmel, wie um sich zu überzeugen ob nicht wirklich dergleichen sichtbar wäre, und bemerkte mir dann in bekümmertem Ton: „O, sagen Sie doch nicht so etwas!“ Und ich war noch so galant gewesen mich nicht auf gut Kymrisch auszudrücken: „Heute regnet's alte Weiber mit Stöcken“ (*hen wragedd â ffyn*). Etwas an mir was die gute alte Dame nie verwinden konnte, war mein breitkrämpiger Filzhut, der in seiner Unehrbarkeit allerdings mehr für Sonnino oder Subiaco als für Bala gepasst hätte. Aber was war zu machen? Meinen Cylinder hatte ich auf der Ueberfahrt als Kopfkissen benutzt. Dachte ich an meine Caernarfoner Sprachstudien bei Mrs. Prichard zurück, so kam es mir vor als ob ich jetzt in eine höhere Klasse versetzt wäre, als ob ich statt des Caesars den Tacitus läse. Meine Wirthin hörte nicht ganz gut und sprach daher etwas undeutlich; überdies vermischte sie in unberechenbarer Weise das Kymrische mit dem Englischen. Eines Morgens theilte sie mir mit: *Ffair yn y dref.* „Feuer (*fire*) in der Stadt!“ dachte ich, „das ist ja eine unerwartete Abwechselung“, und eilte rasch hinaus. Es war aber nur Viehmarkt (*ffair* = lat. *feria*), welcher die Eintönigkeit des Balaer Lebens kaum unterbrach; Miss Owen hatte gegen ihre Gewohnheit einmal drei echt kymrische Wörter hintereinander gesagt. Neben der bejahrten Norne welcher ich mein Schicksal anvertraut hatte, waltete eine sechzehnjährige Dienerin im Hause, flink, höflich, mit hellen Augen und heller Stimme. Die kleine Ellen zog die Mundwinkel eben so oft aufwärts als Miss Owen sie abwärts zog. Am ersten Morgen, als ich ihren munteren Gesang ver-

nahm, glaubte ich auf der Fährte romantischer Volkslieder zu sein; allein es ergab sich dass was sie zu singen pflegte, geistliche Lieder waren, von Sankey, dem Gefährten Moodys in Musik gesetzt. Ich habe die Sankey'schen Weisen öfters in Wales gehört, und sie gefallen mir wegen ihrer Lebhaftigkeit sehr gut; denn ich habe nie begreifen können warum Kirchenmusik durchaus in Trübsinn oder in Schlaf versetzen muss, ja meine Geschmacksverirrung geht so weit dass mir in den sogenannten Opernmelodien des katholischen Gottesdienstes das Tröstliche und Triumphierende der Religion besser wiedergegeben zu sein scheint als in den protestantischen Chorälen.

Miss Owen hatte nur die eine Abtheilung des Epheuhauses inne; die andere bewohnte mit seiner liebenswürdigen Gattin der Rev. John Peter, Lehrer am Independentencollege und Prediger. Dieses Ehepaar nahm sich meiner aufs angelegentlichste an, und ich brachte viele Stunden dort zu. Er besass ein reges Interesse für einheimische Sprache und Litteratur, das er auch schriftstellerisch bethätigte. Vor längerer Zeit hatte er Frankreich und Deutschland besucht. Auch die übrigen geistigen Spitzen Balas lernte ich zum grössten Theil kennen. Nicht zwar den Nestor der Independenten, den Rev. Robert Thomas (genannt Ap Vychan — er ist auch Dichter), obschon ich einen eigenen Empfehlungsbrief an ihn überbrachte, wohl aber den Nestor der Methodisten, den ersten Mann von Bala überhaupt, den Dr. Edwards, dessen Sohn der jungen Universität von Aberystwyth vorsteht. Die gesammelten Abhandlungen des Dr. Edwards füllen einen starken Band, und da sie in einem sehr klaren

und ungekünstelten Kymrisch geschrieben sind und einen deutlichen Einblick in das heutige Geistesleben der Kymren thun lassen, so möchte ich sie allen denjenigen zur Anfangslektüre empfehlen welche sich durch das Dornengebüsch der Grammatik hindurchgearbeitet haben. Sogar über Goethes Faust findet sich hier eine Studie mit Uebersetzung zahlreicher Stellen, und auch anderswo zeigt der Verfasser dass er das „ungläubige“ Deutschland ziemlich gut kennt. Ich sage „ziemlich gut“, nicht „gut genug“; denn wahrlich, beim Rev. Valpy! er hätte sonst schwerlich die deutsche Philologie gegenüber der englischen so herabgesetzt, schwerlich gemeint dass wir gegen einen Bentley nichts in die Wagschale zu werfen hätten. Ein anderer Bewohner des Methodistencolleges, Professor Ellis Edwards, ein nicht mehr ganz junger Junggeselle brachte mir viel Freundschaft entgegen; auch er kannte Deutschland aus eigener Anschauung, wenigstens jenen lieblichen Fleck welcher sich Heidelberg nennt. Im benachbarten Independentencollege besuchte ich den Professor Lewis und den Rev. Michael Jones, „den König von Patagonien“, welcher besonders die Auswanderung der Kymren nach Patagonien angeregt und gefördert hatte. Man dachte dort eine Art eigenen Staats zu gründen in welchem die Nonkonformisten der bischöflichen Kirche keinen Zehnten zu zahlen, und die kymrische Sprache ihr stolzes Haupt nicht vor der englischen zu beugen brauchte; aber die Ansiedler sind in Bedrängniss und Elend gerathen. Es liesse sich darüber ein langes, nicht uninteressantes Kapitel schreiben. Ferner gedenke ich des humoristischen Arztes Mr. Hughes, mit dem ich einmal über

Land gefahren bin. Unter den Studenten von Bala machte ich auch ein paar Bekanntschaften; eine alte von der Eisteddfod von Pwllheli traf ich unter ihnen wieder an, nämlich Caeronwy. Er stand vor Beendigung seiner Studien und fing schon an zu predigen; das war das Eine, zweitens dichtete er, und drittens war er ein Bewunderer weiblicher Schönheit. Ohne Vermittelung des Zweiten würde sich vielleicht das Erste und Dritte nicht ganz zusammenschicken; aber wenn man von „schwarzgeringelten Haaren", von „Lilien-", „Rosen-" und „Kirschenwangen", von „Augen [so!] wie Perlen" und „Augen wie Sternen", von „Küssen wie Honig" und anderen süssen Dingen zu singen hat, so thut man von Zeit zu Zeit gut sich davon zu überzeugen dass Alles in Wirklichkeit sich so verhält. Ich legte meinem Freund den homerischen Titel παρθενοπίπης bei, den er gar nicht übelnahm. Eben so wenig wird er mir es übelnehmen wenn ich sage dass er ein recht hübscher junger Mann war (hoffentlich auch noch ist), und wenn ich von ihm, ohne einen Absatz zu machen, auf das weibliche Geschlecht von Bala übergehe. Das heisst, nur ein Wörtchen will ich demselben widmen. Zufolge älteren Autoritäten, wie Pennant, Nicholson, Lord Littleton, Roscoe, zeichnet sich Bala durch hübsche Mädchen aus; zufolge meiner eigenen Autorität ist an der Sache etwas Wahres. Da waren z. B. ein paar schwarze ausdrucksvolle Augen. Eines Sonntags haben mich diese Augen — es ist eigentlich eine Sünde — in die Kirche gelockt; ja es ist eine doppelte Sünde, denn ich hatte das feierliche Gelübde gethan nie wieder einem kymrischen Gottesdienst beizuwohnen. Das endlose Gebet welches ein

Student hersagte, hielt ich noch aus, indem ich mich von Zeit zu Zeit durch einen Blick nach rechts tröstete. Auf den Prediger hatte ich grosse Hoffnung gesetzt; es war die dritte Predigt die er an jenem Tage hielt, und er ein alter Mann. Sollte er nicht vielleicht sanft und mild reden, so wie wir uns denken dass Christus zum Volke geredet hat? Allein wiederum begann jenes Geschrei welches für mich etwas Thierisches oder Teuflisches hat, und mein Ohr überredete, wenn auch mit einiger Mühe, mein Auge zur Flucht. Die Sonntagsschule jedoch besuchte ich aus freien Stücken, einmal die der Independenten und einmal die der Methodisten; bei der letzteren kam mir der Schluss sogar ungelegen, da er die Besprechung eines Bibelverses unterbrach der mir Anlass geben sollte zu erfragen wie die Methodisten gewisse unvereinbare Dinge miteinander vereinbaren.

Genug von den Menschen Balas! Es ist Zeit von der dortigen Natur zu reden. Zuerst muss ich des Regens gedenken. Vielleicht nehmen mir das die Balaer übel, indem sie meinen, der Regen sei nur ein Accidens ihres Städtchens. Dagegen berufe ich mich auf sämmtliche übrigen Nordkymren, bei welchen „Regenloch“ (*twll y gwlaw*) ein Euphemismus für Bala ist, und nicht minder auf meine eigene vierzehntägige Erfahrung. Ich will nicht behaupten dass es in dieser ganzen Zeit Gassenjungen oder alte Weiber geregnet hätte, es regnete öfters auch nur Stricke oder Bindfäden, ja es kam ein paar Mal vor dass ein koketter Sonnenstrahl mich auf einen hübschen freien Platz lockte, wo ich bis auf die Haut durchnässt wurde. Im Ganzen war also der Spruch recht zeitgemäss:

| | |
|---|---|
| *Mae 'n bwrw gwlaw allan,* | Draussen regnet's, |
| *Mae 'r hindda yn y ty,* | Im Haus ist schön Wetter, |
| *Mae Siani Caerfyrddin* | Jenny von Caerfyrddin |
| *Yn nyddu gwlan du.* | Spinnt schwarze Wolle. |

Vergleichenden Mythologen gebe ich auf herauszubekommen wer diese Jenny von Carmarthen ist; um ihnen das zu erleichtern, setze ich hinzu dass anderswo an ihre Stelle die Weiber von Tregaron (*merched Tregaron*) treten. Mein Sonnenschirm veränderte in Bala völlig seine Bestimmung, und da sein bläulicher Glanz mit der trüben Lokalfarbe im Widerstreit erschien, hielt ich es für nöthig den Kymren den Begriff *en-tout-cas* zu verdolmetschen, was in meinem zweiten Englyn geschah: „Sonnenschirm bist du an sonnigem Tag, Regenschirm, wenn das Wetter feucht ist — wie dieselbe Wange heiteres Lachen und schwere Thränen trägt.“ Abgesehen von dem Wasser welches der Himmel in seiner unerschöpflichen Huld Tag für Tag auf Bala herabgiesst, befindet sich neben dem Ort ein grosser langgestreckter Wasserbehälter, *Llyn Tegid*, der See der Schönheit, oder vielmehr der Ort befindet sich neben dem See, und sein Name *y Bala* bedeutet „der Ausfluss“. Von diesem See, dessen Name mich einer näheren Beschreibung überhebt, gehen merkwürdige Erzählungen um. So soll die Sündfluth dadurch entstanden sein dass ein fabelhaftes Thier, das Afanc — eine Art Krokodil — welches den See bewohnte, dessen Ufer durchbrochen habe. Die Triaden erzählen es, und es kommt mir schwer bei ihre Zuverlässigkeit in Zweifel zu ziehen. Daran wenigstens müssen wir festhalten dass die Sündfluth in der Gegend von Bala ihren Anfang genommen hat. Denn in der

Bibel steht dass Gott es vor der Sündfluth vierzig Tage und vierzig Nächte regnen liess, und wo in aller Welt hätte das geschehen können als hier? Auch würde ebenfalls hier die Sündfluth aufgehört haben wenn sich eine andere Nachricht bewährte dass *Tomen y Bala* (der Hügel von Bala) ein und dasselbe mit dem Berge Ararat sei. Allein diese Tomen am Nordostende der Stadt scheint eine künstliche Anlage zu sein (das zeigt schon der Ausdruck *tomen*), und ihre Höhe beträgt nur dreissig Fuss; wenn nun das Wasser der Sündfluth vom 17. Tage des 7. Monats 600 nach Noahs Geburt bis zum 27. Tag des 2. Monats 601 beständig und sichtbarlich fiel, so muss es weit mehr als dreissig Fuss gefallen sein. Ich hoffe diejenigen überzeugt zu haben welche auf die Bibel nicht minder als auf die vaterländischen Alterthümer halten. Andere Geschichten, wie die vom Kessel der Ceridwen, sind zu unglaubwürdig; ich behalte sie für mich. Nur eine wahrhaftige sei noch mitgetheilt. Ein Fremder geht einst über den zugefrorenen See. In Bala angekommen, fragt er was denn das für eine grosse Fläche sei die er durchmessen habe; als man ihm antwortet, das sei der See, so fällt er vor Schreck ob der überstandenen Gefahr todt zur Erde. Den Namen des Mannes habe ich vergessen; wenn ich nicht irre, war es ein Held von Arthurs Tafelrunde. An diesem wunderbaren See, der zu alledem noch eine untergegangene Stadt in seinem Schosse birgt, habe ich oft gestanden und habe den kleinen Wellenbergen zugeschaut wie sie, ganz den grossen Meereswogen ähnlich, heranrollten und sich zu meinen Füssen brachen. Nahe bei ihm, ein Viertelstündchen von Bala, liegt die Kirche von Llanycil,

wohin Bala eingepfarrt ist; auf dem Kirchhof, der schmucklos ist wie alle Kirchhöfe die ich in Wales gesehen habe, befindet sich das Grab des berühmten Charles von Bala, der auch ein steinernes Denkbild zu Bala hat. Er war einer der ersten und kräftigsten Förderer des Methodistenthums, gab ein biblisches Wörterbuch in kymrischer Sprache heraus (Miss Owen schenkte mir ihr Exemplar vor meiner Abreise), rief die englische Bibelgesellschaft mit ins Leben und that vieles andere Lobenswerthe. Geht man von Bala aus in entgegengesetzter Richtung an der Tomen und an der Grammarschool vorbei und über den trüben Tryweryn, so gelangt man in ziemlich derselben Zeit zur Kirche von Llanfor, die damals gerade sehr schön restauriert wurde. Im Vorhof nimmt man eine Inschrift aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wahr, welche schon manchen Leuten und auch mir vergebliches Kopfzerbrechen verursacht hat. Die Annahme dass sie die Grabschrift des alten Barden Llywarch Hen sei, lässt sich durch nichts begründen. Dilettanten bitte ich zu bemerken dass sie unter einer Inschrift eingemauert ist welche trotz ihrem recht alterthümlichen Eindruck aus dem Jahre 1500 stammt. Die sonstige Umgebung Balas ist anmuthig — wenn es nicht gerade regnet: Hügel und Ebene, mit üppigem Rasen und stattlichen Bäumen bedeckt. Im Süden jenseit des Sees zeigen sich stolze Bergkämme. Ein einziger unter den vierzehn Tagen war schön, und ich benutzte ihn zu einem Ausflug in Gesellschaft von Caeronwy und einem andern jungen Manne, der sich durch ein werthvolles Geschenk, die *Myvyrian Archaiology* bei mir in ein dauerndes Andenken setzte.

Wir wanderten zunächst nach der Heimath des Letzteren, nach Llanuwchllyn, einem Orte der, wie sein Name besagt, am oberen Ende des Sees liegt. Die schöne Strasse führte uns an einem Landhause Sir Watkin Wynns vorbei, das wir besichtigten. Viel zu besichtigen war eigentlich nicht da; wir blickten in ein Dutzend Schlafzimmer mit weissen, einladenden Betten hinein, an den Thüren staken noch die Visitenkarten der bedeutenden Persönlichkeiten welche hier im Sommer zum Besuch gewesen waren. Einen starken Gegensatz zu dem frischen, heiteren Glan-y-llyn bildete das eine Strecke davon entfernte Caergai, wo noch die Spuren alter Befestigungen sichtbar sind und wo einst Arthur bei seinem Pflegevater Cai Hir aufwuchs. Das ziemlich finstere Gebäude das jetzt an diesem Orte steht, stammt aus Cromwells Zeit; in der Mauer der Vorderseite entdeckten wir, zum Theil nicht ohne Mühe, viele Steine mit kymrischen Inschriften. In Llanuwchllyn machten wir Halt und wurden mit Speise und Trank erquickt; mir verehrte man ein paar warme Knieestrümpfe — auch Llanuwchllyn wird meinem Herzen ewig theuer sein. Hierauf rückten wir zum Marsche nach einem rauhen, düsteren Felsen aus auf welchem einst das Schloss Carn Dochan gestanden hatte. Wir begannen mit einem kleinen Steeplechase zu Fuss, kletterten über Einfriedigungen, sprangen über Bäche, patschten durch feuchte Wiesen; Caeronwy beständig mit dem Taschenbuch in der Hand, um Verse zur Begrüssung zweier jungen Schönen niederzuschreiben die wir unterwegs sehen sollten. Als wir dann in einer kleinen Farm rasteten und Milch tranken, las uns Caeronwy seine Verse vor, die sehr

begeistert waren, mir aber etwas von der holperigen Gangart angenommen zu haben schienen in welcher sich ihr Verfasser befunden hatte. Den Adressatinnen, deren Haus wir eine halbe Stunde später erreichten, konnten sie zunächst nicht vorgetragen werden; die eine liess sich nur widerwillig sehen, die andere gar nicht. Die Abwesenheit des Vaters, den wir unten am See getroffen hatten, mochte weniger daran schuld sein als die Unvollständigkeit ihrer Empfangstoilette oder Aehnliches. Wir klommen also den nackten Berg hinan, wobei ich wiederum die Fähigkeit der kymrischen Natur bewunderte auch an den abschüssigsten Stellen kleine Moräste anzubringen. Oben keine Erinnerungen einer romantischen Vergangenheit; aber ein schöner Ausblick in die gebirgige Landschaft. Beim Hinabsteigen gaben wir uns die grösste Mühe die Hälse zu brechen; wäre uns dies gelungen, so würden die Misses H. ihren ansehnlichen Vorrath von Pfannkuchen umsonst gebacken haben, und würden ihnen die Verse Caeronwys erspart worden sein, die er allerdings durch reichliche Prosa wieder gut zu machen suchte. Wir kehrten auf einem andern Wege nach Llanuwchllyn zurück, wo wir, ehe wir den Eisenbahnzug nach Bala benutzten, verschiedenen Honoratioren unsere Aufwartung machten, darunter auch, in der Kirche, einem alten Ritter aus dem 15. Jahrhundert, der uns aber ein sehr brummiges Gesicht schnitt als wir ihm ein angezündetes Schwefelhölzchen unter die Nase hielten. Dieser Tag war ein kleiner sonniger Punkt in einer breiten Einfassung von Regen. Sonst wurde es für jemanden der noch einige weltliche Neigungen besass, schwer die Zeit todtzuschlagen. Bala war zu fromm

um selbst diesen Todtschlag zu gestatten. Die kymrische Litteratur muthete mich allzu ernst und eintönig an, festzustellen ob auf der Seite nach Llanfor oder auf der nach Llanycil hin der Feuchtigkeitsniederschlag grösser wäre, das ermüdete auf die Dauer, und nicht jeden Tag konnte ich den weissen Kater meiner Wirthin seines halben Schnurrbarts berauben, um die Zuneigung seiner schönen Freundin auf die Probe zu stellen. Abends sass ich auf einem bequemen Lehnstuhl am Herdfeuer, sah zu wie Ellen Brodschnitte röstete, trank meinen Thee und las vor Zubettegehen ein Kapitel aus der Bibel vor. Miss Owen rühmte meinen Vortrag — ein Zeichen dass die Prediger noch nicht gänzlich den guten Geschmack zum Lande hinausgebrüllt hatten. An zwei Abenden liess ich mir Elfengeschichten erzählen, das eine Mal von einer Frau, das andere Mal von einem Manne. Die Frau verstand sich besser darauf gruselig zu machen, wobei ihr freilich der so ausdrucksvolle Strickstrumpf eine ganz besondere Hülfe gewährte; andrerseits besass der Mann den unleugbaren Vortheil mit eigenen Augen einen leibhaftigen Geist gesehen zu haben. Miss Owen sass im Hintergrund und lächelte, seufzte, schüttelte den Kopf über all die gottlose Thorheit.

Ein Fest wartete ich noch ab von dem ich oft hatte sprechen hören und bei dem ich auch alles sah was in und einige Meilen um Bala gehen und stehen konnte. Es war ein grosser Thee der den Kindern in der Schule gegeben wurde. Zuletzt sangen die Kinder, und zwar recht hübsch, und verschiedene Herren hielten Reden — eine Gelegenheit bei der in Wales keine Reden gehalten würden, ist undenkbar.

Nachdem ich, aus guten Gründen, meine Mitwirkung zu diesem Theil des Programms verweigert hatte, goss John Peter in seiner Rede so ganz nebenher einen vollen Eimer duftenden Lobes auf mein ahnungsloses Haupt aus, sodass ich mich gezwungen sah meiner Freude über so viele wohlerzogene Kinder Ausdruck zu leihen, wollte ich nicht in den Augen dieser und besonders einer niedlichen kleinen Blondine welche sich sehr über mich zu amüsieren schien, als Urbild überseeischer Unbeholfenheit dastehen. Bald nachher verliess ich Bala, der Regen blieb. Im letzten Augenblick empfing ich als Andenken von meinen gesammten kymrischen Freunden das grosse englisch-kymrische Wörterbuch von Silvan Evans in prächtigem Einband; auf dem Vorderblatt des ersten Bandes steht — zum Glück wiederum in kymrischer Sprache — ein Verzeichniss aller meiner Tugenden, vom Bürgermeister von Caernarfon eigenhändig beglaubigt. Ich hatte die Absicht gehabt mich noch an anderen Orten von Nordwales und auch in Südwales umzusehen, hauptsächlich nach Büchern und Handschriften; allein meine Zeit war um. Ohne Unterbrechung fuhr ich von Bala nach Frankfurt a. M. Besonderes nahm ich unterwegs kaum wahr. Zwischen Oxford und London sass ich neben einer Dame welche einen mit verschiedenen Schnäpsen gefüllten Korb öfters zu Rathe zog, bis ich ihr — die Kammerzofe bat mich darum, sie selbst konnte es nicht — Platz machen musste. Jedoch ist dies, wie ich höre, in England nichts Besonderes.

Sieben Wochen war ich in Wales gewesen. Was hatte ich da gethan, was da gelernt? Die ganze Zeit hatte ich verschlendert und verdehnt, bei den

Predigten hatte ich es nicht ausgehalten, zwanzig Bücher hatte ich angefangen und keines ausgelesen, ich hatte keine Ausflüge zu wissenschaftlichen Zwecken gemacht, ja, was mich am meisten peinigte, ich hatte keine einzige Handschrift abgeschrieben. So viele meiner Kollegen brachten von ihren Herbstreisen sauber bekritzelte Papierstösse mit, die gleich hätten in die Druckerei wandern können; was ich? eine welke Blume auf dem Hute der Miss Owens ganzer Abscheu war.

* * *

[1878.] Früher pflegte ein Philologe, wenn er sich einen vergnügten Sonntag machen wollte, eine gewisse dunkle und geräumige Höhle aufzusuchen, darin ein Feuer anzuzünden und sich an mitgebrachtem Getränk und den Ausdünstungen der Erde so zu berauschen dass er die wunderbarsten Gebilde vor sich erblickte. Man möge mich nicht missverstehen, ich spreche nicht im eigentlichen Sinne, sondern im übertragenen: ich meine mit der Höhle die keltische Sprachwissenschaft. An den wissenschaftlichen Orgien welche man auf keltischem Grund und Boden gefeiert hat, haben sich die ehrenwerthesten Männer betheiligt, die vielleicht dem was man gewöhnlich Orgien nennt, mit Abscheu aus dem Wege gegangen sind. Es lag die Keltomanie ebenso in der Luft wie ihrer Zeit die Potichomanie oder die Cricrimanie oder irgend eine andere Manie; nur hat sie viel länger gedauert und viel mehr Schweiss und Tinte gekostet. Mein Grossonkel Bridel, der Dechant von Montreux entschuldigte die allzu starke Vorliebe welche er in seinen

früheren Jahren für Herleitungen aus dem Keltischen gehegt hatte, später damit, zu seiner Zeit sei der Glaube allgemein gewesen, Adam habe Keltisch gesprochen. Was Wunders dass Jeder aus der linguistischen Erbschaft des Urvaters wenigstens die Fähigkeit des instinktmässigen Errathens gerettet zu haben sich einbildete! Jenem Unfug zu steuern, wurde vor einem Vierteljahrhundert die oberwähnte Höhle mit einem schönen und dauerhaften Thore — Zeuss' Grammatica Celtica — verschlossen, das sich nur mühsam in seinen Angeln bewegen lässt, und daher nur Wenigen den Eingang verstattet; neuerdings hat man noch einige starke Bohlen aufgenagelt und den Metallschmuck etwas poliert. Wollte Jemand eine Schlupfpforte darin anbringen, so wäre das vielleicht nicht so übel.

Wenn auch eines von den hervorstechendsten Merkmalen der Kelten von jeher das gewesen ist dass sie Keltisch reden, so blicken doch viele welche sich mit den Kelten beschäftigen, über die sprachliche Voraussetzung ganz hinweg. Die Einen rechnen zu den Kelten alles was je ein alter Schriftsteller in einem unbedachten Augenblick mit diesem Namen belegt hat; die Andern wissen von keltischen Schädeln zu erzählen, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern was einst in diesen Schädeln gesteckt hat; die Dritten rufen jedem Steinblock der sich eine etwas absonderliche Stellung herausgenommen hat, jedem Bronzestückchen das der Schoss der Erde ans Tageslicht bringt, einen keltischen Gruss zu. In Deutschland besonders ist die Neigung noch sehr lebendig alles was man sonst nicht unterbringen kann, unter das Keltische, wie in eine Rumpelkammer, zu werfen; und wo man

auch seinen Wohnsitz aufschlagen mag, es ist schwer den Kelten ganz aus dem Wege zu gehen. Dass hier in der grünen Steiermark einst Kelten hausten, unterliegt keinem Zweifel, und hier von ihnen zu hören freut mich; in Halle aber hatte ich geglaubt vor ihnen sicher zu sein. Da lese ich einst im Halleschen Tageblatt den gereimten Neujahrswunsch der Halloren an den Kaiser Wilhelm und finde darin folgende Verse:

„Deiner Jugend gleich Dein Alter!" Also wünscht zum neuen Jahr
Dir auch, vielbesungner Kaiser, Halles treue Keltenschaar.

Ich stutzte erst; dann wurde mir jedoch Eines klar. Oft hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen ob die Halloren deshalb so traurig aussähen weil sie täglich Leichen zum Kirchhof zu geleiten hätten, oder ob sie deshalb zu Leichenträgern verwendet würden weil sie so traurig aussähen. Nun musste ich mich für die letztere Annahme entscheiden; dieses Häuflein, durch die Sturmfluth der Völker von der grossen Menge seiner Stammesgenossen losgerissen, leidet an Heimweh, magert ab in Sehnsucht nach den fernen Gestaden des Oceans wo noch keltische Laute ertönen. Aber Scherz beiseite! Ich will nicht gerade die Möglichkeit bestreiten dass die Kelten, welche einen gewissen Sinn für landschaftliche Reize besessen zu haben scheinen, die Gegend hinlänglich angenehm fanden um sich daselbst niederzulassen, nur sollte man sich wegen des Namens *Halle* nicht auf das kymrische *hal* berufen. Zu jener Zeit in welcher ein Hallesches Keltenthum überhaupt sich denken lässt, sprachen die Kymren noch *sal*; der Uebergang des *s* in *h* ist bei ihnen verhältnissmässig jung.

Beiläufig gesagt, zeigt jene hallorische Dichtung deutlich wie leicht gelehrte Vermuthungen in Saft und Blut der Ungelehrten übergehen und nach einiger Zeit den Anschein wirklicher Volksüberlieferungen annehmen können, durch welche vielleicht endlich die Gelehrten selbst wieder getäuscht werden.

Nicht nur hängen diese verschiedenen Arten von keltischen Studien, die linguistischen, die geschichtlichen, die archäologischen, die kraniologischen untereinander noch allzu lose zusammen, sondern jede einzelne zieht zu wenig das was noch heute vom Keltenthum leibt und lebt, in ihren Gesichtskreis. Wie viel unzweifelhafte Keltenschädel hat man denn bisher untersucht? Und jene dicke Grammatik welche uns lehrt wie schwierig das Keltische (und auch wie schwierig das Lateinische) ist, beschäftigt sich vorzugsweise mit den alten Sprachen und nur nebenbei mit den heutigen. An sich zwar besitzen jene grössere Wichtigkeit als diese; aber der unendliche Vorzug dieser besteht darin dass sie der unmittelbaren Beobachtung zugänglich und daher bis in ihre feinsten Fasern erkennbar sind, während die schriftliche Ueberlieferung, abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, die Züge der Sprache kaum anders wiedergibt als die Maske die des Gesichtes. Zur Feststellung und Erklärung von sprachlichen Thatsachen welche der Vergangenheit angehören, bedürfen wir beständig des Lichtes welches uns die Gegenwart gewährt; daher zeigt auch die Sprachwissenschaft ganz neuerdings das Bestreben ihren Schwerpunkt in die lebenden Mundarten zu verlegen. Und ein entsprechendes Bestreben geht durch alle Wissenschaften. Der Satz: „Es ist Alles schon da gewesen unter der Sonne“,

bisher nur eine Ausrede für wenig erfindungsreiche Romanschreiber und Bühnendichter, ist nun zum Motto aller Forschung erhoben worden. Wie steht es mit jener Vergangenheit, von uns durch eine Fluth getrennt die wir nicht passieren können, beleuchtet von einer göttlichen Huld die wir verscherzt haben, durchwaltet von Kräften die erloschen sind, bevölkert von Wesen die wir nicht begreifen? Sie war ein Märchen und ist wie ein Traumbild zerronnen; wir haben erkannt wie feste Bande uns auch mit den entferntesten Zeiten verbinden, und dass wir die zerstreuten und erstarrten Zeugnisse der Vorwelt ergänzen und beleben können aus der ununterbrochenen, unerschöpflichen Fülle der Erscheinungen welche uns umgibt. Dünen, Gletscher, Vulkane helfen uns Vorstellungen von den ungeheuren Veränderungen gewinnen welche unserer Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt verliehen haben; wir bestimmen den Grad unserer Verwandtschaft mit jenen Riesengeschöpfen deren versteinerte Gerippe uns mit Staunen erfüllen; im klassischen Alterthum, das unsern Vätern als etwas so Eigenartiges vorkam, finden wir unsere Junker und Ultramontanen und Socialdemokraten, und wenn wir recht suchen, vielleicht auch unsere Nationalliberalen wieder. Aus alledem ziehe ich für unsern Fall die Lehre dass wer sich irgendwie mit den alten Kelten abgibt, auch den heutigen Kelten fest ins Auge sehen muss.

Es wäre hauptsächlich zu wünschen dass jene keltischen Gegenden, denen mehr der Charakter der Abgelegenheit aufgeprägt ist als dass sie wirklich sehr abgelegen wären, häufiger von auswärtigen Gelehrten besucht würden. Dieselben würden dort zahl-

reiche und unerwartete Anregungen empfangen und könnten wiederum die Bewohner zu lebhafterem Studium des eigenen Volksthums anregen. Auf welche Weise man am besten reist um Land und Leute kennen zu lernen, darüber gehen die Ansichten sehr auseinander. Es gibt Schriftsteller welche, nachdem sie in einem Lande vierundzwanzig Stunden auf der Eisenbahn hin- und hergerollt sind, in zwei oder drei Restaurationen gut gespeist und aus einer einflussreichen Persönlichkeit deren ganze politische und nationalökonomische Weisheit herausgelockt haben, in festen Zügen und mit frischen Farben uns ein Bild dieses Landes entwerfen. Sie thun, ich will nicht sagen, sehr weise, jedenfalls sehr schlau daran die Erstlinge ihres Geistes auch die Erstlinge ihrer Hand sein zu lassen; sie ersparen sich unendliche Zweifel und Schwierigkeiten. Manchmal kann man sich bei ihnen des Verdachtes nicht erwehren dass sie ein schon fertiges Manuskript auf die Reise mitgenommen haben, um einige an Ort und Stelle gepflückte Blumen — kleine Alibibeweise — hineinzustreuen. Die Gegenfüssler dieser Klasse von Reisenden sind diejenigen welche am Wanderstab ein Land kreuz und quer durchstreifen, kein Wetter scheuen, sich an jeden Tisch setzen und, der Landessprache wohl kundig, mit Jedem reden. Als Muster eines solchen Reisenden — und zwar hat er gerade auch Wales bereist — betrachte ich George Borrow; aber durchaus nicht als das Muster eines Reiseschriftstellers. Sein *Wild Wales* (3. Auflage, London 1872) ist etwas wilder als der Gegenstand es nothwendig macht. In keinem ähnlichen Buch über Wales wird sich reicherer und interessanterer

Stoff finden als in diesem; aber man bedauert dass er nicht in die Hände eines französischen Schriftstellers gefallen ist. Ich hörte in Wales dass Borrow von Zigeunern abstammte (er hat auch ein Buch über die spanischen Zigeuner geschrieben), und in der That besitzt er etwas Zigeunerisches; er ist allzu schrullenhaft und romantisch und entbehrt des geläuterten Geschmacks welchen man in der guten Gesellschaft findet. Das Buch ist um die Hälfte zu dick; besonders ermüdet die wörtliche Mittheilung aller Gespräche die der Verfasser mit Einheimischen gepflogen hat, und die sich zum grossen Theil ausserordentlich gleichen. Es ist nicht unmöglich dass Nichtphilologen *Wild Wales* überhaupt wenig geniessbar erscheint; Borrows Hauptaugenmerk ist auf die Sprache und Litteratur von Wales gerichtet, und in Beiden erweist er sich als tüchtiger Kenner. Wie mir aber aus Erfahrung bewusst ist, zwingt das Kymrische vermittelst geheimnissvoller Wirkung Jeden der es nur einigermassen radebrechen kann, sich dieser Kunst bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu rühmen, und Borrow thut hierin wirklich etwas zu viel. „Welch ein Segen ist es Kymrisch reden zu können!“ ruft er zu wiederholten Malen aus. Zuweilen hält er den Leuten, statt sie auszufragen, gelehrte Vorträge; um z. B. einer Frau zu zeigen dass er besser Kymrisch verstehe als sie, unterrichtet er sie, *eawg* bezeichne den Lachs im allgemeinen, *cemyw* den männlichen, *hwyfell* den weiblichen. Für die kymrischen Dichter hegt er eine überschwängliche Begeisterung; er verehrt ihre Reliquien wie ein frommer Katholik die Reliquien der Heiligen. So kniet er vor einem Baum nieder unter welchem

„möglicherweise“ sich das Grab Dafydd ab Gwilyms befindet, und küsst die Wurzeln. Seinen eigenen Landsleuten ist er nicht besonders hold; auf dem Gipfel des Snowdon bemerkt er einem Kymren der ihn für einen Bretonen hält: „Ich schäme mich zu sagen dass ich ein Engländer bin“, und wo es geht, stellt er die *simple-minded, genuine Welsh* den *coarse-hearted, sensual, selfish Saxons* gegenüber. Dabei bekennt er sich aber als einen eifrigen Anhänger der englischen Staatskirche; seine Zuversicht betreffs der allmählichen Ausbreitung derselben in Wales scheint mir, nach dem was ich wahrgenommen habe, wenig begründet. Um es kurz zu sagen, es lässt sich aus Borrows Buch sehr viel lernen; ich möchte es aber nur denen empfehlen welche mit Wales und seinen Bewohnern schon einigermassen vertraut sind.

Ich meinerseits wollte und konnte nicht reisen wie Borrow; während sieben Wochen habe ich mich nur an drei Orten in Wales aufgehalten. Hiezu nehme man mein starkes Bedürfniss und meine leidliche Fähigkeit mich überall rasch einzuleben, wobei ja alles Fremdartige an Auffälligkeit verlieren muss, und man wird gestehen dass von keinem Besucher des Landes sich Nachrichten darüber weniger erwarten lassen als von mir. Da ich nun aber doch fühle dass an den Schluss dieser keltischen Briefe einige allgemeine Bemerkungen ebenso gehören wie die Moral an den Schluss einer Fabel, so werde ich versuchen diesem Erforderniss Genüge zu leisten; freilich laufe ich Gefahr Steine statt des Brots darzubieten.

Ueber die Leibesbeschaffenheit der Kymren getraue ich mir um so weniger mich zu äussern als ich über

die Schädelform und die Hautfarbe der Kelten Dinge gelesen welche mich etwas in Verwirrung gesetzt haben. Im ganzen wird man sich den Unterschied zwischen Engländern und Kymren nicht allzu gross vorstellen dürfen; ich selbst habe in Wales viele jener Gesichter gesehen in welchen auf dem Festland Jeder sofort den englischen Typus erkennt. Aber diese festländischen Vorstellungen langen zu einer näheren Vergleichung nicht zu; das ergibt sich schon daraus dass ihnen zufolge die Mehrzahl der Engländer blond ist, während statistischen Zählungen zufolge in London unter 6000 Personen jedes Alters und Geschlechtes 4500 mit schwarzem und braunem Haare sich befinden, und annähernd dasselbe Verhältniss auch im Norden Englands besteht. Bei den Kymren, die ich früher, ich weiss nicht warum, für vorwiegend hell gehalten hatte, scheint mir das dunkle Element noch stärker vertreten zu sein. Die Frauen haben im allgemeinen feine, angenehme und seelenvolle Gesichter; nur verwunderte ich mich mit Bedauern wie viele von den jüngeren durch starke Zahnlücken entstellt sind. Eine doppelte Frage drängte sich mir dabei auf. Sind hier die Zähne besonders schädlichen Einflüssen — ich dachte an das Trinken heissen Thees — ausgesetzt? Und sollte es etwa mit gewissen religiösen Grundsätzen zusammenhängen dass auch hübsche junge Mädchen sich keine falschen Zähne einsetzen lassen? Die grossen Füsse sind ein Gemeingut aller Brittinnen; dass es in Wales auch kleine gibt, bezweifle ich nicht, denn Ceiriog sagt in seiner reizenden Dichtung „Myfanwy Vychan“:

Der Eine liebt 'nen kleinen Fuss,

und Gleiches ist für England durch eine Ballade bezeugt in der es heisst:

*Her feet beneath her petticoat*
*Little, little mice stole in and out,*
*As if they feared the light.*

Ich entsinne mich gelesen zu haben dass die Irländerinnen ebenso wie die Spanierinnen, denen sie ja auch im Temperament gleichen sollen, kleine Füsse zu besitzen pflegen. Ist das wahr? Die Sache verdiente untersucht zu werden; denn wenn man sagt: *ex ungue leonem*, warum sollte man nicht sagen: *ex pede feminam*?

Um den Charakter eines Volkes beurtheilen zu können, muss man viele Jahre unter diesem gelebt haben. Den der Kymren zu beurtheilen, ist gerade deshalb so schwer weil es auf den ersten Blick so leicht scheint. Indem die strenge religiöse Zucht die Verschiedenheit der Individuen weit weniger hervortreten lässt als dies anderswo der Fall ist, hält sie zugleich gewisse gemeinsame, also altnationale Anlagen und Neigungen darnieder, ohne sie ganz zu ersticken, sodass sie gelegentlich wieder hervorbrechen. Ich denke, es käme vor allem darauf an die schwachen Seiten der respektablen Leute zu studieren und die guten Seiten der verirrten Schafe. Es bleibt mir nichts übrig als auf eine Abhandlung von William Jones über den kymrischen Nationalcharakter zu verweisen welche 1840 auf der Eisteddfod von Liverpool den Preis erhielt und dann sowohl in kymrischer als in englischer Sprache gedruckt wurde. Auch in Wales besteht übrigens ein Gegensatz zwischen Norden und Süden, und auch hier, obwohl die Verschiedenheit des

Klimas kaum in Betracht kommen kann, sind die Südländer wärmer, lebhafter, im Guten wie im Bösen erregbarer. Dieser Gegensatz scheint sich sogar stellenweise zu wirklicher Feindseligkeit zuzuspitzen; wenigstens erzählt Borrow wie er hinter der Ystwythbrücke von einem Haufen junger Männer und Frauen für einen Nordkymren gehalten und deshalb aufs äusserste verhöhnt wurde.

Wales besitzt noch viele alte Ueberlieferungen in Wort, Glaube und Brauch; aber da die meisten einen etwas heidnischen Beigeschmack haben, so kommt man mehr und mehr dahin sie als dem Weizen des Himmelreichs gefährlich und schädlich anzusehen. Darf ich den frommen Schnittern mit den Worten der Schrift zurufen: „Sammlet zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein“? — „dass man es verbrenne“, ist nicht nöthig, wir Fremden werden es euch schon abnehmen. Manches ist allerdings schon geschehen, so mache ich besonders auf die Sammlung: *Cymru fu. Wrexham 1862*, aufmerksam. Eine einzige Probe kymrischer Volkssitte möchte ich hier vorlegen. In dem eben angeführten Buche wird der *pwyddion* (besser *pwython*) gedacht, einer eigenthümlichen Art von Hochzeitsgaben, welche von Darlehen in Geld sich nicht sehr unterscheiden; den nur noch in einzelnen Gegenden lebenden Gebrauch der Pwython wird folgende gedruckte Einladung welche mir ganz zufällig in die Hände kam, erläutern.

„King's Head Inn, Llanbedr. 2. Dec. 1875.

Liebe Freunde!

Da wir beabsichtigen uns in den Ehestand zu begeben, so beabsichtigen wir ferner bei dieser Gelegenheit eine *neithior* [Fest nach der Hochzeit, bei

dem die Geschenke dargebracht werden] zu halten, Mittwoch den 22. Dec. 1875, im Haus der Brautmutter, welches King's Head Inn, Llanbedr, heisst, zu welcher Zeit und an welchem Orte Euch zu sehen wir uns sehr freuen werden, und welche Gaben es Euch immer belieben wird darzubringen, sie werden dankbar angenommen und bereitwillig zurückerstattet werden, wann immer bei einer gleichen Veranlassung darum ersucht werden wird.

Euere gehorsamen Diener
John Jones,
Mary Davies.

Der Bräutigam ersucht, man möge alle ihm geschuldeten Pwython ihm an dem bezeichneten Tage zurückerstatten, und er wird mit seinem Vater David Jones, Bryn, Llanfair, seinen Brüdern und seinen Schwestern, seinem Oheim und seiner Tante Stephen und Margaret Davies, Tanyfforest, für alle anderweitigen Gaben dankbar sein.

Es ersucht auch die Braut, mit ihrer Mutter Eleanor Davies, die ihnen geschuldeten Pwython, zusammen mit den Pwython ihres seligen Vaters David Davies, ihnen an dem bezeichneten Tage zurückzuerstatten, und sie werden zusammen mit ihrem Bruder ..... für alle anderweitigen Gaben dankbar sein."

Nur eines von allen volksthümlichen Dingen liegt den Nonkonformisten sehr am Herzen, und sie thun Alles um es zu erhalten und zu kräftigen, nämlich die Muttersprache. Warme Anhänglichkeit an dieselbe findet sich natürlich auch bei den Staatskirchlern, aber bei den Anderen wird sie durch das religiöse Interesse

zum Prinzip erhoben, sodass von den beiden grossen Einrichtungen die ich in meinen beiden ersten Briefen besprochen habe, die geistliche, die Sassiwns, in Bezug auf die Sprache noch kymrischer ist als die weltliche, die Eisteddfode. Ueber das Verhältniss des Kymrischen zum Englischen, sowohl wie es heutzutage besteht, als wie es sich im Laufe der Zeit verändert hat, vermag ich durchaus keine Angaben zu machen. So viel ich weiss, verschiebt sich die geographische Grenze schon seit lange in westlicher Richtung. In Wales selbst verbreitet sich die Kenntniss des Englischen mehr und mehr, und doch ist auch das Kymrische, mindestens seit einem halben Jahrhundert, fortwährend erstarkt. Diese beiden Thatsachen widersprechen sich nicht. Die erstere bedeutet nicht dass die Zahl der nur Englisch Redenden, sondern dass die Zahl der Zweisprachigen zunimmt und die der nur Kymrisch Redenden abnimmt (im Jahre 1840 waren die ganz ungefähren Zahlen für diese drei Klassen: 100,000 — 400,000 — 400,000; welche Zahlen gelten heute?). Das Kymrische kommt freilich bei der Zunahme der Zweisprachigen nicht in Betracht; selten versucht ein Engländer es zu lernen, und noch seltener bringt es einer so weit wie der gelehrte Bischof Thirlwall. Während es aber im philosophischen, weltbürgerlichen Jahrhundert mit raschen Schritten dem Untergang zuzueilen schien, begann es in diesem Jahrhundert seine Stellung zu befestigen, und der Anlass dazu ist wohl hauptsächlich in der religiösen Bewegung zu suchen. Bald belebte sich auch die Theilnahme an litterarischen Bestrebungen und befindet sich noch immer im Wachsen; am besten, gleichwie an einer Wassermarke, lässt sich dieses an der Zahl der

Eisteddfode messen. Zu der gesteigerten Lust in kymrischer Sprache zu dichten, trug auch die gesteigerte Aufmerksamkeit bei welche man den alten Dichtern und überhaupt den Alterthümern des Landes zollte; wir sehen hier wie anderswo Litteratur und Philologie in lebendiger Wechselbeziehung. 1801 erschien die *Myvyrian Archaiology*; 1803 Owen Pughes kymrisch-englisches Wörterbuch (zweite, empfehlenswertheste Ausgabe von 1832; dritte von 1870). Seit ersterem Werke hat die kritische Herausgabe der Texte unter den Kymren keine allzu grossen Fortschritte gemacht; die neue Ausgabe desselben (von 1870), sowie die Dafydd ab Gwilyms (von 1873; erste von 1789) stehen sogar wegen Mangels einer ganz äusserlichen Sorgfalt hinter den ursprünglichen zurück. In noch schlimmerer Lage aber befinden sich die linguistischen Studien. Die grosse Liebe welche die Kymren zu ihrer Sprache hegen, hat deren wissenschaftlicher Erforschung mehr geschadet als genützt. Man hat das Alter und den Werth der eigenen Sprache um so mehr überschätzt je weniger man, vom Englischen abgesehen, mit anderen lebenden Sprachen vertraut war, und die unbeschränkte Bibelgläubigkeit hat ihrerseits nicht wenig die Entfaltung jener wunderlichen Ansichten gefördert von denen ich schon in meinem dritten Brief eine Probe geliefert habe. Es ist höchst erbaulich zu sehen wie Owen Pughe alle Wörter, als wären es Holzblöcke, rücksichtslos bis zu den „Urwörtern" auseinanderspaltet. So ist ihm zufolge *prophwyd* (= *propheta*) zunächst aus *pro* (*that is counter*) und *pwyd* (*the act of putting by*) zusammengesetzt; *pro* wiederum aus *py* (*that is inward*) und *rho* (*that is extended from*), *pwyd* aus *pwy* (*in a*

*past state*) und *d*, *pwy* endlich aus *pw* (*that tends to push*) und *y*. In neuerer Zeit hat sich zwar dieser Nebel mehr und mehr gelichtet, und es gibt eine Reihe kymrischer Gelehrten denen man gewiss nicht nachsagen kann dass sie in irgend einem Zusammenhange mit jener alten träumerischen Schule stehen; allein Positives ist auf sprachlichem Gebiet immer noch sehr wenig geleistet worden. Die Vergleichung der keltischen Idiome untereinander, welche von E. Llwyd vor 170 Jahren in so glücklicher Weise angebahnt worden war, wird noch keineswegs in weiteren Kreisen als die unerlässliche Vorbedingung für das wirklich gründliche Studium des Kymrischen erachtet, und jene *Grammatica Celtica* auf welche wir Deutschen so stolz sind, ist in Wales wenig bekannt und wird noch weniger gelesen. Es scheint dass bei einem so abgeschlossenen Lande wie Wales erst der persönliche Verkehr den litterarischen hebt und fördert, dass hier die Wissenschaft ebenso der Sendboten bedarf wie sonst der Glaube. Als einen solchen Sendboten möchte ich meinen Freund von Rhyl, John Rhys bezeichnen, welcher kürzlich zum Professor der keltischen Sprachen und Litteraturen an der Oxforder Universität ernannt wurde. Durch Wort und Schrift (im vorigen Jahr erschienen von ihm *Lectures on Welsh Philology*) wird er ohne Zweifel das Verständniss für die Sprachwissenschaft unter seinen Landsleuten verbreiten helfen, und mit der Zeit wird man wohl von solchen Eisteddfodpreisaufgaben zurückkommen wie der „über den Ursprung und das Wachsthum der kymrischen Sprache“ welche man für die Eisteddfod von Wrexham 1876 ausgeschrieben hatte. Vornehmlich wäre die Aufmerksamkeit auf das

Studium der kymrischen Mundarten hinzulenken, über die wir bis jetzt nur ein paar ungenügende, zerstreute Mittheilungen besitzen. Und doch ist die Verschiedenheit dieser Mundarten eine beträchtlichere als man gewöhnlich meint; zwei ungebildete Männer, der eine von der Insel Mon, der andere aus der Grafschaft Glamorganshire, verstehen sich nur mit Mühe.

Von der Stellung welche das Kymrische gegenwärtig einnimmt, gewinnt der Fremde in dem Umfange der periodischen Litteratur ein leidliches Spiegelbild. An kymrischen Zeitungen erscheinen (oder erschienen doch im Herbst 1875) vierzehn, aber alle, mit einer Ausnahme, wöchentlich nur einmal. Davon kommen auf Amerika drei (früher gab es, wenn ich nicht irre, auch in Australien eine):

*Baner America* (das Banner von Amerika), Scranton, PA.

*Y Drych* (der Spiegel), Utica, N.Y.

*Y Wasg* (die Presse), Pittsburgh.

Die übrigen auf Wales:

*Baner ac Amserau Cymru* (das Banner und die Zeiten von Wales), Dinbych (wöch. zweimal).

*Yr Herald Cymraeg* (der kymrische Bote), Caernarfon.

*Y Dywysogaeth* (das Fürstenthum), Rhyl (staatskirchlich).

*Y Gwladgarwr* (der Patriot), Aberdar.

*Y Fellten* (der Blitz), Merthyr Tydfil.

*Llais y Wlad* (die Stimme des Landes), Bangor (staatskirchlich).

*Seren Cymru* (der Stern von Wales), Caerfyrddin.

*Tarian y Gweithiwr* (der Schild des Arbeiters), Aberdar.

*Y Dydd* (der Tag), Dolgellau.

*Y Goleuad* (das Licht), Dolgellau.

*Y Tyst a'r Dydd* (der Zeuge und der Tag), Merthyr Tydfil.

Die meisten von allen diesen Zeitungen haben grosses Format, und die Auflage einiger ist eine sehr starke. Blättern wir ein wenig in ihnen herum! Das rein Politische, auch wo es in Form von Leitartikeln aufgetischt wird, übt schwerlich eine grosse Anziehungskraft auf uns aus; wir wundern uns höchstens dass manchmal gegen die einfachsten Regeln des Byzantinismus verstossen wird, ohne dass dies etwa ein achtmonatliches einsames Nachdenken, wie in civilisierteren Ländern, zur Folge hätte. Der meiste Raum ist den lokalen Interessen gewidmet. Wir werden hier die bunte Mannigfaltigkeit von Nachrichten an welche uns unsere Zeitungen gewöhnt haben, vermissen; Militärisches, Ordensverleihungen, Theaterangelegenheiten, pikante Geschichten, alles das fällt ganz weg. Neue Toiletten scheinen nicht nach Wales zu dringen und ebenso wenig neuer Sport, er müsste denn unendlich harmloser Natur sein. So sind allerdings vor kurzem die *spelling-bees* über den Severn geflogen. Ich habe einen recht interessanten Bericht über einen solchen orthographischen Wettkampf gelesen, bei dem auch das Kymrische an die Reihe kam. Es wurden da zwei Bewerber erst von der Bühne herabgewiesen, weil sie *einion* statt *eingion* und *huddugl* statt *huddygl* buchstabierten, und dann, nachdem sie das Vorhandensein auch ihrer Schreibweisen aus Cynddelws Wörter-

buch nachgewiesen hatten, unter grossem Jubel wieder zugelassen. Unter verschiedenen Wörtern welche im Munde des Volkes eine verderbte Aussprache haben, wie *ewyrth* für *ewythr*, *chwiaden* für *hwyaden*, wurde *dalan poethion* (für *danadl poethion*, Nesseln) von Keinem richtig geschrieben. Der erste Preis betrug 2 Pf. 10 Sh.; ein Buchhalter gewann ihn. Bei einem solchen besonderen Fall haben wir nichts gegen Ausführlichkeit einzuwenden; anderswo aber wirkt sie ermüdend, besonders wenn sie fast nur in der Mittheilung von Namen und ganz äusserlichen Umständen besteht. Geradezu Unglaubliches wird in dieser Beziehung geleistet. Irgend jemand der ein ausgezeichnetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist oder zu werden verspricht, tritt in die Volljährigkeit oder in den Stand der heiligen Ehe ein, oder begeht sonst ein freudiges Ereigniss; der Berichterstatter entschuldigt sich dass er darüber wegen Mangels an Raum nicht so ausführlich sprechen könne wie er wünschte; er müsse sich damit begnügen die Namen der Personen aufzuzählen welche ihre Theilnahme durch das Flaggen ihrer Wohnungen ausgedrückt haben, und nun folgen nach Strassen geordnet 100 oder 200 Jones, Edwards und Richards, Richards, Edwards und Jones. Man befindet sich hierzuland wie in einem jener Rhyler Glaskästen; Alles wird der Oeffentlichkeit preisgegeben. Dass das mit allem Schlimmen geschieht, das mag der allgemeinen Sittlichkeit förderlich sein; dass es aber auch mit allem Guten und so vielem Gleichgültigen geschieht, das scheint mir das Laster der tugendhaften Menschen, die Selbstgefälligkeit sehr zu fördern. Eine Rubrik zu der sich niemand drängt, und die doch ziemlich bevölkert

ist, betitelt sich „Trunkenheit“. Die Trunkenheit wird bestraft; allein das Schwierige ist sie festzustellen. Die über einen Fall verhörten Zeugen widersprechen sich oft; auch kann der Angeklagte leicht eine Ausrede finden. So sagte z. B. ein Steinbrecher dass Seinesgleichen, sobald sie die Wächter des Gesetzes erblickten, sich betrunken zu stellen liebten. Und wem verschlägt das etwas wenn ich zu meinem Vergnügen auf der Strasse etwas hin- und herwanke? Wird jemand in Mitleidenschaft gezogen, dann ist es etwas Anderes. So mag das Gesetz den Raub von Küssen bestrafen; es ist doppelt schlecht etwas zu rauben was man sich auf ehrliche Weise verdienen kann. Immerhin dünkt es mich etwas hart wegen fünf bis sechs der Tochter eines Eisenhändlers geraubter Küsse zu zwei Monaten Gefängniss mit schwerer Arbeit und zu den Kosten verurtheilt zu werden. Ich glaube, selbst der liebeskränkeste Troubadour hätte für dergleichen Kleinigkeiten keinen viel höheren Preis geboten. Ein von dem genannten weit abliegendes Verbrechen meldet folgender Artikel: „Towyn Meirionydd. Der Tag des Herrn wird in diesem lieblichen Badeort in mancher Art und Weise entheiligt, und zuweilen bedient sich der ‚Fürst dieser Welt‘ eines und des anderen seiner treuesten Diener als Mittels um eine neue Form der Sabbathschändung aufzubringen. Einer der Frauen welche einst Ihm angehörten, verdankt der Herrscher der Finsterniss die allerneueste Form dieser Sünde, welche darin besteht am Sabbath durch die einzelnen Strassen unseres Ortes zu gehen und den Bewohnern Portionen Milch zu verkaufen ganz so wie an einem Werkeltage. Die fromme (?) Frau welche weltlich genug ist sich

eine solche Kühnheit am Sabbath zu erlauben, lasse sich warnen; wo nicht, so werden wir wegen dieses Vergehens gegen Moral und Religion weitere Schritte thun.“ Anderswo jammert Einer darüber, er habe an einem öffentlichen Ort ein solches Fluchen vernommen dass binnen kurzem die Stadt von dem Schicksal Sodoms und Gomorrhas ereilt werden müsse. Jede Zeitungsnummer ist von derartigen Klagen, Warnungen und Befürchtungen durchstreut, welche in dem Satze gipfeln, die Sittlichkeit der Kymren sei in rascher Abnahme begriffen. Ist das wahr? Nach allem was ich über frühere Verhältnisse gehört habe, muss gerade das Gegentheil wahr sein; verschiedene Unsitten haben erwiesenermassen aufgehört oder sind ihrem Ende nahe, so das unserem oberdeutschen Hengert- oder Fensterngehen verwandte *caru ar y gwely* (auf dem Bette lieben), welches aber noch auf dem kymrischen Muttereiland, auf Mon ziemlich im Schwang sein soll. Ob auch die Zahl der unehelichen Geburten in Wales zurückgeht, weiss ich nicht; nur so viel dass sie noch neuerdings eine weit beträchtlichere ist als diejenigen erwarten werden welche in diesem Zweige der Statistik einen Massstab für die allgemeine Sittlichkeit zu finden glauben. Trotz alledem erklärt sich jene pessimistische Behauptung recht wohl. Der puritanische Geist welcher besonders im Methodistenthum lebendig ist, zieht die Grenzen des Erlaubten immer enger, und indem nicht Alle dieser Bewegung folgen oder nicht mit entsprechender Raschheit folgen, muss es den Anschein gewinnen als ob die Zahl der unerlaubten Handlungen sich vermehre. Und wenn man gleichgültige Dinge zu verdammenswerthen stempelt und respektable Leute

in schlechte Gesellschaft verstösst, wird man es schliesslich in der That dahin bringen dass die Einen wie die Anderen ihren Charakter ins Schlimme verändern. War denn Wales ein so gottloses Land als man daselbst noch tanzte und spielte, als bei jeder festlichen Gelegenheit der Becher fröhlich die Runde machte, und auch der Sonntag den weltlichen Freuden noch nicht ganz verschlossen war? Ich will nicht sagen dass es sehr rathsam wäre jenen Spruch, ich weiss nicht welches alten Barden: *Ni fu ddoeth a yfo ddwr* (nicht war klug wer Wasser trank) an allen Strassenecken anzuschlagen. Die Gefahren des Trinkens sind heutzutage, vornehmlich in England, wegen des riesig angewachsenen Proletariats ganz andere als früher, und der Anblick einer ganzen Strasse mit betrunkenen Männern, Frauen und Kindern würde Jedem begreiflich machen warum man mit allen Mitteln der Trunksucht zu Leibe geht. Aber wird das tägliche Glas Wein welches sich der Arzt oder der Prediger versagt, selbst wenn es seinem Körper dienlich sein sollte, auch nur einen Tropfen Branntwein dem Munde des Arbeiters abkaufen? Das Nichttrinken soll ansteckend wirken; allein man bedenkt nicht wie schwierig gerade die plötzliche Bekehrung eines Trunkenboldes zu einem Temperänzler ist, wie wenig Aussicht auf Nachhaltigkeit sie bietet, und wie sehr, wenn die Aerzte Recht haben, die Gesundheit dadurch gefährdet wird. Weit weniger lässt es sich entschuldigen wenn man in anderen Fällen, wo kein solches Schreckgespenst sich zeigt, bis zum Aeussersten geht. Die Sonntagsheiligung wie sie bis jetzt geübt worden ist, scheint mir schon einigermassen mit Matthäus XII. im Widerspruch zu stehen; nichts-

destoweniger glauben die Vorkämpfer, es sei noch nicht genug. Während meiner Anwesenheit in Wales wurden die Gemüther dadurch beunruhigt dass gewisse Prediger das Spazierengehen am Sonntag als Sünde bezeichneten; wahrlich, da läuft's Gefahr dass das Sprichwort sich bewähre: „Allzu scharf macht schartig." *Ni dda rhy o ddim,* ihr Kymren! Doch indem ich auf den alten Blättern die ich durchfliege, die eifernden Stimmen meiner kymrischen Freunde zu vernehmen glaube, gerathe ich selbst ins Eifern und vergesse ganz wovon ich reden soll. Wenn die Zeitungen mit Rügen und Anklagen angefüllt sind, so fehlt es auch nicht an Erwiderungen. Die Polemiken machen sich sehr breit und schleppen sich bei der schwerfälligen Kampfesweise oft unendlich lange hin. Indessen darf man nicht denken dass Alles und Jedes mit dem feierlichsten Ernste behandelt wird; der Humor der schon in einem und dem anderen Bericht anklingt, entfaltet sich sogar in eigenen Artikeln. Mir fallen da besonders die von Mynyddog ein welche überschrieben sind „Irgendwo" und unterzeichnet „Irgendwer". Das im vorigen Jahr erfolgte Ableben dieses Schriftstellers beklage ich um so mehr als das Land wenige gleichartige Talente besitzt; ich hatte mich auf der Eisteddfod von Pwllheli davon überzeugen können wie er auf das kymrische Zwerchfell zu wirken verstand. Von allem was sich sonst noch in den Zeitungen findet, verdienen nur zwei stehende Rubriken Erwähnung: die eine welche „Dichtung" betitelt ist, als solche — es werden uns hier Gerichte aller Art vorgesetzt —, die andere welche das Civilstandsregister bietet, deshalb weil dies so umständlich gehalten ist, insbesondere

die Todesanzeigen mit kirchlichen Wohlverhaltenszeugnissen und dichterischen Nachrufen geschmückt zu sein pflegen. Der Inseratentheil ist sehr reichhaltig; aber die duftigen und aufregenden Korrespondenzen unserer Blätter fehlen. Im ganzen lässt sich aus den kymrischen Zeitungen eine so deutliche Vorstellung von dem Charakter und dem Leben des Volkes gewinnen wie kaum aus den Zeitungen irgendeines anderen Landes; deshalb habe ich mich etwas länger bei ihnen aufgehalten.

Ueber die monatlichen und vierteljährlichen Zeitschriften möge eine um so kürzere Nachricht folgen. Es gibt deren eine grosse Menge, so *Y Traethodydd* (der Essayist), *Y Beirniad* (der Richter), *Y Dysgedydd* (der Lehrer), *Y Diwygiwr* (der Reformator), *Yr Ymofynydd* (der Forscher), *Yr Eglwysydd* (der Staatskirchler), *Y Cymrodor* (der Genosse, zu London; wenn ich nicht irre, mit besonderer Berücksichtigung kymrischer Alterthumskunde), *Y Cylchgrawn Cymraeg* (das kymrische Magazin), *Y Winllan* (der Weingarten), *Yr Haul* (die Sonne), *Y Cronicl* (die Chronik), *Y Drysorfa* (die Schatzkammer), *Y Greal* (der Graal), *Dysgedydd y Plant* (der Lehrer der Kinder), *Trysorfa y Plant* (die Schatzkammer der Kinder), *Y Temlydd Cymraeg* (der kymrische Templer) u. a. Die bedeutendste und eine der ältesten ist der *Traethodydd*, der aber neuerdings etwas herabgegangen ist. Viele sind seit mehr oder wenig langer Zeit entschlummert, z. B. *Yr Eurgrawn* (der Goldschatz), *Y Bedyddiwr* (der Baptist), *Seren Gomer* (der Stern Gomers), *Y Brython* (der Britte), *Golud yr Oes* (der Reichthum des Lebens). Dieses letzte war ein illustriertes Blatt. Neuerdings hat Freund

John Evans ein solches: *Y Darlunydd* (der Zeichner) herauszugeben angefangen, das sich eines guten Erfolges erfreut. Dass in den Zeitschriften Religion und Moral stark in den Vordergrund treten, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Es wäre nun über die kymrische Litteratur, der Form und dem Inhalt nach, Näheres zu sagen, oder doch über den Zweig derselben welcher allein ein allgemeines Interesse beansprucht, nämlich über die Dichtung. In keinem Lande wird verhältnissmässig so viel gedichtet, oder, ich will sicherer gehen, werden so viel Gedichte gedruckt wie in Wales, das gilt mir für ausgemacht. Man darf sogar von einer Ueberproduktion in dieser Waare reden, um so mehr als viel Mittelgut, sehr viel, darunter ist. Indessen ragen doch einige Dichter aus der Menge hervor, und es fragt sich ob bei Völkern die zwanzig oder dreissigmal stärker sind, das durchschnittliche und das höchste Längenmass entsprechend wachsen. Man verwundere sich nicht dass ich hier von Längenmass rede; gibt es doch eine Bardenelle — Andere freilich nennen es eine Bardenwage. Zu den Zahlen nämlich welche bei einem Dichter den Grad der verschiedenen Fähigkeiten ausdrücken, lässt sich ebensowohl „Pfund“ als „Fuss“ ergänzen. So wird z. B. der Dichter Dafydd Ionawr von der einen Autorität so gemessen oder gewogen (20 ist die höchste Zahl):

| Genius | Wissen | Gelehrsamkeit | Verskunst | Geschmack |
|---|---|---|---|---|
| 14 | 20 | 17 | 15 | 14, |

von einer anderen so:

| Genius | Wissen | Gelehrsamkeit | Verskunst |
|---|---|---|---|
| 15 | 20 | 18 | 12, |

von der dritten so:

| Gedanken | Sprache | Verskunst | Urtheilskraft |
|---|---|---|---|
| 15 | 18 | 17 | 16. |

Obwohl nun diese Bardenelle etwas veraltet ist, so nimmt man es mit der Beurtheilung dichterischer Talente doch immer noch heikel genug um einen Fremden vom Mitreden abzuschrecken, besonders wenn er eben nur die Nase in den oder jenen Band voll Verse gesteckt hat. Es war meine Absicht gewesen mich und Andere mit dem Parnass der Kymren vertrauter zu machen, indem ich eine Auswahl guter Gedichte in deutscher Uebersetzung gäbe und kurze Nachrichten über die Dichter hinzufügte; ich wurde durch verschiedene Umstände an der Ausführung verhindert. Ich hätte mich auf solche Gedichte beschränkt oder beschränken müssen die in „freien Massen" abgefasst, d. h. in denen Rhythmus und Reim ganz wie im Englischen beschaffen sind. Diesen freien Massen stehen gegenüber die „gebundenen", deren man 24 zu zählen pflegt, und deren Haupteigenthümlichkeit in der *cynghanedd,* der geregelten Wiederholung von einzelnen Konsonanten wie von ganzen Silben im Innern der Verse beruht. Statt mich auf eine nähere Erörterung der Cynghanedd und ihrer verschiedenen Unterarten einzulassen, will ich lieber Beispiele davon geben, und zwar damit die Sache nicht zu unverständlich sei, in englischer Sprache. Es handelt sich natürlich nur um eine scherzhafte Nachahmung kymrischer Verse (*Ned Puw's visit to the London Exhibition*):

*When Ned first* land*ed in* Lond*on* — s*aw he*
*A* sight *qu*ite *uncommon*:
*A* nice *mule from* Ynys *Mon,*
*A* merm*aid and a* Mormo*n.*

*A* nigg*er and a* nugg*ed — a lawyer*
*Lying on a pallet*
*And on* view in *a* new n*et*
*A* mill*ion of gray* mull*et.*

*A wi*ld b*oy and an* old b*ard — a* fiddl*er*
Fuddl*ing with a drunkard,*
*A* tink*er with his* tank*ard,*
Ranking h*igh from* drinkin*g* h*ard.*

Man sieht hier dass neben dem gewöhnlichen Reim auch derjenige angewandt wird welcher ein endbetontes (fast immer einsilbiges) Wort mit einem auf der vorletzten Silbe betonten verbindet. Dieser Reim, welcher in der *cywydd* genannten Dichtungsform regelmässig ist, hat — für mein Ohr wenigstens — einen besonderen Reiz. Die Form der die obigen Beispiele angehören, heisst *englyn;* sie ist die beliebteste der Kunstdichtung, gewöhnlich vierzeilig, wie das *pennill* der Volksdichtung, von dem ich früher gesprochen habe. Gäbe man einem Dichter auf, einem und demselben Gegenstand ein Englyn und ein Pennill zu widmen, so würde die Behandlung sehr verschieden ausfallen; es würde sich auf keine bessere Art der ungemeine Einfluss veranschaulichen lassen den die äussere Form auf den Kern ausübt. Wir Deutschen können an dem jüngst wieder zu künstlichem Leben gebrachten Stabreim Ähnliches beobachten, am besten in einer Vorlesung von W. Jordan. Da hier der Stabreim, mit vollem Recht, möglichst wenig hervorgehoben wird, so wäre es möglich dass ihn vielleicht jemand für kurze Zeit gänzlich überhörte; gewiss aber würde etwas was daraus folgt, eine eigenthümliche Prägung der Sprache ihm nicht entgehen. Die kym-

rische Cynghanedd ist nun eine weit stärkere Fessel als der germanische Stabreim; sie hat die Sprache der Kunstdichtung weit ab von der gewöhnlichen Sprache gerückt. Da wuchern alterthümliche, vieldeutige Hauptwörter, schmückende, synonyme Beiwörter, wunderlich zusammenwachsend und sich verschlingend, so üppig empor dass die Zeitwörter ganz erdrückt zu werden scheinen. Wo man unter dem Zwang eines überkünstlichen Versbaues so sehr sich um die Wörter sorgen muss, wird man sich desto weniger um die Gedanken sorgen; man wird sie entweder rücksichtslos in die harte Form hineinpressen, oder man wird solche wählen die sich leicht hineinfügen, man wird dunkel oder flach sein, oder auch Beides zugleich. Wer daher die Schwierigkeiten des Verständnisses zu überwinden sucht welche besonders so viele alte Dichtungen darbieten, wird keineswegs allzu häufig für seine Mühe belohnt. Jedoch lässt sich nicht verkennen dass dem alten metrischen System gewisse Vorzüge eigenthümlich sind. Wie voll und gewaltig schlagen oft diese Verse ans Ohr, und wie vortrefflich eignen sie sich zu jener nachahmenden Musik welche man gewöhnlich mit dem unglücklichen Ausdruck „rhythmische Malerei“ bezeichnet. So hat z. B. Dewi Wyn, der Meister der Cynghanedd den Wasserfall in einem berühmten Englyn (*Uchelgadr rhaiadr* u. s. w.) unübertrefflich besungen. Die Fesseln welche die kymrische Muse Jahrhunderte lang getragen hat, sind vor sechzig Jahren auf der Eisteddfod von Caerfyrddin gefallen; d. h. es steht ihr frei sie sich anzulegen oder nicht. Die 24 Masse erfreuen sich noch eines sehr rüstigen Greisenalters. Wenn nun

auch in den Dichtungen neuen Stils ein weit frischeres und gesünderes Blut rinnt, so zeigt sich doch die eigenthümlich keltische Färbung in ihnen nur matt. Nicht bloss dass sie bei der Nachahmung englischer Vorbilder sich verwischt hat, sie hat gleich anfangs nicht so stark hervortreten können. Jenes alte System war ja keineswegs gewaltsam aufgedrängt worden, sondern hatte sich organisch entwickelt wie die Schale welche das Weichthier in einer bestimmten Stellung, in einem bestimmten Umriss festhält, selbst erst aus diesem lebenden Wesen allmählich herausgewachsen ist. Was das Alterthum von den Kelten berichtet, dass sie dunkle und prunkende Redeweise liebten, stimmt vollkommen zu dem Charakter aller echt keltischen Dichtung, wie er uns schon in den frühesten Denkmälern entgegentritt. Im Rausche, sagt man, seien die Kelten in den Kampf gegangen, und im Rausche scheinen sie ihre Lieder gedichtet zu haben, die ja wirklich zum grössten und besten Theil sich auf den Kampf bezogen. In diesen leidenschaftlichen, wortreichen, stossweise hervorbrechenden Ergüssen haben wir die Anfänge jener difteligen Verskunst zu suchen; die ganz natürliche Wiederkehr gleicher Laute und Lautgruppen wurde zum Gesetz erhoben, das sich immer mehr in Regeln und Distinktionen verästelte. Man hat sehr richtig den „Pindarismus“ als den hervorstechenden Zug der keltischen und besonders der kymrischen Dichtung bezeichnet. Von der Urzeit bis zum heutigen Tag ist die Ode die vornehmste, die herrschende Gattung bei den Kymren geblieben; ihr berauschter Stil leistet dem Teatotalismus kräftigen Widerstand, und die gesammte Lyrik ist mehr oder

weniger davon angesteckt. Die anderen grossen Gebiete haben die Kymren fast ganz brach liegen lassen. Schon die alten Dichter, wenn sie episch zu sein versuchen, fallen immer ins Lyrische zurück; alle die verschiedenen aufeinander folgenden oder nebeneinander liegenden Momente drängen sich bei ihnen ungestüm in eins zusammen; sie verstehen eigentlich weder zu erzählen noch zu beschreiben. Das Letztere zeigt sich besonders in ihrer Auffassung der Natur, welche keine malerische oder plastische ist; das Ohr ist dabei weit mehr beschäftigt als das Auge, und überdies laufen Zauberfäden zwischen Mensch und Natur hin und her welche die ruhige Betrachtung stören. Dass in Wales die epische Dichtung so gar nicht zur Entfaltung gekommen ist, befremdet um so mehr als dort jener epische Stoff aufgewachsen war aus dem sich andere Völker so vieles Schöne zurecht zu schnitzen wussten. Was in neuerer Zeit irgendwie zum Epischen gerechnet werden könnte, behandelt biblische Stoffe, wie die Schöpfung und die Auferstehung. Miltons Beispiel wirkte anregend, zweimal auch wurde sein „Verlornes Paradies" ins Kymrische übertragen. Die Uebersetzung von Owen Pughe (1819) wird von denjenigen welche seine knorrige, alterthümelnde Sprache verstehen, sehr gerühmt; lesbarer ist auf jeden Fall die neuere von John Evans (Wrexham, ohne Jahr). Shakspeare hat nicht die gleiche Gunst genossen; ich habe eine Uebersetzung seines „Hamlet" von D. Griffiths (1864) gelesen, welche recht tüchtig ist, aber einige lächerliche Missverständnisse enthält; ob sonst noch etwas von ihm in kymrischer Sprache gedruckt worden ist, weiss ich nicht. Sicherlich hat Milton bei den Kymren den

Vorrang vor Shakspeare, nicht sowohl weil er ein grösseres Genie wäre, als weil er göttliche, dieser aber menschliche Dinge besang. Und kann Shakspeare Nachahmer in einem Land erwarten wo das Theater keinen Platz neben der Kirche hat? Wer sollte Schauspiele verfassen ohne die Hoffnung sie aufgeführt zu sehen? Nur das mittelalterliche Drama hat sich unter dem Namen *interlude* bis in eine Zeit gefristet welche der unsrigen nicht allzu fern liegt; seine kümmerlichen Reste wurden zu Anfang des Jahrhunderts vom Methodistenthum hinweggefegt. Das älteste uns erhaltene Interlude (in einer Londoner Handschrift) gehört dem 16. oder 17. Jahrhundert an (Kornwallis und die Bretagne besitzen weit ältere dramatische Denkmäler); es ist ein Charfreitagsspiel. Die späteren Interludes, soweit mündliche oder handschriftliche Ueberlieferung von ihnen weiss, behandeln keine religiösen Gegenstände, sondern vorzugsweise allegorische; sie sind ungemein geschmack- und talentlos. Nur die von Twm o'r Nant († 1810), wie „Die drei Mächte der Welt", „Reichthum und Armuth" u. s. w., nehmen eine höhere Stufe ein; es sind die einzigen welche im Druck veröffentlicht wurden. Ein letzter Blick den wir aus der Kavalierperspektive auf den Dichtergarten von Wales werfen, zeigt uns dass die Ströme welche denselben abgrenzen und die welche ihn bewässern, aus Eden fliessen.

Mit der Dichtkunst erfreut sich ihre Schwester, die Tonkunst der höchsten Ehren seitens der Kymren; weit unter den beiden stehen die bildenden Künste, am höchsten noch die Baukunst, welche auch aus Kirchen und Landhäusern trotzige, düstere Burgen schafft, am

tiefsten die Malerei. Es liegt dies an Mancherlei: an dem nordisch trüben Himmel; an der Beschaffenheit des keltischen Geistes, der wenig zu behaglichem Anschauen und unbefangenem Wiederspiegeln angethan ist; an der strengen Religion, welche den Sinnenreiz in der Kunst wie im Leben verpönt, und welche wohl den Dichter, aber nicht den Maler in ihrem Dienste zu verwenden weiss. Und eben diese Religion ist es auch welche der Wissenschaft auf deren schwierigem Pfade die Hand anbietet, damit sie nicht stolpere. In irgend einem kymrischen Buche habe ich gelesen dass alles Wissen zur Religion in Beziehung stehe; was aber hat wohl das Einmaleins mit der Lehre von der Dreieinigkeit zu thun? Die Kymren haben lebhaften Drang zu lernen; der Durchschnitt ihrer Bildung ist kein niederer, und sie zählen viele hochunterrichtete Männer unter sich — allein zu freier, kühner Forschung vermögen sie sich nicht zu erheben; der Buchstabe der Bibel bindet sie fest. Ich glaube z. B. nicht dass in Wales der Darwinismus eine wirklich ernste Prüfung erfahren hat, d. h. eine vom rein wissenschaftlichen Standpunkte unternommene, mit Beiseitelassung aller Bibelcitate. An ein selbständiges Wachsthum der Philosophie ist am allerwenigsten zu denken, und das ist um so bedauerlicher wegen der bedeutenden philosophischen Anlagen der Kymren und wegen des bekannten philosophischen Charakters ihrer Sprache, der sich in zahlreichen Ausdrücken für abgezogene Begriffe, in der grossen Freiheit bezüglich der Zusammensetzung und Ableitung, in der strengen Wortstellung u. s. w. kundgibt. Hiebei kommt aber vielleicht noch ein Anderes mit in Rechnung. Abge-

sehen von dem Phantasiespiel in bardischen Dingen sind die Kymren ein sehr nüchternes und praktisches Volk; sie halten auf nützliche Kenntnisse und werden sich nicht leicht mit unfruchtbaren Grübeleien und mit todter Gelehrsamkeit befreunden — es müsste denn die Sache einen biblischen oder nationalen Beigeschmack haben. Sie unterscheiden sich in dieser Beziehung gänzlich von den Bretonen und ebenso von den Irländern, welche ja, auch wenn noch so unwissend, vor Homer und Cicero einen gewaltigen Respekt besitzen, und im Grunde das grammatikalische Volk geblieben sind welches sie zu Anfang des Mittelalters waren; Beide sind unpraktisch, bei Beiden wird man das wahrnehmen was als eine wesentliche Eigenthümlichkeit der keltischen Rasse bezeichnet worden ist: die Sentimentalität, die allzeitige Neigung sich gegen die Tyrannei des Thatsächlichen aufzulehnen — auch noch bei den Kymren des Mittelalters, aber kaum mehr bei den heutigen Kymren, welche eben etwas aus der keltischen Art geschlagen sind. Das Wort des alten Chrétiens von Troyes passt nicht mehr:

*Gallois sont tous par nature*
*Plus fous que bêtes en pâture.*

Um den Preis der einen Hälfte haben die Kymren die andere Hälfte ihres Erbgutes gerettet; sie haben ihr Keltenthum modernisiert und ihm dadurch dauernde Lebensfähigkeit verliehen, das der anderen Stämme ist eine Ruine die nur von den Geistern der Vergangenheit bewohnt wird, und geht daher unaufhaltsam dem Untergang entgegen. Unter allen Europäern gleichen die Kymren am meisten den Amerikanern, d. h. den Yankees, welche ja für das praktischste Volk der

Erde gelten; auch die äusseren Beziehungen zwischen Wales und den Vereinigten Staaten, wo so viele Kymren leben, sind die denkbar innigsten, und würden alt genug sein wenn es wahr wäre dass Madoc ap Owain im 12. Jahrhundert Amerika entdeckte, und dass in den Nadowessiern oder den Mandans oder den Mowquas sich die Nachkommen jener alten kymrischen Seefahrer erhalten haben. Jedenfalls — trennte sich heute Wales von England los, schwämme über den Ocean hinüber und triebe zwischen Newyork und Washington an, so würden sich die drüben wohl über einige mittelalterliche Schlösser wundern, aber sonst über nicht viel: der 39. Staat wäre da.

Im ganzen sittlichen, gesellschaftlichen, geistigen Leben der Kymren, allüberall bin ich den Einwirkungen der Religion begegnet (ich denke dabei nur an das Nonkonformisten- und vorzugsweise an das Methodistenthum). Ein Kymre wird diese Aeusserung sicherlich als höchstes Lob betrachten; ich aber meine dass diese Einwirkungen sich theils auf Gebiete erstrecken welche der Gerichtsbarkeit der Religion überhaupt nicht untergeben sind, theils sich in einer Weise geltend machen wie es nicht sein sollte, wie es sich jedoch aus der Natur eben dieser Religion erklärt. Sie belegt so vieles was das Leben erheitert und verschönt, mit Acht und Bann, weil sie in Gott vor allem denjenigen verehrt welcher züchtigt wen er liebt. Es ist der Gott des Alten Testaments, dessen Namen seine Anhänger auszusprechen gern vermeiden; sie nennen ihn oft den „grossen König“, und, wahrhaftig, ein König ist er, ein morgenländischer Tyrann, dessen Throne man sich mit Angst und Beben naht. Als

sich Henri Gaidoz in das Album John Peters zu Bala eintrug, hatte er wohl Recht gegen diesen Gott zu protestieren und in Gott lieber ein unendliches Mutterherz zu erblicken. Ein schöneres Symbol lässt sich für den allgütigen Gott nicht denken; denn dass die Allgüte das erste der göttlichen Attribute ist, sollten das die Kymren im Ernste leugnen? Freilich die ewige Verdammniss! Ich habe im *Traethodydd* von 1875 eine Abhandlung gelesen deren Verfasser es versucht die ewige Verdammniss mit der Allgüte Gottes in Einklang zu bringen; es kam mir vor als ob ein Zwerg einen unendlichen Abgrund mit Spinneweben überbrücken wollte. Es musste doch schliesslich eingestanden werden: *Omnia exeunt in mysterium*. Ein Wunder mehr, das würde nichts schaden; aber wohlgemerkt, hier handelt es sich um ein Wunder nicht nur für den Verstand, sondern auch für das Herz, um ein Wunder das so Vielen den Verstand geraubt, aber auch so Vielen das Herz verhärtet hat; denn warum sollte der Mensch mitleidig sein wenn es Gott nicht ist? Für diese in jeder Hinsicht dunkle Lehre hegen nun die Kymren eine besondere Vorliebe; kommen die Prediger hierauf zu reden, so verfallen sie in jenes heisere Geschrei welches die Stimme des Höllenfürsten und seiner Trabanten trefflich nachahmt. Das muss freilich den armen Lämmern einen Schrecken in die Glieder jagen welcher sie für einige Zeit lähmt, zur Sünde geradezu unfähig macht. Uns Anderen ist glücklicherweise gelehrt worden dass das nicht schwer wiegt was man aus Hoffnung auf Lohn thut oder aus Furcht vor Strafe lässt, dass man das Gute um des Guten willen thun, das Böse um des

Bösen willen lassen soll. Ich weiss wohl, bei den Strenggläubigen aller Länder gelten dieselben Lehren wie bei den Kymren, und doch haben die Dominikaner in der Minerva welche ich einst so fleissig besuchte, nie den peinlichen Eindruck auf mich gemacht wie die kymrischen Prediger. Sie gingen wahrlich mit den Flammen der Hölle und des Fegfeuers auch nicht sparsam um, aber sie wussten wiederum die Glorie des Paradieses so schön zu schildern, und draussen lachte üppiges, buntes, sonniges Leben, das durch seine Gefahren jene schrecklichen Bilder rechtfertigte und ihre Grellheit durch seine Neigung sie zu verwischen. Hingegen in Wales: trüber Himmel, ernste Gesichter, dunkle Kleider — und im Vordergrunde des Jenseits die Hölle. Es muss den Kelten im Blute stecken; ihre Litteratur ist der beste Beweis dafür. Zwei der bedeutendsten Werke deren sich die Kymren rühmen, beide aus dem vorigen Jahrhundert, sind das Gedicht vom jüngsten Tag von Gronwy Owen (in dieselbe Zeit gehört ein nicht minder berühmtes Gedicht über denselben Gegenstand in gaelischer Sprache von Buchanan) und Elis Wynns „Visionen des schlafenden Barden". Wie alt bei den Kelten die Visionen von der jenseitigen Welt sind, weiss jeder wer von St. Patrick, von St. Brandan und von Tundalus gehört hat; während aber das Mittelalter auch in der Darstellung der himmlischen Freuden sich ergeht, gibt uns Elis Wynn nur eine Vision von der Welt, eine vom Tod, eine von der Hölle, keine vom Himmel oder Paradies. Ich will die prosaische Hölle Elis Wynns nicht mit der poetischen Dantes vergleichen — es wird sich eine andere Gelegenheit finden von jener ausführlicher zu

reden — ich will nur bemerken dass dort sich keine Francesca von Rimini findet, welche mir überhaupt in der Hölle eines keltischen Dichters ganz undenkbar ist. Mit den rohesten Strichen, den grellsten Farben die Hölle zu malen, das behagt auch heutzutage den Dichtern nicht minder als den Predigern. Neulich las ich im *Herald Cymraeg* ein Englyn dessen ganz wörtliche Uebersetzung so aussieht: „Der Gottlose in der Hölle. Die Hitze des höllischen Ofens und seine Qualen, in endloser Busse; er brät in ewigem Feuer, unter dem Wehe entsetzlichen Todes und dessen beengender Wunde.“ Recht poetisch, nicht wahr? Meine Landsleute werden wohl merken dass die vorstehenden wie die folgenden Auslassungen sich nicht sowohl an sie wenden als an die Kymren, von denen ja einige Deutsch verstehen. Ich verfahre nach kymrischer Sitte; dort stehen Gespräche über geistliche Dinge auf der Tagesordnung, und sind es die Menschen welche einander Herzen und Nieren prüfen. Billigung aber erlangt bei uns Festländern jene Oeffentlichkeit und Lautheit in allem was sich auf Religion bezieht, nicht; wir sehen wie viel Heuchelei durch sie in dem benachbarten England verschuldet wird. In Wales findet sich dieses Laster weit seltener und gewiss kaum bei den Predigern; so viel ich deren gesehen habe, sind es schlichte, wahrhafte und würdige Leute; sie führen ein einfaches Leben und sammeln keine Schätze, und unter ihnen fehlt es an jenem augenverdrehenden, süsslichen Gemisch von Orthodoxie, Wohlgefallen an guten Dîners und Verehrung gegen einen hohen Adel wie es in Norddeutschland vorkommt. Sehen wir aber auch von der Gefahr der Heuchelei ganz ab, so thäten die

Kymren doch gut daran das alte Sprichwort nicht ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen welches lautet: *Offeren pawb yn ei galon* (wörtlich: die Messe Jedes in seinem Herzen, d. h. im Herzen hat Jeder seine Religion). Denn ist das Richten über Andere gerecht? Und wie viel äussere Duldsamkeit auch die Kymren besitzen, sogar über andere Völker richten sie, die ihnen oft ganz unbekannt sind. So ist unter ihnen beständig von dem Aberglauben der katholischen Länder und dem Unglauben Deutschlands die Rede. Möchten sie doch beherzigen dass diese drei Worte Aberglaube, Glaube, Unglaube von Standpunkt zu Standpunkt ihre Bedeutung wechseln und wechseln müssen. Wenn Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat, so darf der Mensch aus sich selbst das Urbild herausahnen, und wer will es dem Neger verargen dass er sich Gott schwarz vorstellt? Aber die Bewohner der grossen Insel haben die Verschiedenheit der religiösen Bedürfnisse nie begriffen, wie sie überhaupt in den innersten Geist fremder Völker nur schwer eindringen. Das rührt zum grossen Theil von der geringen Vertrautheit mit fremden Sprachen her. Trotz der grossen Nähe Frankreichs — was weiss man in Wales davon? wie viel Kymren verstehen Französisch? Und die Franzosen sind doch ziemlich nahe Verwandte der Kymren, wenigstens der allgemeinen Auffassung nach, die sich darin gefällt die Besonderheiten der alten Kelten in den Franzosen wieder zu entdecken. Es wäre mir sehr merkwürdig gewesen irgendeine Aehnlichkeit zwischen Franzosen und Kymren festzustellen, deshalb bat ich einen jungen kymrischen Freund bei einer Reise durch Frankreich diesen Punkt scharf ins

Auge zu fassen. In der französischen Schweiz, wo ja eine ähnliche religiöse Richtung ähnlich auf das Gesammtleben gewirkt hat wie in Wales, fühlte er sich recht heimisch, und auch mit den katholischen Bretonen und sogar deren Geistlichen kam er — Dank der Einfachheit der Sitten und der ähnlichen Sprache — trefflich aus. Allein was zwischen der Suisse romande und der Bretagne bretonnante liegt, behagte ihm gar nicht, und Paris am wenigsten. Es konnte kaum anders sein; die glänzende, frivole Aussenseite des französischen Lebens verletzte die Augen des Kymren. Indessen ist mir hinterher eingefallen dass, auch wenn er tiefer geblickt hätte, er schwerlich viel wärmer geworden wäre. Die Schuld hätte dann an den Kymren, nicht an den Franzosen gelegen; wenn in der That die Sentimentalität eine der schlagendsten Eigenthümlichkeiten des keltischen Geistes bildet, dann sind, wie schon gesagt, die Kymren keine Kelten mehr, wohl aber die Franzosen noch, und die Sympathien zwischen Franzosen und Irländern erhalten eine völlig natürliche Erklärung. Die Franzosen haben eine Sentimentalität welche den Spaniern und den Italienern fremd ist; sie sind wohl das sentimentalste Volk Europas. Dabei nehme ich das Wort in dem vollen Umfang seines Gebrauches, also auch in seinem ursprünglichen und besten Sinne. Man rühmt die Franzosen wegen ihrer Eleganz; neben der Eleganz der Kleidung, des Benehmens, des Geistes gibt es aber auch eine Eleganz des Herzens. Die Kasuistik der zarten Regungen welche dem Herzen entspringen, ist nirgends besser studiert worden als unter den Franzosen, nirgends besser in die Praxis übertragen. Ich

gestehe gern dass, was mich im Leben ausserhalb des Kreises persönlicher Beziehungen am tiefsten gerührt hat, aus französischer Quelle geflossen ist, Wirkliches wie Erdichtetes, Dinge wie Darstellung. Wenn die Kymren von anderer Eleganz nichts wissen, so wohl auch nichts von der des Herzens; ihre Vorbilder sind die Erzväter, sie denken darauf schlecht und recht nach dem Gesetze zu leben, und halten sich in Zweifelsfällen mehr an den Buchstaben als an den Geist desselben. Für sie ist die Strasse zum Himmel die sprichwörtlich enge Strasse; es gibt da nur ein Vorwärts und ein Rückwärts, und Einer muss in die Fussstapfen des Anderen treten. In den kymrischen Erzählungen nehmen wir einen einzigen Charakterunterschied wahr, den zwischen guten und schlechten Leuten, oder nein, zwischen solchen die in die Kirche gehen, und solchen die nicht in die Kirche gehen; und daraus ergibt sich wie es eigentlich ein Glück ist dass die Kymren sich nicht auf das Drama verlegt haben. Eine Welt wo auch ohne Berufung auf göttliche oder menschliche Gesetzesparagraphen, ja selbst ohne den Gedanken daran Gutes geschieht aus innerster Eingebung, fast unbewusst, und wo das Gute zu seinem eigenen Werthe den Zauber der Schönheit fügt, wo die ungeheuerste Entsagung sich unter einem irdischen Lächeln birgt, die Tugend sich nicht scheut gelegentlich die Maske des Lasters anzulegen, die Selbstlosigkeit sogar vor den Drohungen des Jenseits nicht erbebt — eine derartige Welt ahnen, kennen die Kymren vielleicht, nie aber werden sie sie anerkennen.

Meine ersten Bemerkungen über Wales galten der Religion — meine letzten thun es nicht minder;

wer das Land gesehen hat, wird dies selbstverständlich finden. Ich habe mein ganzes Herz ausgeschüttet, auf die Gefahr hin undankbar zu erscheinen. Wales hat mir das Beste entgegengebracht was ein Land dem Fremden entgegenbringen kann; ich bin dort den treuesten, offensten, herzlichsten, gastfreundlichsten Menschen begegnet, mit einem Worte, den trefflichsten; aber die Weltanschauung der sie huldigen, hat wie ein kalter Schatten auf mir gelegen. Ist dies das Land von dem einst ein frischer, erquickender Strom sich über die Dichtung der Romanen und Germanen ergoss? War hier Arthurs Hof, dem, wie Bojardo singt, an Ruhm der Hof Karls des Grossen nachstand, „weil der der Liebe jedes Thor verschloss", und „weil Liebe nur verleiht des Ruhmes Krone?" Von dir, o Land der Gesänge, ziemt es sich mit bardischem Grusse zu scheiden; was läge mir für einen solchen nun näher als an die Erinnerung jenes hellen Glanzes der dich umgab, einen Wunsch zu knüpfen der dir zwar nicht sehr fromm erscheinen, aber um so eher ein „frommer" bleiben wird?

Aus deinen Bergen flog ein Zaubersamen
Einst übers Meer; des Königs Arthur Rosen,
Die wilden, schlangen wie ein duft'ger Rahmen
Sich um die Lorbeerstämme Karls des Grossen,
Und blühten schöner unter schöner Damen
Huldvollem Lächeln und verliebtem Kosen,
Bis endlich in Ariostos üpp'gen Hainen,
Uns zu entzücken, sie verewigt scheinen.

Erhöb' sich ein Südost von jenen Stätten
Nach deinem Strand, mit Blüthenstaub beladen,
Der Stirne düst're Falten dir zu glätten,
In Frühlingsfluthen deine Brust zu baden,

Auf weicherm Pfühl die Glieder dir zu betten,
Mit Anmuth deine Lippen zu begnaden,
Und deinen Blick mit süssem Liebesfeuer —
Dann wärst du, theures Wales, mir doppelt theuer!

# Anmerkungen.

(Die ursprünglichen habe ich nur theilweise wiedergegeben und ihnen einige neue hinzugefügt, die durch ein Sternchen kenntlich gemacht sind.)

---

S. 10 o. In den Stabianer Thermen merkt ein Pompejaner an dass er zu Nuceria im Würfelspiele die nette Summe von $955\frac{1}{2}$ Denaren *bona fide* gewonnen habe; wir halten es jedoch für nicht unwahrscheinlich dass es mit der *bona fide* auf keiner Seite weit her gewesen ist, weder der des schuldenden Nuceriners noch der des glücklichen Pompejaners, der vielleicht demselben System wie Bulwers Clodius huldigte.

S. 10 u. Um von dem Kreuze im sog. Hause des Pansa und von dem Zeichen ☧, welches nicht sowohl das christliche Monogramm als eine Abkürzung wohl für *Chresimus* ist, zu schweigen, so scheint die einzige sichere Urkunde für das Bestehen des Christenthums zu Pompeï die Kohleninschrift N. 679 zu sein; aber sie ist so verstümmelt und verblasst dass wir durchaus nichts Zusammenhängendes verstehen können.

S. 13 u. *Ueber Bauminschriften, besonders verliebte, liesse sich ein Langes und Breites sagen; bei alten und neuen Dichtern ist sehr oft von ihnen die Rede. Vgl. z. B. Calpurn. Ecl. I, 31 ff. III, 43 f. VIII, 28 f. Virg. Ecl. V, 13 f. X, 53. Ovid Her. V, 21 ff. Properz I, 18, 22. Florus De qual. vit. IV. Grimm u. Schmeller Lat. Ged. des X. u. XI. Jhrhs. S. L Ariost Orl. fur. XXIII, 102. 103.

S. 17 o. Man warf den Juden und Christen vor dass sie den Kopf eines wilden Esels anbeteten.

S. 18 o. Diese Heiligenbekritzler, welche übrigens keineswegs das Licht der Sonne scheuten (wie man z. B. in der Vorhalle von S. Lorenzo fuori le mura ersieht), waren also recht eigentliche *graffiasanti*, d. h. Scheinheilige.

S. 26 o. Vgl. z. B.:

Fra Guittone: *Che trovare non sa, nè valer punto*
*Uomo d'amor non punto.*
Berni: *Amor primo trovò le rime e i versi.*

S. 41, 23 f. Dies erinnert mich daran dass man auf Sylt bei der Geburt eines Kindes sagt: „da ist ein Schiff gestrandet".

S. 66 u. *Der „ungenannte Freund" ist Gaston Paris, welcher, vorbehaltlich ausführlicherer Darstellung, 1885 zuerst für ein weiteres Publikum *La Parabole des trois anneaux* besprach (*Revue des études juives XI*).

S. 77 m. Merkwürdig ist es dass der Dichter Molza, Ariosts Zeitgenosse eine lateinische Elegie ebenfalls auf das Goldhaar seiner Geliebten schrieb das diese bei einem gleichen Anlass verloren hatte.

S. 80 u. Vgl.:

*Sia vero o falso che Ginevra tolto* ..... Orl. fur. IV, 64.
*O vera o falsa che fosse la cosa* ..... ebend. VIII, 58.
*O vero o falso che la fama suone* Eleg. XII (= X), 1.
*O vera o falsa che sia la nova* Brief an den Herzog Alphons vom 22. Juni 1522 (Capp. 1866 S. 20).
*Pulchro ore et pulchris aequantem moribus aut quas*
*Verax fama refert aut quas sibi fabula finxit* Epithal. 85 f.

S. 101 u. *Es bezieht sich das auf den Anthropologen- und den Schriftstellerkongress die damals in Lissabon stattfanden.

S. 116 o. *„Alles geben und doch nichts geben" wurde 1668 in Wien aufgeführt.

S. 116 f. *Etwas eingehender über die Aufführung Calderon'scher und anderer altspanischen Dramen an den Wiener Theatern spricht A. J. Weltner in der „N. Ill. Zeit." vom 5. Juni 1881.

S. 120 ff. *Dieser Aufsatz, dessen Beginn ich weggelassen habe, bildet den mittleren von dreien welche über die „Neueste deutsche Calderonlitteratur" handeln.

S. 120, 8 ff. „Goethe-Forschungen", Frankfurt a. M. 1879 S. 154—190.

S. 122 o. Las Goethe spanisch? Auch nach seiner Aeusserung gegen Riemer (August 1807) dass sich Schlegels Uebersetzung zum Original verhalte wie „ein ausgestopfter Fasan, aber ein gut ausgestopfter, zu einem lebendigen", muss man es glauben.

S. 122, 10 ff. Darauf hin durfte Biedermann S. 168 nicht behaupten, dass „Paläophron und Neoterpe“ im Okt. 1808, „also kurz nach der ersten Bekanntschaft Goethes mit Calderon“ entstand.

S. 122, 21 ff. So: an Eichstädt (9. Jänn. 1804): „Offerieren Sie ihm (dem Prof. der Philos. Schaumann) auch Schlegels Spanisches Theater“; an Frau v. Humboldt (7. Apr. 1812): „Um ein Calderon'sches Stück, ‚Das Leben ein Traum‘ haben sich Einsiedel und Riemer verdient gemacht; auch diese Vorstellung ist sehr gelungen“; an Zelter (23. Jänn. 1815): „Zu der Herzogin Geburtstag, am 30. Januar, geben wir Zenobia nach Calderon, von Gries. Wahrscheinlich bleibt auch dies Stück ein ausschliessliches Eigenthum unserer Bühne.“ Verschiedenes hätte besonders aus Eckermanns Gesprächen noch ausgehoben werden können. Gegen Knebel (17. Okt. 1812) spricht Goethe nicht von dem „wunderthätigen“, sondern von dem „wundervollen“ Magus, den Einsiedel übersetzt habe. Er schreibt an Zelter (6. Febr. 1827) nicht dass man bei der Aufführung der „Tochter der Luft“ in Berlin den blauen Duft von der Pflaume abgewischt haben würde, wenn man etwa Ninus und Semiramis von einer Schauspielerin habe darstellen lassen, sondern das Gegentheil: „Im Original ist die Absicht dass Semiramis und Ninus von einer Schauspielerin gespielt werden. Hat man das verändert, so u. s. w.“ Goethe hat übrigens hier Ninyas, den Sohn der Semiramis mit deren Gatten Ninus, der im ersten Theil des Stückes auftritt, verwechselt. Den Ninyas und Semiramis liess auch Immermann von einer Person geben; aber er stellt dies als seinen eigenen, plötzlich durch einen äusseren Umstand hervorgerufenen Einfall dar. Ueber einen Punkt finde ich auch bei Biedermann keine Aufklärung; die „Grosse Zenobia“ wurde in der Gries'schen Uebersetzung gegeben, und hier hat sie natürlich drei Akte; in den Annalen (1815) spricht aber Goethe von fünf Akten. Schon Zelter (an Goethe 14. März 1831) konnte sich das nicht zusammenreimen.

S. 123, 25 ff. Es befremdet mich in einem Briefe Wilhelms an Jakob Grimm (24. Nov. 1809) zu lesen: „Goethe, Arnim und Du ziehen die ‚Andacht am Kreuz‘ vor, Savigny, Brentano und ich den ‚Standhaften Prinzen‘.“ Hatte doch Goethe schon am 28. Jänner 1804 an Schiller geschrieben, das Stück verdiene „gewiss neben der ‚Andacht zum Kreuze‘ zu stehen, ja man ordnet es höher“ u. s. w.

S. 123, 26 ff. „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840.“ S. 193.

S. 124, 8 ff. Es wäre interessant den genauen Wortlaut zu kennen, falls sich derselbe in der mir jetzt nicht zugänglichen Quelle, dem „Weimarer Sonntagsblatt“, III. Jahrg. 1857 findet.

S. 124, 10 f. Vgl. dagegen in der Schlegel'schen Uebersetzung besonders S. 75 f.

Denn wie wär's, wie wär's zu denken
Dass ein echt kathol'scher König
Uebergäb' an einen Mohren
Eine Stadt um die verströmet
Ward sein Blut, da er der erste
War der ihrer Zinnen Höhe,
Bloss bewehrt mit Tartsch' und Degen,
Selbst mit den fünf Schildlein krönte?
Und dies ist noch das Geringste:
Eine Stadt die Gott den Schöpfer
Auf kathol'sche Weis' erkennt,
Die durch Kirchen wird verschönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung
Seinem Dienste hat geöffnet:
Wär es ein katholisch Thun,
Wär es Eifer für das Frömmste,
Wär es christliches Erbarmen
. . . . . ?

S. 124 u. (Elise Campe) „Aus dem Leben von J. D. Gries“ S. 112.

S. 125, 15 ff. Später, als Körner den Calderon im Urtexte las — besonders interessierte ihn „Das Leben ein Traum“ —, milderte sich sein Urtheil; er schrieb an Tieck (9. Okt. 1807): „Ueberhaupt finde ich in den Comedias oft eine gewisse Flüchtigkeit der Behandlung, aber die Kühnheit der Ideen hat einen grossen Reiz. Shakspeare scheint mehr mit Liebe gedichtet zu haben, und bei Calderon mehr die Kraft zu prävalieren. Er trotzt allen Forderungen von Wahrscheinscheinlichkeit und schaltet unumschränkt in seiner Welt.“

S. 126, 4 ff. „Aus dem Leben von Gries“ a. a. O.

S. 127, 21 f. Biedermann Goethe-Forschungen S. 185 sagt zwar: „Goethe warnte ja auch selbst z. B. in ‚Deutsches Theater — Einzelnes‘ und im Brief an Zelter vom 28. Februar 1811 nachdrücklich vor allzu treuer Nachahmung Calderons, weil er dem guten Geschmack gefährlich werden könnte“; allein in dem Brief an Zelter finde ich nichts dergleichen.

S. 129, 10 f. Warum fehlen z. B. S. 5 (Stelle aus einem Brief an Gries vom Mai 1816) die Worte: „Hier wirkt besonders der ‚Magus‘ kräftig, und es liesse sich aus ihm der Zustand der Schule und Kirche, sowie der des Gemeinlebens jener Zeit gar wohl entwickeln“, warum S. 11 die ganze Auslassung über den Protestanten Shakspeare, welcher Calderon gegenübergestellt wird?

S. 130, 4. „Calderon ist nicht leicht. Indessen habe ich doch schon zwei Stücke ganz übersetzt, nämlich *La gran Cenobia* und das herrliche *La vida es sueño.* Eigentlich ist Goethe die Veranlassung dazu. Er wollte die ‚Zenobia' in Weimar aufführen lassen und regte mich auf sie zu übersetzen. Ich wollte erst nicht recht daran; auch ward es mir im Anfang ziemlich schwer." Gries an Rist, März 1814.

S. 131, 10 f. Erzähler lieben es lebhafte Erregungen die leicht zu blutiger That führen, durch Rothsehen zu kennzeichnen. So las ich kürzlich in *Le mensonge de Sabine* von der Prinzessin Cantacuzène-Altieri (*Rev. d. d. m.* August 1880, S. 491): *Il lui sembla . . . . . qu'un voile de sang l'empêchait d'apercevoir le disque tremblant de la lune,* und in G. Vergas *Vita dei campi. Nuove Novelle. Milano 1880,* S. 204: *Allora egli si rizzò come se l'avesse morso un cane arrabbiato, e si diede a correre verso il paese senza vederci più degli occhi, che fin l'erba e i sassi gli sembravano rossi al pari del sangue.* Ich bin mir nicht klar darüber ob dies jedesmal aus wirklicher, eigener oder fremder, Erfahrung geschöpft ist, oder ob wir es hier mit einer Art von poetischer Tradition zu thun haben. **Voir rouge* ist wenigstens im Französischen eine stehende Phrase geworden.

S. 132. Im letzten Augenblick entdecke ich dass uns hier keineswegs eine Eigenthümlichkeit Calderons entgegentritt, sondern dass die gleiche Anschauung schon von dem 35 Jahre älteren Lupercio de Argensola ausgesprochen worden ist. Die Beschämung die ich darob empfinde, wird durch die Genugthuung gelindert dass ich so Gelegenheit habe ein klassisches Sonett jenes berühmten Dichters in einer nahezu wortgetreuen Uebersetzung (welche Otto Braun vor einem Vierteljahrhundert im Prutz'schen „Museum" veröffentlicht hat) vorzulegen:

Gestehen würd' ich's, wenn mich Einer früge,
Dass Laura jenes Rosenlicht der Wangen,
Genau beseh'n, nicht hat von Gott empfangen,
Nein, dass ihr's Geld gekostet zur Genüge.

Doch ist so gross die Schönheit ihrer Lüge —
Dies Eingeständniss darf ich dreist verlangen —
Dass einer wahren Schönheit wirklich Prangen
Nicht mit der ihren den Vergleich ertrüge.

Was Wunder d'rum dass ihr mich liebend schwärmen
Für solche Schönheit seht! Weiss doch ein Jeder:
Nicht anders täuscht Natur uns Erdensöhne.

Der blaue Himmel droben ist ja weder
Der Himmel, weder blau! Wer wird sich härmen
Dass keine Wahrheit sei des Himmels Schöne!

S. 138, 23 f. Es finden sich hier auch thatsächliche Unrichtigkeiten, so S. 326: „Nachdem A. Wilhelm v. Schlegel und bald darauf D. Gries wortgetreue und gelungene Uebersetzungen einiger Werke Calderons geliefert hatten, wurde Goethe auf den spanischen Dichter und seine Dramen aufmerksam.“

S. 141 u. „Shakspeare als Theaterdichter“ (1826). — Gespr. mit Eckermann 26. Juli 1826.

S. 142, 7 f. Biedermann Goethe-F. S. 161.

S. 142, 12 ff. Wenn man von der Gleichung: theatralisch = symbolisch absieht; auch erwäge man die „Verwandlungen des Geschichtlichen in ein Fabelhaftes“ die unter den Verdiensten Calderons im Brief an Gries (1821) genannt werden. Wir dürfen andrerseits nicht übersehen dass Goethe an der „Tochter der Luft“ den vorzüglichen Gegenstand lobt, „indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist, und ihr nicht mehr Dämonisches zugetheilt ist als nöthig war, damit das Ausserordentliche, Ueberschwängliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege“; in dieser Beziehung werden ihr die „Andacht zum Kreuze“ und die „Morgenröthe von Copacavana“ gegenübergestellt.

S. 142, 22 f. Gegen Schelling (an A. W. Schlegel 22. April 1803) zeigte sich Goethe auch von dem zweiten Stück des „Spanischen Theaters“ — es ist „Ueber allen Zauber Liebe“ — entzückt und von dem ersten aufs neue durchdrungen; er erkennt die Einheit desselben Geistes in beiden und hätte nicht übel Lust beide aufführen zu lassen. Von dem dritten Stück, „Die Schärpe und die Blume“ scheint er ganz geschwiegen zu haben; er las dasselbe 1808 bei Hof vor — es ist auch ein rechtes Hofstück.

S. 145, 20 ff. Während Goethe im Okt. 1802, als er die „Andacht zum Kreuze“ eben kennen gelernt hatte, eine Aufführung dieses Stückes wegen des den Protestanten anstössigen Stoffes für unmöglich erklärte, war er doch bald darauf (s. den eben angeführten Brief Schellings an Schlegel) einer solchen nicht abgeneigt und fasste die Veränderungen die nothwendig wären, ins Auge. Welche mochten das wohl sein?

S. 146, 12 f. Aus der Stelle welche Riemer Mitth. II, S. 649 einem Brief an Knebel (17. Okt. 1812) entnimmt: „Leider werden wir Deutsche eben seine zarte Seite mit unserer schwachen in Rapport setzen. Von seiner wahren

Stärke ist noch wenig Begriff unter uns (vid. des Herrn N. N. christliche Salbaderei über den ‚Standhaften Prinzen')" vermag ich nicht mit Biedermann Goethe-Forsch. S. 176 herauszulesen dass „Goethe Calderons Stärke im Christlichen seiner Stoffe erkannte."

S. 146, 30 ff. Die entsprechende Bedeutung hat für den „Weiblichen Joseph" eine Stelle im ersten Brief an die Korinther, für den „Wunderthätigen Magus" eine im Plinius, für den „Grossfürsten von Fez" eine im Koran.

S. 150 ff. *Nachdem in Italien neue Beiträge zur Kenntniss G. G. Bellis (1791 — 1863), besonders von D. Gnoli (*Nuova Antologia 1878*), geliefert worden sind, und ihn den Deutschen kein Geringerer als Paul Heyse vorgeführt hat, erheischt der Wiederabdruck dieses Aufsatzes besondere Nachsicht, als des einzigen Niederschlages aus einem eifrigen und andauernden Studium das ich in den sechziger Jahren dem römischen Volksleben und der römischen Mundart widmete; denn was ich im „Globus" (1868) über „das Ballspiel in Rom" berichtete, hält sich durchaus auf der Oberfläche.

S. 154, 9 ff. *Poesis jocosa seu morum ac ludicrorum quorundam, quae olim Romae, modo vero tum apud nostrates vigent, poeticae descriptiones. Opus posthumum Josephi Bernerii Romani. Patavii 1715.* *Der *Meo Patacca* ist von 1695, nur 7 Jahre jünger als der *Maggio romanesco* Peresios, was ich deshalb bemerke weil Gnoli diesen ins 17., jenen aber ins 18. Jhrh. setzt.

S. 156, 8 ff. J. Burckhardt Die Cultur der Renaissance in Italien. Zweite Aufl., Leipzig 1869, S. 302 fg.: „Wenn wir die Verfasser von Dialogen beim Wort nehmen dürften, so hätten auch die höchsten Probleme des Daseins das Gespräch zwischen auserwählten Geistern ausgefüllt; die Hervorbringung der erhabensten Gedanken wäre nicht, wie bei den Nordländern in der Regel, eine einsame, sondern eine Mehreren gemeinsame gewesen."

S. 158, 7. Die gänzliche Erfolglosigkeit hat der Römer mit einem Ausdruck des Bocciaspieles bezeichnet; wir können doch in diesem Zusammenhang kaum einen analogen (wie aus dem Kegelspiel: „ein Pudel!") gebrauchen.

S. 165, 13. Die Römer essen oft einen Salat der aus vielen ganz verschiedenen Kräutern zusammengesetzt ist, und

den sie daher *mesticanza* (Mischsalat) nennen; an diesen denkt die Predigtkritikerin.

S. 169 f. Dies alles ist vorbehaltlich gesagt. Jetzt da zu Rom die *Bocca della Verità* nicht mehr in einer düstern Ecke versteckt bleiben wird, muss durch Bellis Freunde, sowie mit Hülfe von gewiss neu auftauchenden Sonetten der richtige Thatbestand leicht zu ermitteln sein.

S. 169, 17 ff. Meiner Ansicht nach geht Morandi ebenso nach der einen Seite zu weit wie P. Tarnassi (*Elogio storico di G. G. Belli. Roma 1864*) nach der andern. Aber er sieht sich doch S. 53 zu der Aeusserung genöthigt: „Und wir können den letzten Willen des Dichters berücksichtigen und diese Satiren als eine unmittelbare Schöpfung des römischen Volkes betrachten, aus welchem er am Ende ja doch Anregung und Gedanken geschöpft hatte."

S. 170 u. Auch Abate Luigi und Madama Lucrezia werden dann und wann in Scene gesetzt. Nur der arme Babbuino scheint kein Freundschafts- noch Liebesverhältniss zu besitzen, dass er sich gelegentlich aussprechen könnte. Beiläufig sei bemerkt dass die Sitte ehrwürdige Statuen des Alterthums mit trivialen, ja respektwidrigen Namen zu belegen, den Römern von ihren Altvordern überkommen ist, die, wie wir wissen, auch von einer *matrona flens,* einer *meretrix gaudens,* einem *venator* redeten.

S. 184, 17 ff. *Als ich dies schrieb, wusste ich nicht dass die *Pupillas do senhor reitor* schon 1868, und zwar von Ernesto Biester dramatisiert worden waren. Sie wurden in Lissabon und Porto aufgeführt; das *Jornal do Porto* bemerkte: „Wenn das Drama nicht vollkommener ist, so beruht das auf der Trefflichkeit des Romans den wir vor einigen Monaten lasen. Die einzige Schuld Ernesto Biesters ist Julio Diniz." S. *Julio Diniz (Joaquim Guilherme Gomes Coelho). Esboço biographico por Alberto Pimentel. Porto 1872.*

S. 246 f. *Ueber das Blumige in der Volksdichtung der Italiener handelt, mit Seitenblicken auf die der Spanier, Portugiesen, Südfranzosen, Rumänen und Neugriechen, ein Abschnitt meines Buches „Ritornell und Terzine" (Halle 1875), das ich um so lieber selbst citiere als es, trotz seiner von der Kritik anerkannten Neuartigkeit, seitens derer die sich seitdem mit ähnlichen, nämlich auf die Geschichte poetischer

Formen bezüglichen Untersuchungen beschäftigt haben, fast gänzlich unbeachtet geblieben ist.

S. 262, 24. Der eine fand an einem Hause eine Inschrift: „Ehret die Eltern.“ Er verlas sich: „Ehre den Eltern“, übersetzte als ob da stände: „Ehre den Alten“, *respect aux vieillards,* und schloss daraus dass das Haus entweder eine Schule oder ein Hospiz sein müsse (s. den *Figaro*). Manche römische Inschrift ist nicht schlimmer mitgenommen worden.

S. 292 ff. *Der Wunsch den ich hier ausgesprochen und in einem andern Aufsatz („Die Gegenwart“ 7. Apr. 1877) wiederholt hatte, fand zwar im Ausland und auch auf deutschem Boden warmen Beifall (s. *Timpul* von Bukarest 2. und 3. März, „Neue Freie Presse“ 7. März, *The Academy* 17. März und 19. Mai, *L'Opinione* 18. März, *Curierul de Iassi* 25. März, *La Gazzetta d'Italia* 25. März, „Tagespost“ von Graz 7. April, „Allgemeine Zeitung“ 3. April, „Magazin für die Literatur des Auslandes“ 7. April, *La Perseveranza* 9. Mai, *La Nazione* 31. Juli, *The Nation* von New York 13. Sept., *Revue politique et littéraire* 8. Dec. 1877 u. s. w.), aber keine Verwirklichung.

S. 294, 3 ff. *Man hat mir in der *Romania* (VI, 311) gelegentlich der Reproduktion meines Artikels den Vorwurf gemacht die Arbeiten von Milá y Fontanals vergessen zu haben. Es war dies nicht der Fall; nur rechnete ich sie in meinen Gedanken dem katalanischen, nicht dem kastilischen Gebiete zu. Auf letzterem haben neuerdings wenigstens die folkloristischen Studien einen unerwartet lebendigen Aufschwung genommen, und wir dürfen prophezeien, es werden — wie überall anderswo — sich die linguistischen ihnen zugesellen.

S. 330 u. Die Eisteddfod von Pwllheli hat in den kymrischen Blättern eine Menge von Ausstellungen erfahren, die natürlich die Bedeutung des Festes im grossen Ganzen nicht schmälern. Die besten, kürzesten und witzigsten brachte der *Herald Cymraeg* von einem „Häring von Nefyn“ (nämlich Mynyddog), z. B. dass Mr. Evans Broom Hall (ein vornehmer Herr) über Butterfässer urtheilt, während Hu Gadarn (ein Pächter) da sitzt und nichts thut; dass die Preisrichter über die Chöre von allem Möglichen sprechen, ausser von den Fehlern und Vorzügen der Sänger; dass die Richter über die Hauptpreise sich um die kleinen Preise bewerben.

S. 338, 10. Das Gebet lautete:

Gib, Gott, Schutz,
Und im Schutze Kraft,
Und in der Kraft Verständniss,
Und im Verständniss Wissen,
Und im Wissen Wissen des Rechten,
Und im Wissen des Rechten Liebe zu ihm,
Und in der Liebe zu ihm Liebe zu jedem Wesen,
Und in der Liebe zu jedem Wesen Liebe zu Gott.

S. 345 u. *Taffy* ist der englische Spottname für die Kymren (David), wie *Sawny* (Alexander) für die Schottländer, *Paddy* (Patrick) für die Irländer.

S. 363 f. Das kymrische Liedchen ist aus *Cymru fu* (Wrexham 1862) S. 362, 6; das toskanische aus Tigri[2] I, 604. In meiner Schrift „Ritornell und Terzine" S. 114 f. habe ich verschiedene Beispiele parodierender Ritornelle gegeben. Vgl. *Cymru fu* S. 491, 2 u. 3:

Sieh dort meine Liebe auf dem Hügel,
Eine rothe Rose und eine weisse Rose;
Die rothe Rose entblättert sich,
Die weisse Rose ist meine Liebe.

Sieh dort meine Liebe im Thale,
Sauaugen und Schweinszähne,
Zwei Füsse wie ein Pflughaupt,
Sie spricht wie eine Eule.

*In einem Aufsatz *Analogía entre los cantares alpinos y los andaluces* (*El Folk-Lore Andaluz, Set. de 1882*) habe ich die metrische Gleichheit der kymrischen, friaulischen und spanischen Vierzeilen und die inhaltliche Verwandtschaft der letztern mit unsern Schnaderhüpfeln hervorgehoben, indem ich zur Veranschaulichung für die Spanier Einiges aus der Hörmann'schen Sammlung in spanische Verse übersetzte. Inwiefern das Inhaltliche mit Rücksicht auf die Verwandtschaft verschiedener Dichtungsmasse untereinander nicht nur, sondern auch auf die Ausbreitung derselben Dichtungsmasse zu verwerthen ist, habe ich, von der eben citierten Schrift abgesehen, in meiner Untersuchung über die *Cantes flamencos* (Zeitschr. für rom. Phil. 1881) darzulegen mich bemüht. Schon mit Hülfe dieses Mittels allein dürfte sich die Verpflanzung der Schnaderhüpfeln von den Alpendeutschen zu den Mitteldeutschen und zu den Alpenslawen nachweisen lassen. Gustav Meyer, welcher sich in neuester Zeit über die Schnaderhüpfeln und Aehnliches in anregender Weise verbreitet hat, zweifelt („Essays und Studien" S. 368) an dem von A. Grün angenommenen deutschen Ursprung der slowenischen *viže*; aber aus J. Scheiniggs eingehender Abhandlung „über die Volkslieder der Kärntner Slowenen" in der slowenischen Zeitschrift *Kres* (1885) wird derselbe klar genug.

S. 375. John Peter starb am 17. Jänn. 1877, von ganz Wales tief betrauert. Er war noch nicht 44 Jahre alt.

S. 409 u. Auf den höchst spitzfindigen Unterschied zwischen „Wissen“ und „Gelehrsamkeit“ oder wie wir *gwybodaeth* und *dysg* sonst übersetzen mögen, brauche ich wohl nicht einzugehen.

S. 423 o. Kymren und Bretonen lernen sich leicht verstehen; aber von Haus aus verstehen sie sich, von Einzelnem abgesehen, nicht. Darin hat gewiss Thomas Price (Carnhuanawc) Recht, welcher bei einer 1829 nach der Bretagne unternommenen Reise sehr darauf achtete; s. seine *Literary Remains* (Llandovery 1854. 1855). Verschiedener Ansicht war allerdings der Graf de la Villemarqué, aber seine Lieblingsidee einer Verbrüderung zwischen Kymren und Bretonen erfüllte ihn so sehr dass er Manches in etwas anderem Lichte sah als es wirklich war. Er und noch vier Edelleute aus der Bretagne erschienen 1838 als Deputation, und zwar mit Billigung Ludwig Philipps, auf dem fünften Jahresfeste der kymrischen litterarischen Gesellschaft von Abergefni. Eine Rede Villemarqués erinnerte an die Schlacht von St. Just, in welcher die Kymren auf englischer Seite und die Bretonen auf französischer sich einander an der Sprache erkannten und sich weigerten miteinander zu kämpfen, ja nach der Schlacht gemeinsam Kriegslieder zur Ehre ihrer Vorfahren sangen. Bei dieser Gelegenheit trug Villemarqué auch ein bretonisches Festlied vor das er selbst gedichtet hatte. Diesem Feste verdankt einer der ersten französischen Dichter dieses Jahrhunderts eine Anregung; in Lamartines *Recueillements poétiques* (1839) lesen wir einen Toast auf Kymren und Bretonen, dessen erste Strophe so lautet:

*Quand ils se rencontraient sur la vague ou la grève,*
*En souvenir vivant d'un antique départ,*
*Nos pères se montraient les deux moitiés d'un glaive*
*Dont chacun d'eux gardait la symbolique part.*
*„Frère!“ se disaient-ils, „reconnais-tu la lame?*
*Est-ce bien là l'éclair, l'eau, la trempe et le fil?*
*Et l'acier qu'a fondu le même jet de flamme,*
*Fibre à fibre se rejoint-il?“*

*Meine „Keltischen Briefe“ fanden im Lande des Humors eine Kritik deren letzte Worte ich wegen der darin den deutschen Gelehrten gegebenen Direktive mittheilen muss: *How romantic a German professor can be if he is inspired like Prof. Sch.! However, instead of describing continually the unendurable*

*sermons, or the Sunday schools, where he was surprised to find that the Welsh know the Bible better than the German professors, or even the pair of dark eyes of a girl at Bala, which the professor found it worth while to follow into the church (where, again, the sermon and the prayers were insupportable), Prof. Sch. would have done better to read books and copy manuscripts, as a learned German should.* (*The Athenaeum*, 6. Juli 1878). Der Schreiber, der übrigens den Schluss meiner „K. Br." (22.—24. Juni) nicht berücksichtigt oder nicht abgewartet hat, ist ohne Zweifel mit dem S. 346 erwähnten Bienenvater identisch.

# Inhaltsverzeichniss.

(*A* = Allgemeine Zeitung; *I* = Im neuen Reich; *N* = Neue Freie Presse.)


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Pompeï und seine Wandinschriften (*A* 1872) | 1 |
| II. | Virgil im Mittelalter (*I* 1873) | 39 |
| III. | Boccaccio (*N* 1880) | 49 |
| IV. | Die Geschichte von den drei Ringen (*I* 1871) | 66 |
| V. | Ariost (*A* 1875) | 74 |
| VI. | Camoens (Festschrift, Graz 1880) | 84 |
| VII. | Zu Calderons Jubelfeier (*N* 1881) | 103 |
| VIII. | Goethe und Calderon (*A* 1881) | 120 |
| IX. | G. G. Belli und die römische Satire (*A* 1871) | 150 |
| X. | Eine portugiesische Dorfgeschichte (*N* 1878) | 180 |
| XI. | Lorenzo Stecchetti (*N* 1879) | 191 |
| XII. | Reim und Rhythmus im Deutschen und Romanischen (*I* 1873) | 222 |
| XIII. | Liebesmetaphern (*N* 1879) | 236 |
| XIV. | Das Französische im neuen Deutschen Reich (*A* 1871) | 259 |
| XV. | Eine Diezstiftung (*A* 1877) | 292 |
| XVI. | Französisch und Englisch (*A* 1875) | 301 |
| XVII. | Keltische Briefe (*A* 1876. 1878) | 317 |
| | Anmerkungen | 427 |

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

**Brandes, Georg** (Kopenhagen), **Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen.** Mit dem Bilde Holbergs. 8°. VI u. 254 S. geh. 4,50. — geb. M. 5,50.

**Bruskowitz, H.**, Dr. phil. (Wien), **Percy Bysshe Shelley.** 8°. XII u. 387 S. geh. M. 6,00.

— **Drei Englische Dichterinnen.** Johanna Baillie — Elisabeth Barrett Browning — George Eliot. 8°. 244 S. M. 4,00.

**Elze, Karl,** Prof. (Halle), **Lord Byron.** 2. verm. Ausg. 8°. 499 S. M. 6,00.

**Gaspary, Adolf,** Prof. (Breslau), **Geschichte der Italienischen Literatur.** Bd. I (bis einschl. Petrarca). gr. 8°. VIII u. 550 S. M. 9,00.

**Geiger, Ludwig,** Prof. (Berlin) **Jirlisimini und andere Curiosa.** 12°. VI u. 167 S. M. 4,00.

**Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker und Menschen.** 6 Bände. 8°. Preis d. Bds. geh. M. 6,00, geb. M. 7,00.

**Honegger, J. J.**, (Zürich), **Kritische Geschichte der französischen Kulturein flüsse.** gr. 8°. XII u. 400 S. M. 7,50.

**Karpeles, Gustav** (Berlin), **Geschichte der Jüdischen Literatur.** Gr. 8. 74 Bogen. M. 18,50.

**Kinkel, Gottfr.**, Prof., **Mosaik zur Kunstgeschichte.** gr. 8°. XII u. 467 S. M. 9,00.

**Laun, Adolf,** Prof., **Washington Irving.** Ein Lebens- und Charakterbild. 8°. 2 Bde. XIV u. 246 S. u. IV u. 291 S. M. 7,00.

**Lewes, G. H.**, (Verf. von Goethe's Leben), **Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte.** In's Deutsche übertragen von Arnold Ruge.

Bd. I. **Alte Philosophie.** gr. 8°. VIII u. 533 S. M. 8,00.
„ II. **Neuere Philosophie.** gr. 8°. 811 S. M. 13,00.

**Meyer, Gustav,** Prof. (Graz), **Essays u. Studien** zur Sprachgeschichte und Volkskunde. 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

**Rethwisch, C.** (Berlin), **Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrich des Großen.** 2. verm. Aufl. VIII u. 234 S. gr. 8°. M. 3,00.

**Schipper, J.**, Prof. (Wien), **William Dunbar.** Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen nebst e. Abriß der Altschottischen Poesie. 8°. XVIII u. 410 S. geh. M. 7,00, geb. M. 8,00.

**Schuchardt, H.,** Prof. (Graz), **Ueber die Lautgesetze.** Gegen die Junggrammatiker. gr. 8°. VI u. 39 S. M. 0,80.

**Sugenheim, S., Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte.** 8°. VIII u. 338 S. M. 4,50.

**ten Brink, Bernhard,** Prof. (Straßburg i. E.), **Geschichte der Englischen Litteratur.** Erster Band: Bis zu Wiclif's Auftreten. gr. 8°. VIII u. 470 S. M. 8,00.

**Treu, Georg,** Prof. (Dresden), **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8°. IV u. 40 S. M. 1,00.

**Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers** (von K. Hillebrand). 8°. IV u. 118 S. geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin.

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben von

**H. von Treitschke** und **H. Delbrück**

(Zeitschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft.)

**Der Band von 6 Monatsheften M. 9,00.**

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Die Hefte des 56. und 57. Bandes enthalten u. a. folgende größere Aufsätze: **Hauck, G.**: Die Grenzen zwischen Malerei und Plastik und die Gesetze des Reliefs. — **Loening, E.**: Die Verwaltung der Stadt Berlin. — Flotten-Fragen. — **Delbrück, H.**: Prinz Friedrich Karl. — **Rogge, D.**: D. Emil Hermann, weil. Präsident des ev. Oberkirchenrathes. — **Bornhak, C.**: Die Entwicklung der sächsischen Amtsverfassung im Vergleich mit der brandenburgischen Kreisverfassung. — Der Hof von Yildiz-Kiosk. — **Nitzsch, Fr.**: Die Schlußworte des Goethe'schen Faust. — **Lamprecht, K.**: Das Schicksal des deutschen Bauernstandes bis zu den agrarischen Unruhen des 15. und 16. Jahrhunderts. — **Börner, P.**: Die Zukunft der wissenschaftlichen Hygiene in Deutschland. — **Seeck, O.**: Der erste Barbar auf dem römischen Kaiserthrone — **Jan, v. K.**: Rousseau als Musiker. — **Lang, W.**: K. Fr. Reinhard im auswärtigen Ministerium zu Paris. — **Zschech, Fr.**: Die neuere Forschung über Maria Stuart. — **Treitschke, H.**: v. Briefe von E. M. Arndt an Franz Hegewitsch. — **Mittelstädt, O.**: Strafjustiz und öffentliche Meinung. — Das heutige Athen und seine Bewohner. — **Gußmann, K.**: Johann Hieronymus Yelin. Ein Bild aus den Hohenlohe'schen Religionswirren des vorigen Jahrhunderts. — **Pfleiderer, O.**: A. E. Biedermann. — **Treitschke, H.**: v. Rede zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. — Die Reform unserer Gymnasien nach jesuitischer Anschauung. — **Bruns, H.**: Wandlungen innerhalb der klassischen Archäologie. — **Stieda, W.**: Gewerbliche Zustände in der Gegenwart. — **Stegemann, K.**: Die ökonomische Grundanschauung von Karl Marx. — **Lasson, A.**: Zeitgenössische Religionsphilosophie. — Zur Geschichte des russischen Einflusses in Asien. — **Delbrück, H.**: Ueber die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte. — Die geschichtliche Stellung des mosaischen Gesetzes nach den neueren alttestamentlichen Forschungen. — Berlin und sein Verkehr. — **Rößler, C.**: Französische Masken. — **Nasse, E.**: Entwicklung und Krisis des wirthschaftlichen Individualismus in England. — **Pilati, Graf**: Die Dotation unserer Landschulen. — Der Gang des Kulturkampfes.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

m / 69

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Mail
11/5/53

Lit 48.86.10
Romanisches und Keltisches.
Widener Library
003595162
3 2044 079 624 680